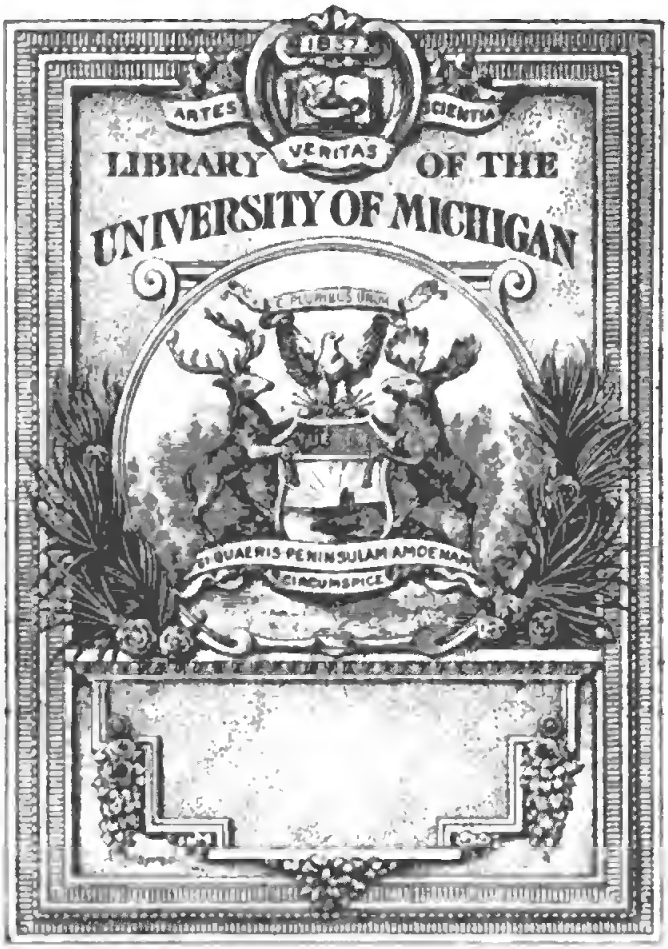
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ritz

f 30.6 B 58

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Stollwercks Adler-Cacao

wohlschmeckend.

Garantirt rein. — Schnell-löslich.

Dosen	1/2	1/4	1/8 Ko.
Mk.	2.40.	1.25.	0.65.

Verkaufsstellen durch Firma-Schilder kenntlich.

Digitized by Google

Soeben beginnt zu erscheinen:

K. F. BECKERS
WELTGESCHICHTE

VIERTE AUFLAGE

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens revidiert und bis zum Jahre 1900 fortgeführt von

Professor Dr. K. H. GROTZ

und

Professor Dr. J. MILLER

Ueber 1000 Illustrationen * 18 erläuternde Karten.
Vollständig in 66 Lieferungen zum Preise von nur

40 Pfennig pro Lieferung.

Die Vorzüge der Beckerschen Weltgeschichte sind längst bekannt: **zweckmässige Auswahl** des Stoffes, **lebendige, anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung** und Einteilung, warme **Vaterlandsliebe,** breite **Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte.**

Diesen Vorzügen verdankt das altberühmte Werk seine bisherige Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Die Bearbeiter der neuen Auflage waren bemüht, diese Vorzüge zu erhalten und mit dem Reize der Darstellung die Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande des geschichtlichen Wissens zu vereinen.

Alle 8—14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben. * Die meisten Buch- und Kolportagehandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart * Berlin * Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Novellette „Die Frau des Arztes“ von Friedrich Chieme. (S. 73)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Zehnter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Digitized by Google

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ich will. Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin (Fortsetzung) 7

Die Frau des Arztes. Novellette von Friedrich Thieme . 66
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Der „Meistertrunk" in Rothenburg. Ein Pfingstausflug von Rudolf Felger 84
Mit 17 Illustrationen.

Der Schimmel des Sultans. Militärhumoreske von U. v. Lychdorff 107

Die elektrische Zentralbahn in London. Technische Skizze von Otto Häussler 152
Mit 8 Illustrationen.

Deutschlands Bollwerk in der Nordsee. Ein Besuch auf Helgoland. Von Hans Scharwerker 167
Mit 9 Illustrationen.

Erwacht. Novelle von Otto Behrend 185

Im Reiche der Süssigkeiten. Ein technisches Kapitel von Ernst Montanus 202
Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein Blick hinter die Kulissen eines Pariser Heiratsbureaus 214

Neue Erfindungen:

I. Das Pianola . . . . . .
Mit Illustration.

II. Verbesserungen der Monierbauweise . .
Mit Illustration.

III. Kehrichtschaufel mit Staubfänger . . .
Mit Illustration.

Die Liebesprobe . . . . . .

Alles in Feld und Wald lebende Getier . . .

Die Brüder des Kaisers von China . . . . .
Mit Illustration.

Ein tüchtiger Geschäftsmann . . . . . .

Die Booksbeutelei . . . . . .

Richard III. im Manöver . . . . . .

Zeichen der Zivilisation . . . . . .
Mit Illustration.

Ein seltsames Korrespondenzmittel . . . . .

Geschäftliches Unglück einer grossen Sängerin .

Die Hundeheilmethode . . . . . .

Auch eine Werbung . . . . . .

Die getäuschten Erben . . . . . .

Ein verhängnisvoller Irrtum . . . . . .

Der dekorierte Hanswurst . . . . . .

Ich will.

Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ja, es gab wieder einmal eine Scene zwischen Ramhorst und mir," gab Irmgard auf die bekümmerte Frage ihres Bruders zu. „Er hatte gestern wieder auswärts soupiert und so viel ausgegeben, da mahnte ich ihn, doch an Hans zu denken; der arme Junge ist ja mal bettelarm, bekommt schon jetzt so gut wie gar keine Zulage. Und was hat er mir geantwortet? Ich hätte kein Recht, in seine Angelegenheiten hineinzureden, meine Mitgift bringe er ja nicht durch. — O Robert, Robert," abermals aufschluchzend drückte sie das Taschentuch ans Gesicht, „wie ist doch für eine Frau eine Ehe ohne Liebe fürchterlich! Hätte ich das gewußt — aber ich war siebzehn Jahre alt, als er um mich anhielt, und mich beriet keiner — eine arme Offizierstochter hat ja auch keine Wahl."

„Du hast's wohl wieder mal zu schlimm genommen, Irmgard, wie?" Im Bemühen, sie zu trösten, schlug der Doktor einen leichteren Ton an und zog ihr das Taschentuch vom Gesicht. „Ramhorst hat doch auch seine guten

Seiten. Ihr Frauen seid leicht gar zu empfindlich. Denk' daran, welch einen prächtigen Jungen du hast, dann kannst du doch gar nicht traurig sein."

„Hans macht mir auch Sorgen," seufzte die Majorin ein wenig ruhiger. „Seine Briefe klingen so schwermütig, als fehle ihm etwas. Dann möchte er schon wieder nach Hause kommen —"

„Na, so laß ihn doch kommen, wenn er Urlaub kriegt," fiel der Doktor ein, worauf seine Schwester energisch das Haupt schüttelte.

„Nein, das geht nicht. Ich bitte dich, Robert, die unnützen Reisen von Rodenstadt nach Arberg kosten doch Geld. Außerdem soll er auch solch Muttersöhnchen nicht sein, den's friert, wenn er nicht daheim ist."

Der Doktor hob den dunklen Kopf und lächelte — sein ernstes, kluges, vornehmes Lächeln.

„Du irrst dich, liebe Irmgard," sagte er bestimmt, „der Hans hat kein Talent zum Muttersöhnchen, zur Rankenpflanze. Ein goldiger Schwärmer ist's, und seiner mag noch manche Gefahr im Leben warten, noch mancher Sturm, aber er wird stets als Baum darinnen stehen und eher brechen als biegen. Wir wollen also den jungen Mann diesmal nicht kommen lassen, sondern ihm hundert Mark schicken, dann wird der Kummer seiner zwanzig Jahre schon gehoben sein, denke ich."

„Du Liebster, Bester!" Rührung und Zärtlichkeit in den verweinten Augen, sah sie ihm tief und dankbar in die seinen, die hell und zärtlich auf ihr ruhten.

Dann sagte sie langsam: „Gott schütze dich und dein warmes Herz!"

Fünftes Kapitel.

„Lesen Sie doch die häßlichen Briefe nicht immer wieder, Adelheid, Sie verderben sich nur die Stimmung.

Kommen Sie lieber mit ins Atelier hinüber, ich hab' noch ein paar Striche zu thun."

„Danke, Fräulein Regine, aber ich bleibe gern ein Weilchen allein."

„Also, wie Sie wollen."

Dem goldhaarigen Kopfe am Fenster des altväterisch möblierten, gemütlichen Wohnzimmers freundlich zunickend, schritt Regine Erhard in den Nebenraum, Atelier genannt, den bereits zwei menschliche Wesen in merkwürdigen Kostümen bevölkerten. Auf dem Maltritt saß ein Tiroler Dirndel von kleiner, zierlicher Gestalt, mit flachsblonden Zöpfen und Augen, so blau wie ein Gebirgssee. Sie hatte eine Zither im Schoß und klimperte darauf, dazwischen tönten die Silberglöckchen ihres Lachens. Vor ihr aber stand ein schwarzlockiger Jüngling mit wildrollenden Augen, wilden Gebärden und einer rotkarierten Tischdecke nach Hidalgoart über die Schulter drapiert.

„Mir war's, als hört' ich auf einer Laute spielen, und Laute, Laute, die lieb' ich bis zur Raserei," deklamierte der Schwarzlockige voll Pathos und Düsterheit.

„Mein Vater ist ein Appenzeller
Und frißt den Kas mitsamt dem Teller —"

läuteten die Silberglöckchen der Flachshaarigen zur Antwort.

„Lieber Ottomar, die Tischdecke hat zehn Mark gekostet," klang da ein Mißton in das liebliche Duett, „wenn du sie deinem Kostümschatze einverleiben willst, so hab' ich nichts dagegen, falls du gerade die zehn Mark dafür bei dir hast."

„Besonders tief und voll Empörung
Fühlt man die pekuniäre Störung —"

Mit diesem schwermütigen Citat wandte der betischdeckte Spanier sein Haupt der „Störung" zu, die in hoch-

ragender, breiter Walkürengestalt die halbe Thürbreite deckte, Regine Erhard hieß und sich abmühte, das Lachen in ihrem Gesicht mit dem Anstandsröckchen strenger Falten zu bekleiden.

„O, ihr Zigeuner! Nicht den Rücken darf man wenden, dann wird Unfug getrieben."

„Ernst ist das Leben, teure Schwester, doch ewig heiter bleibt die Kunst."

„Die deine, jawohl. Sie scheint mir sogar sehr heiter zu sein. Hier" — Regines Rechte hielt ein Stößchen verschiedenfarbiger Karten und Briefe in die Höhe — „der Postbote war eben draußen und brachte diese kleine Ladung für Herrn Ottomar Erhard, Hofschauspieler, per Adresse Fräulein Erhard, Malerin —"

„Drei Treppen, Mansarde," vollendete der Hidalgo tiefsinnig und griff mit großartiger Geste nach dem Briefbündel. „Aber in Spanien, in Spanien, da waren es hundert und drei."

Die gestrengen Falten decken das mutwillige Zucken in der Schwester Antlitz nicht mehr, und sie lacht nun frei heraus, begleitet von dem hellen Gekicher des Tiroler Dirndels.

„Annette, du Nette, Adrette, Kokette —"

„Bitte," antwortete das Flachsköpfchen, schnippisch das Grübchenkinn hochziehend, „wir siezen uns noch."

„Noch! Doch soll es ewig, ewig also bleiben?"

Ein rollender Augenaufschlag zum Schicksal empor und dann laufen des imitierten Spaniers sprühende Blicke über die inzwischen geöffneten Briefe hin, deren buntfarbene Umschläge gleich Blumenblättern den Boden bedecken.

„Die Anna, die Minna, die Lina, die Emma —" Und auf einmal ballte er die sämtlichen zärtlichen Schreiben der Linas, Minnas, Emmas und Annas zu einem Knäuel

zusammen und schleuderte ihn an die Zimmerdecke, wobei er seiner Schwester zurief: „Du Regine, die Gänse von Arberg möchten samt und sonders Malstudien bei dir nehmen."

Jetzt verfinsterte sich das gutmütige, treuherzige Gesicht Reginens wirklich, und sie sagte heftiger, als es sonst ihre Art war: „Ja leider, aber nicht meinetwegen und nicht der Kunst wegen, sondern deinetwegen. Und das paßt mir ganz und gar nicht."

„Aber erlaube mal," fiel der Schauspieler kopfschüttelnd ein, „ich wohne der Ehre wegen, mit dir unter einem Dache atmen zu dürfen, und in Ermangelung anderer Räumlichkeit in allernächster Nähe dieses Daches und habe zudem, um nur ja nicht einer deiner Schülerinnen über den Weg zu laufen, extraverschwiegenen Eingang durch den Garten. Wie können sie da also —"

Eine Handbewegung Reginens nahm ihm das Wort weg. „Du weißt es ja noch besser als ich selbst," sagte sie ruhig, „daß ich trotz alledem nur deinetwegen diesen enormen Zuwachs meiner Malstunden habe. Ich aber war bisher gewöhnt, ein Lebewesen für mich zu sein und nicht nur des Schauspielers Erhard Schwester, wie dies der Fall ist seit der Zeit, da du hier engagiert bist und von den jungen Dingern der Stadt angeschwärmt wirst, wie das wohl jedem Bühnenliebhaber ergeht."

„Jedem?" unterbrach sie der Spanier beleidigt, zog die Tischdecke fester um sich und wanderte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Regine war an ihre Staffelei getreten, zupfte die Malschürze im Gürtel loser, betrachtete kritischen Auges ihr Pastellporträt vom Tiroler Dirndel, fuhr ein paarmal durch das dunkle, störrische, kurzgeschnittene Haar und griff dann zum Stifte.

„Bitte, Annette, nimm deine Stellung wieder ein."

Das Flachsköpfchen kam der Aufforderung nach und bemühte ſich, die unruhigen, luſtigen Blauaugen auf den ihnen angegebenen Punkt zu konzentrieren. Sie hatte ein hübſches Geſicht, die ſiebzehnjährige Pflegebefohlene Reginens. Sonnenſchein ging aus von allem, was ſie that oder ſagte, und wenn ſie lachte, lachte ihre Umgebung mit. Sie war die Tochter eines armen, kindergeſegneten, oberrheiniſchen Schullehrers, der mit Reginens Vater vervettert war und glückſelig zugeſtimmt hatte, als nach dem Tode des alten Erhard Regine ſich erbot, Annette, die ſie von gegenſeitigen Beſuchen her liebgewonnen hatte, zu ſich zu nehmen und ſie etwas lernen zu laſſen. Da die Malerin durch die von ihrem Vater übernommene Malſchule genug für zwei verdiente, hatte ſie die Verpflichtung, für die kleine Annette Sorge zu tragen, ruhig eingehen können. Die Kleine, die ein hübſches Talent zur Blumenmalerei hatte, machte ihr Freude durch ihre guten Fortſchritte; mit dem einzigen, jüngeren Bruder, der ſeit der Winterſaiſon in Arberg engagiert war, verband ſie innige Zuneigung, und ſo dünkte es der tapferen, arbeitsfrohen Regine, deren ſechsunddreißigjähriges Herz nicht mehr nach Mannesliebe verlangte, als habe ihr das Schickſal alle billigen Wünſche an ein glückliches, zufriedenes Daſein erfüllt. Nach außen hin erfreute ſie ſich der Achtung und Aufmerkſamkeit des beſten Geſellſchaftskreiſes, man ſchätzte ſie ſowohl als Perſönlichkeit, wie als tüchtige Porträtmalerin.

Während ſie jetzt eifrig den Stift handhabte, hatte Ottomar das bunte Briefknäuel wieder vom Boden aufgehoben, und dasſelbe an die Lippen preſſend ſchmachtete er: „Seid umſchlungen, Millionen!“

Regine mußte lachen.

Und auch das Dirndel lachte. „Wie ein Mädel nur ſo dumm ſein kann und den da anſchwärmen,“ ſie

kicherte ausgelassen, „den da, der sich zum Danke dafür doch nur über alle lustig macht."

„Ueber alle — ach nein!" Der Schauspieler schüttelte die Mähne von der Stirn und verdrehte die Augen. „Ich liebe — aber — ich lieb' eine Blume und weiß nicht welche. Doch halt!" — er warf sich in Positur — „ich weiß! Ilse! — Ja, Ilse, die lieb' ich bis zur Raserei!"

„Ilse Herbert?!" Annettchen lachte wie eine Spottdrossel. „Nun, vor der wenigstens sind Sie sicher, die schwärmt Sie nicht an, dazu ist die viel zu vernünftig."

„Drum eben lieb' ich sie!" dröhnte Ottomar.

„Je höher der Kirchturm,
Desto schöner 's Geläut —"

„Na, da müßten Sie mich ja ganz fürchterlich lieben, denn ich schwärme noch weniger für Sie," neckte die Kleine.

„Keine Regel ohne Ausnahme," versetzte schnell gefaßt der Bühnenheld. „In diesem Falle, Annette, Adrette, Kokette, sind Sie die Ausnahme —"

„Lieber Ottomar, ich möchte jetzt arbeiten, würdest du dich nicht lieber ein wenig ins Nebenzimmer bemühen?"

„Zu Fräulein Adelheid?" meinte der Schauspieler bedenklich. „Ich fürchte, meiner Seele leichteres Klingen fände da nicht willigen Widerhall. Und um der Töne tiefste anzuschlagen, dazu fehlt mir im Augenblick die Stimmung. Drum wähl' ich lieber diesen Seitenweg."

Er verschwand durch eine Tapetenthür, die in das kleine Schülerinnenwartestübchen der bescheidenen, nur aus vier Zimmern bestehenden Parterrewohnung führte. —

Während sich im Atelier diese kleine Scene abspielte, saß Adelheid und las wieder und wieder die Briefe, deren Inhalt sie fast auswendig wußte.

Da war zunächſt des Vaters Schreiben, das ſie von ihm erhalten hatte, als Antwort auf ihre Mitteilung, daß ſie noch in letzter Stunde alle Beziehungen zu Wendelburg abgebrochen habe, da ſie unabwendbar gefühlt hätte, nicht in Gemeinſchaft mit ihm leben zu können. Der Brief war furchtbar. Die Eltern ſagten ſich von ihr als von einer Pflicht- und Ehrvergeſſenen los, bis ſie ihr Unrecht eingeſehen hätte und reuig zu dem Manne zurückgekehrt ſein werde, dem ſie nun einmal angehöre. Man verweigerte ihr jede Hilfe und jede Unterſtützung, und da ſie keinen greifbaren Schuldbeweis gegen Wendelburg vorzubringen vermochte, verurteilte man ſie ſchonungslos und ſchrieb ihrer Handlungsweiſe die niedrigſten Motive zu. An eine Nervenerkrankung glaubten die Eltern natürlich ebenſowenig wie Wendelburg ſelbſt, der nur, um jeder Blamage für ſich vorzubeugen, Adelheid in eine Nervenheilanſtalt gebracht und unter ſeinen Bekannten die ſchmerzliche Nachricht verbreitet hatte, ſeine geliebte, angebetete Frau ſei auf der Hochzeitsreiſe plötzlich ſchwer nervenkrank geworden. Welch trauriges Geſchick für einen jungen, liebenden Ehemann! Keiner konnte einem ſo ſchwer Getroffenen ſeine Teilnahme verſagen. Daß er ſo gehandelt, hatte er Adelheid ſelbſt mitgeteilt, auf ihre Weigerung hin, ihn weder ſehen noch ſprechen zu wollen. Er hatte ihr klar gemacht, in ſeinem ſo ſchwer durch ſie geſchädigten Intereſſe alſo handeln zu müſſen, und ihre Antwort hatte gelautet, er möge thun, was ihm gut dünke, möge ſie für geiſteskrank erklären zu ſeiner Ehrenrettung, ſie werde dem nicht widerſprechen, wenn er ſie nur in Frieden laſſen wolle.

Doch ſeine Briefe, die ihr da im Schoße ruhten, redeten eine gegenteilige Sprache. Nicht ein einziges Mal klang in denſelben ein Ton, der beſagte, daß ſie ihm wehe gethan — nein, ſie waren nichts als der Ausdruck gemeinſten

Hasses. Drohungen, ihr keine Ruhe zu geben, ihr den stolzen Weg: Ich will mich durchringen — mit allen Mitteln zu verlegen, zu denen ihm das Gesetz, vor dem sie ihm zugehörig sei, ein Recht gab. Klar und deutlich sprach er es aus: „Hüte dich vor mir. Was du auch beginnst, wohin du dich auch wendest, ich stelle mich in deinen Weg."

Und sie wußte es, er würde sein Wort halten. Noch freilich schien er nicht erfahren zu haben, wohin sie den ersten Schritt auf diesem Wege gethan, aber wie bald würde er ihr nachgespürt, sie entdeckt haben und dann —?

Es überlief Adelheid eisig, und sie fühlte, wie schwer die Kette war, die sie sich um die Füße geschmiedet, und wie viel Kraft und Wollen es brauchte, trotz derselben mutig auf ihrem Pfade weiterzuschreiten.

Ob sie vielleicht doch ein Unrecht gethan, sich so von Wendelburg zu lösen, diese Erwägung kam ihr nicht einmal in den Sinn, in ihr war kein Schuldbewußtsein wach geworden. Gerade weil ihr der Bund der Ehe, der zwei Menschen in Liebe und Treue zusammenbindet, so hoch stand, dünkte es ihr Schmach und Sünde, dies Bündnis zu leben mit einer steten Lüge im Herzen. Wohl hätte sie zu der Klarheit, die ihr jetzt so gebieterisch und unabweisbar gekommen war, sich durchringen müssen, als es noch an der Zeit war, als sie noch frei gewesen, gewiß — doch soll jemand, der in Schwäche einen Irrtum begangen, nun ein ganzes, langes Leben in dieser Schwäche sich weiterschleppen müssen? Stand nicht die Wahrheit über allem? Wahr sein wollte sie, vor der Welt und vor ihrem Herzen! Und war's nicht, als sei ihr Thun gesegnet, war's ihr nicht über Erwarten leicht geworden, einen neuen Lebensweg zu finden und zu betreten?

Das Glück hatte sie geführt, das Glück in Gestalt des prächtigen, lieben Wesens, das da soeben mit warmem

Lächeln und zwei entgegengeſtreckten Händen auf ſie zutrat: Regine Erhard.

„Nun bin ich frei für Sie, Adelheid. Damit wir ungeſtört bleiben, hat Annette einen Gang in die Stadt machen müſſen. So" — Regine rückte ſich einen Stuhl an Adelheids Seite — „und nun ſagen Sie mir zuerſt, Kind, ob Sie bereit ſind, bei Profeſſors anzutreten. Haben Sie Ihren Koffer gepackt?"

Feucht ſtieg es in Adelheids Augen, als ſie dieſes Koffers gedachte, der ihre ganze kleine Ausſtattung enthielt, die ſie der Güte Reginens zum größten Teil verdankte. Alles, was ſie von Wendelburg erhalten, hatte ſie ihm zurückgeſtellt; mit einem Kleide nur und ein wenig Wäſche war ſie zu der Malerin gekommen, und da hatten ſie dann Tag und Nacht geſeſſen und ein paar billige Fähnchen zuſammengeſchneidert.

„Was thaten Sie alles für mich, was habe ich Ihnen alles zu danken!" rief ſie voll überſtrömenden Gefühls.

„Ach, nun hören Sie doch endlich davon auf!" Beinahe heftig ſchob Regine die Hände beiſeite, die wieder und wieder die ihren drückten. „Was that ich denn ſo Großes? Als in Baden Doktor Kraft, der vom erſten Augenblicke an, als der Herr Wendelburg Sie in ſeine Anſtalt gebracht, lebhafte Sympathie für Sie gefaßt hatte, mich auf Sie aufmerkſam machte, wohl mit dem leiſen Wink: „Hier können Sie ein gutes Werk thun, hier helfen Sie mal, Erharden" — da ſah ich mir zunächſt die intereſſante Perſon, für die mein alter Freund, der Doktor, ſo energiſch Partei ergriff, genauer an, dann hab' ich mir geſagt: die gefällt dir! Drauf kriegte ich den Mann zu Geſicht, um den ſich's handelte, und in mir war's fertig und ich wußte: der hilfſt du, wenn ſie einen Menſchen braucht. Das Helfen war nun bisher nicht ſchlimm. Sie waren vierzehn Tage mein Gaſt, wir

bastelten Ihre Garderobe zusammen, und ich hatte das Glück, Herberts zu kennen, die gerade ein Fräulein suchten."

„Ja, aber was thaten Sie für mich, daß ich diese Stelle erhielt," fiel ihr Adelheid ins Wort; „ich, ohne jede Empfehlung, hätte ja nie eine Stellung erhalten, Sie aber gaben für mich Ihre Bürgschaft, Sie verschwiegen meine unselige Heirat, Sie —"

„Herrgott, ja, ich schwindelte in Ihrem Interesse flott drauf los, selbst vor meinem Bruder," über die großgeschnittenen Züge Reginens ging ein warmes Licht, „und ich that's mit gutem Gewissen. Ich weiß, daß ich einem tapferen Menschen vorwärts helfe, der meine Teilnahme vollauf verdient. Ihre Geschichte von vornherein Professors erzählen, wäre Thorheit gewesen. Dieselbe hätte dort möglicherweise kein rechtes Verständnis gefunden. Ihren Namen aber haben wir nicht gelogen, denn in der Thatsächlichkeit sind Sie noch Fräulein Augreß, nicht Frau Wendelburg. Professors suchten einen Menschen, der sich zur Gefährtin ihrer Tochter qualifizierte, den verschaffte ich ihnen — basta!"

„Aber ich weiß nicht," Adelheid sah Regine unsicher an, „mir ist es manchmal, als thäten Sie aus Ihrem warmen Herzen heraus Dinge, mir zuliebe, die ich nicht geschehen lassen dürfte, die Ihnen Unannehmlichkeiten bringen könnten. Vielleicht bin ich sogar strafbar mit dieser Unterschlagung der Wahrheit."

„Strafbar?" Regine zuckte leicht zusammen, dann fuhr sie auf. „Ich habe nicht jeden Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches im Kopfe, aber mit der Strafbarkeit, die wir da etwa auf uns laden könnten, will ich's schon aufnehmen. Hat man Sie erst bei Herberts persönlich kennen und schätzen gelernt, so können Sie sich der Professorin selbst anvertrauen, für den Augenblick aber mußten Sie erst untergebracht werden. Na, und wenn das Schlimmste

käme, daß er Sie aufſpürte und Ihnen ernſtlich Unannehmlichkeiten bereitete, ſo ſuchen wir eben etwas anderes. Möglicherweiſe läßt er Sie aber für die Zukunft in Ruhe, wie er es ja wohl gethan, ſeit er von Baden nach Hartenau abreiſte."

Adelheid ſchüttelte den Kopf.

„Nun, auf jeden Fall würde er doch erſt eine Weile ſuchen müſſen, bevor er Sie auffindet. Außer Doktor Kraft, dem ich auch nur dunkle Andeutungen machte, um ihn Wendelburg gegenüber nicht zu belaſten, weiß niemand um Ihren Aufenthalt, vorſichtshalber reiſten wir nicht mal zuſammen ab. Oeffentlich wird Sie Wendelburg nicht ausrufen laſſen, dazu ſcheut er viel zu ſehr das Gerede, wie mir ſcheint. Der Anſtaltsarzt aber durfte Sie nicht gegen Ihren Willen zurückhalten, da er Sie nicht für krank erklären konnte. Alſo dürfte es wohl eine Zeit dauern, bis Ihr gegenwärtiger Aufenthalt herauskommt, zumal Arberg weit entfernt von Hartenau iſt und der Kreis, in den Sie hineinkommen, außerhalb der geſellſchaftlichen Beziehungen Wendelburgs liegen dürfte. Um die erſte Zeit ſorgen Sie ſich alſo nicht, Kind. Was ſpäter geſchieht, müſſen wir abwarten, aber was auch komme, die Sympathien werden immer auf Ihrer Seite bleiben."

„Weſſen ſetzen Sie ſich alles aus um mich, Fräulein Regine, um einen fremden Menſchen —"

„Sie wiederholen ſich, liebe Adelheid," ſagte die Malerin kurz und ſah nach der Uhr. „Machen Sie ſich lieber zurecht."

Adelheid hatte ſich erhoben, ihr Antlitz ſtrahlte in zärtlichſter Bewegung, ſie konnte nicht anders, ſie warf ſich Regine ſchluchzend an die Bruſt.

Und da hauchte die mit ihrer tiefen Stimme wunderſam leiſe und zitternd über ſie hin: „Bleib immer auf

deinem Wege und du haſt einen Menſchen, der dir treu zur Seite ſteht, was auch kommen mag.“ —

Eine Stunde ſpäter ſtand Adelheid vor Frau Profeſſor Herbert und wurde nach liebenswürdiger Begrüßung mit ihren Pflichten vertraut gemacht. Dann erſchien Ilſe. Adelheid hatte dieſelbe bisher nur einmal bei Regine in Straßentoilette geſehen, um ſo überraſchter war ſie heut vom Anblick der jungen Dame, die ihr in lachsfarbenem Tuchſchlafrock, das halblange, krauſe Haar auf griechiſche Art hochgebunden, freundlichſt entgegenkam und ihre mandelförmigen, opalfarbenen Augen muſternd über ſie hingleiten ließ.

„Ein ſeltſames Geſchöpf,“ dachte Adelheid frappiert, und ein Unbehagen, für das ſie keine Worte, keinen Grund gefunden hätte, kroch ihr langſam ins Herz hinein.

Ilſe aber kniff die Augen noch einmal prüfend blinzelnd zuſammen und ſagte dann zufriedengeſtellt: „Kommen Sie, Fräulein, ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen, wir wohnen nebeneinander.“

Dabei lächelte ſie eigen, und ihre Gedanken ſpiegelten ſich in dieſem Lächeln.

„Du biſt hübſch, du biſt jung, du ſiehſt geſcheit aus, dir fallen Locken bis in Stirn und Wangen, das ſieht nicht nach Zimperlichkeit aus. Dich werd' ich gebrauchen können.“

Sechstes Kapitel.

Etwas über vierzehn Tage waren vergangen, ſeit Adelheid ihre Stellung angetreten hatte, und, wäre zumeiſt nur die Profeſſorin in Betracht gekommen, die ihr vom erſten Augenblicke an freundliches Wohlwollen entgegengebracht — ihr Gatte zählte kaum mit, da er faſt nur während der Tiſchſtunden im Kreiſe ſeiner Familie

weilte — ſo hätte ſie wohl Grund gehabt, ſich in ihrem Wirkungskreis behaglich und heimiſch zu fühlen.

Aber ſich heimiſch fühlen an einem Orte, dies Glück würde ihr wohl für lange hinaus verſagt bleiben, mußte ſie doch ſtets mit der geheimen Furcht ſich tragen, von des Mannes Rache heimgeſucht zu werden, der ſich ſo ſchwer von ihr beleidigt glaubte.

Bis jetzt hatte ja Wendelburg, vermutlich infolge der Unkenntnis ihres Aufenthaltes, geſchwiegen, aber wie lange noch! Unaufhörlich gepeinigt von bangender Erwartung fühlte ſie, wie dieſer Zuſtand feigen Sichverſteckens, den ſie doch für den Augenblick nicht zu ändern vermochte, ihr auf die Dauer unerträglich ſein würde.

Dann war es auch noch ein anderes, das Adelheid ihren Aufenthalt bei Profeſſors verdunkelte — ihre Beziehungen zur Tochter des Hauſes, der ſie keine Sympathien entgegenzubringen vermochte, trotzdem ſie den beſtechenden Reiz ihrer Perſönlichkeit empfand. Beſonders heute, wo Ilſe beſonders liebenswürdig zu ihr geweſen war, vermochte Adelheid eine ausgeſprochene Abneigung gegen ſie kaum zu unterdrücken.

Die Wohnung war feſtlich gerichtet und erglänzte in Lichtfülle und Blumenſchmuck. Es war ſeit langem wieder die erſte, große Geſellſchaft, die Profeſſors gaben, und Adelheid war allein im Speiſezimmer beſchäftigt, an die von der Profeſſorin angegebenen Arrangements die letzte Hand zu legen, als ſie ſich plötzlich von hinten umſchlungen fühlte und ihr ſchmeichelnd eine flüſternde Stimme ins Ohr klang.

„Fräulein Adelheid, thun Sie mir einen Gefallen, empfangen Sie auf Ihren Namen ein paar Briefe für mich, aber verraten Sie mich nicht. Bis jetzt that's das Hausmädchen, aber die zieht zum Erſten.“

„Fräulein Ilſe, wie können Sie —“

Voll Schreck und Widerwillen hatte Adelheid den Kopf von der reizenden Verführerin zurückgebogen, die sie gar nicht aussprechen ließ, sondern sich mit ihren Schlangenbewegungen wieder an sie drängte.

„Es ist ja nur die allerharmloseste Geschichte, Fräulein Adelheid, eine Pensionsliebe, aber — ich weiß nicht, wie ich den Jungen jetzt wieder los werden soll, er ist zu allen möglichen dummen Streichen fähig, und da mag er mir denn schreiben, bis ich mich einmal verlobe."

„Mit ihm?" fragte Adelheid, die dunklen Augen tief in Ilses rätselvolle Züge versenkend.

Diese zuckte wegwerfend die Schultern. „Mit ihm — Unsinn! Er ist kaum älter als ich und hat nichts. Und ich muß doch zum mindesten einen wohlhabenden Mann heiraten, denn sehen Sie" — ihre beweglichen Hände deuteten auf die elegante Zimmerflucht vor ihnen — „all das ist nur hohes Einkommen, kein Reichtum. Ich habe ebensowenig wie Sie, Sie schöne, rothaarige Hexe mit den schwermütigen Schwarzaugen, die doch gewiß der Liebe schon tief in die Karten geschaut haben. Also" — mit bezwingendem Lächeln streckte sie ihr die Hand entgegen — „wollen Sie meine Verbündete, meine Freundin sein?"

Adelheid trat vor der dargebotenen Hand zurück. „Ich bedaure, Fräulein Ilse, unter solchen Bedingungen auf Ihre Freundschaft verzichten zu müssen. Ihnen zu Willen sein, bedeutete einen Treubruch gegen Ihre Eltern."

Nur ein ganz kleiner Ruck war durch Ilses Gestalt gegangen, dann lachte sie hellauf, ein Funkeln in den verschleierten Augen, und übermütig in die Hände klatschend rief sie: „Sie sind schön hereingefallen! Alles Schwindel — ein bißchen auf die Probe stellen wollt' ich Sie! Sie haben famos bestanden, meine Hochachtung, Fräulein

Adelheid, mein Seelenheil konnte in keine beſſeren Hände kommen."

Was war das? Hohn? Adelheid ſtarrte ſprachlos auf Ilſe, die lachend um die Tafel zu ſchleifen begann und nachſchaute, in welcher Weiſe der Profeſſor die Tiſchkarten verteilt hatte. Hin und her las ſie laut einen der Namen: „Geheimrat Stockmann" — „Frau v. Ramhorſt" — ſie ſtockte, ihre Stirn verfinſterte ſich, ihre Lippen murmelten: „Mir gegenüber — das fehlte gerade!"

Eine Sekunde des Nachdenkens, dann hatte ſie hurtig ein paar der Karten vertauſcht und den von ihr beanſtandeten Gaſt auf der anderen Tiſchſeite plaziert.

Jetzt ging auch Adelheids Blick über die Aufſchriften der Tiſchkarten hin, denen ſie bisher noch keine Beachtung geſchenkt. „Ilſe" — las ſie da vor ſich auf der einen und daneben „Doktor Robert v. Selken".

Zwei-, dreimal entzifferte ſie den Namen, und jeder Atemzug ſtockte in ihr.

Doktor — nein! Es ſtimmte doch nicht — es konnte, es durfte nicht ſein! Und dennoch — jeder Pulsſchlag hämmerte es in ihre vergehenden Sinne: Er iſt's, er iſt's, wie er es ſchon einmal geweſen!

Er, der am Scheidewege ihres Lebens geſtanden und, ohne es zu wiſſen, ihr Schickſal gelenkt hatte, er ſollte heute —

Schwer ſtützte ſie ſich auf einen Seſſel und blickte verſtört umher — auf Ilſe.

Ilſe! Und wie ein Blitzſtrahl durchflammte es ſie: Ilſe war's, die in Baden an ſeiner Seite geſchritten war. Wo hatte ſie ihre Sinne gehabt, das erſt jetzt zu erkennen? Ilſe! Hatte ſie darum deren erſter Anblick ſo betroffen? Nun wußte ſie's, daß er kommen würde — um einer Ilſe willen!

Es litt ſie nicht im gleichen Raume mit ihr, die

tändelnd vor ihr hin und her lief, sie stürzte auf den Flur hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Die Gesellschaftsräume hatten begonnen, sich mit Gästen zu füllen. Abseits von der bunten, plaudernden, lachenden Menge stand Adelheid hinter dem Büffett, bereit, Thee zu reichen, falls einer der Gäste noch vor dem Souper ein Verlangen danach bezeigen sollte. Sie trug ein weißes Kreppkleid einfachster Machart, ihr einziger Schmuck war ihr goldenes Haar, das tief in die feine Stirn hineinfiel. Sie war sehr blaß, die Kälte ihrer Wangen gab ihr das Bewußtsein dafür, aber in den von langen Wimpern verschleierten Augen brannte verhaltene Glut. Sie sah nicht die interessanten Gelehrtenköpfe, die eleganten Toiletten da im Saale, fühlte es nicht, wie achtlos die Blicke an ihr vorbeiglitten und ihr besagten, daß sie außerhalb der Gesellschaft stand. Nur ein Empfinden lebte in ihr: dort im Nebenzimmer, von dem aus das Lachen und Scherzen der jungen Welt zu ihr drang, da stand — er. Sie hatte ihn eintreten sehen und heißen Blickes sein Bild in sich gesogen, um es zu vergleichen mit dem, das sie in der Erinnerung getragen.

Er hatte sich verändert in den sieben Jahren. Seine Gestalt war in den Schultern breiter, männlich kräftiger geworden, die edelgeschnittenen Züge des dunkelhaarigen Kopfes waren ausgereifter, geistig gehaltvoller, in seinen Bewegungen war eine zwanglosere Leichtigkeit, aber unverändert war das warme, gütige Lächeln seines Mundes, den der schwarze Schnurrbart nicht verdeckte, und unverändert vor allem waren seine Augen geblieben, diese hellen, grauen Augen, die mit ihrem festen, klaren Blick das ganze Gesicht beherrschten.

Und dieser klare Blick, wenn er heute auf sie traf, würde er auch da sie nicht wiedererkennen?

In seltsam starrer Ruhe stand sie abwartend da. Kein wild aufgeregtes Hin und Her der Gefühle, nur wie ein stetig wiederkehrender Hammerschlag die Frage: „Wird er dich auch heute nicht wiedererkennen?“

„Nun, Sie theespendende Hebe, wie geht's?“

Mit einem fragenden, staunenden Blick, als kehre ihr Bewußtsein aus weiter Ferne mühsam zur Wirklichkeit zurück, schaute Adelheid auf Regine Erhard, die in fröhlichster Stimmung vor ihr stand.

Ihr munteres Lachen klang auf und klang in das Ohr dessen, der eben das Zimmer durchschreiten wollte und nun, die allbekannte Malerin gewahrend, auf sie zukam, sie zu begrüßen. Er verbeugte sich vor ihr, that eine konventionelle Frage, hob wieder den Kopf, stutzte, blickte von neuem und war mit einem Schritt vollends am Büffett.

„Ich täusche mich nicht — Fräulein Angreß? Welche Ueberraschung!“

Sie gab keine Antwort. Die schlanke Gestalt gerade aufgerichtet, die Augen gesenkt, stand sie und ließ die Hand auf dem Hahn des Samowars ruhen.

„Erkennen Sie mich denn nicht wieder, Fräulein Angreß? Entsinnen Sie sich nicht, wie wir auf dem Gute der Tante Harwitz vor —“

„Vor sieben Jahren — doch, ich entsinne mich, Herr —“

Langsam hatte sich ihr Blick gehoben, und sie sah ihn an.

Er stand ein paar Sekunden und schaute nur hinein in das dunkle, wundersame Leuchten, dann nickte er sinnend.

„Vor sieben Jahren, jawohl — wie die Zeit vergeht. Bei Ihnen zwar hat sie kaum eine Veränderung hervorgebracht, Fräulein Angreß; mir indessen“ — er blickte an seinem Zivil herab — „der bunte Vogel von damals ist farbloser geworden, ich habe den Leutnant an den

Nagel gehängt und bin unter die Chemiker gegangen. Und Sie, wie ist es Ihnen ergangen in all den Jahren?"

„O — gut, sehr gut, ich danke Ihnen."

Ihre Stimme klang ruhig, so seltsam ruhig, daß sie der Doktor forschend ansah. Ihr schmales Antlitz war bleich, doch in ihren Lippen leuchtete rotes Blut, wie es keiner Kränklichen zu eigen.

Er fand nicht sofort, was er etwa noch weiter hätte zu ihr reden können. Regine Erhard hatte sich mit freundlichem Nicken entfernt, die beiden standen sich allein gegenüber.

Nun beugte er sich ein wenig vor. „Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir eine Tasse Thee zu reichen?"

Adelheid füllte eine der japanischen Schalen und bot sie ihm schweigend. Dankend nahm er dieselbe entgegen.

Dann, während er langsam den Thee trank, sagte er nachdenklich: „Es ist zu merkwürdig, sich so nach sieben Jahren hier wieder zu treffen."

„Ich bin seit kurzem als Gesellschafterin hier engagiert," gab sie mit derselben Ruhe zurück.

Er nickte freundlich. „Ja, ich weiß, Frau Professor sagte mir vor kurzem, daß sie eine Gefährtin für ihre Tochter erwarte. Doch hatte ich keine Ahnung, daß Sie dies sein würden. Ich darf wohl annehmen, daß Sie sich bei den liebenswürdigen Menschen dieses Hauses hier schnell heimisch gefühlt haben?"

„Es geht mir sehr gut hier — ich danke Ihnen."

Automatenhaft kamen dieselben Worte, die sie schon einmal zu ihm gesprochen, wieder von ihren Lippen.

Er setzte die Tasse auf das Büffett zurück. „Ich habe wohl später noch das Vergnügen, Fräulein Angreß."

Mit einer Verbeugung wollte er sich zum Gehen wenden, als sich von rückwärts eine Hand auf seinen Arm legte.

„Guten Abend, Robert."

„Ah, Irmgard, du!" Es war noch mehr als Freude, die Schweſter hier zu ſehen, etwas wie Dankbarkeit klang aus ſeiner Stimme. „Biſt du allein hier?"

Frau v. Ramhorſt nickte. „Ja, Wolf hat Liebesmahl heute abend."

Selken hatte der Schweſter Hand ergriffen. Sie lächelte ihm freundlich zu und ſagte, einen intereſſierten Blick auf Adelheid werfend: „Ich ſehe, du haſt geſchwelgt hier. Würdeſt du wohl ein gutes Wort für mich einlegen, daß das Fräulein mir gleichfalls etwas von ihrem Vorrat ſpendet?"

Selken hatte, während er die Schweſter begrüßte, Adelheid ein wenig abgekehrt geſtanden, nun wandte er ſich wieder herum. „Ich hatte eben die unverhoffte Freude, in Fräulein Augreß eine alte Bekannte von Tante Harwitz' Zeiten hier zu begrüßen, und ich glaube, meiner Schweſter, Frau v. Ramhorſt, ſind Sie wenigſtens dem Namen nach gleichfalls keine Fremde."

„Aber ganz und gar nicht. Tante Harwitz hat oft und gern von ihrer liebenswürdigen Nothelferin geſprochen. Ich freue mich von Herzen, mein liebes Fräulein, Ihnen perſönlich die Hand drücken zu können."

Und mit herzgewinnender Wärme ſtreckte ſie Adelheid die Rechte entgegen.

Da war es, als ob der Bann der Starrheit, der ſie bisher umfangen hielt, wie mit einem Zauberſchlage gebrochen ſei. Warmes Freudenrot ſonnte über ihr Geſicht, auf dem ſchwermütig dunklen Sammet ihrer Augen huſchten die goldenen Lichter empor, und während ſie reſpektvoll die dargebotene Hand ergriff, ſagte ſie mit ſchwingender, bewegter Stimme: „Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau, doch ich bin es, welche Frau v. Harwitz zu danken hatte, nicht ſie mir."

Selken lauſchte verwundert dem plötzlich ſo veränderten Stimmenklang, wie ihn auch der Wechſel in Adelheids Geſicht frappierte, und er fragte ſich: war ſie, deren Erſcheinung ſo etwas Stolzes, faſt Selbſtbewußtes hatte, doch im Grunde ſo ſchüchtern oder gedrückt, daß erſt eine ſtarke Aeußerung geſteigerten Wohlwollens dazu gehörte, um ihre Weſensart wirklich zu erſchließen?

Die beiden ſich Gegenüberſtehenden aber, die vornehme Dame in ihrer eleganten Geſellſchaftstoilette und die einfache Geſellſchafterin, blickten ſich tief und klar in die Augen, und ihre Blicke ſprachen ſich zu: wir würden ſtimmen zu einander — wir könnten uns gut ſein.

Und als ſie den Blick wieder voneinander löſten, war's wie ein Jubeln in Adelheid: „Seine Schweſter! Ihm unähnlich und doch wie ſehr ihm gleichend. Seine Schweſter!"

Die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Kopf zurückgebeugt, ſchaute Ilſe Herbert von der Thürſchwelle aus unter gekniffenen Lidern hervor auf die Gruppe am Theetiſch. Ueber der feinen Naſenwurzel ſtand eine ſcharfe Falte, der zarte Mund war zuſammengepreßt. Mit ein paar raſchen Schritten war ſie plötzlich am Büffett, und einen Teller mit Backwerk ergreifend bot ſie denſelben mit ihrem beſtrickendſten Lächeln der theetrinkenden Majorin dar.

„Gnädigſte Frau —"

Doch dieſelbe lehnte dankend ab.

„O — wollen Sie mir wirklich einen Korb geben?"

Ganz in holdſeligſte Kindlichkeit getaucht, ließ Ilſe ihre bettelnden Blicke auf der Majorin ruhen.

„Ich muß wohl, Fräulein Herbert, da ich eine angeborene Abneigung gegen alles Süße habe."

„Wirklich? Wie ſchade!"

Frau v. Ramhorſt ließ ihre dunklen Augen, die einen

ſo hellen Blick hatten, ruhig über das junge Mädchen hingleiten, das mit dem ſchiefgeſteckten ſpaniſchen Kamm im griechiſch hochfriſierten Haar und dem blaugrün ſchillernden Gewande, das ſich dem ſchlangenhaft geſchmeidigen Körper eng anſchmiegte, ausſah wie ein aus ſeinem Rahmen geſtiegenes Bild, und in ihr ſprach es: So wie du giebt ſich kein wirklich naives junges Mädchen, und ſo wie du, ſo raffiniert berechnet, kleidet ſich kein junges Mädchen — keine Dame.

Nichts in ihrer Miene oder Haltung ſprach aber nur einen Hauch dieſes Gedankens aus, und doch glitt über Ilſes Geſicht eine jähe Röte, und ihr, der allezeit Redeſchnellen, fiel kein Wort ein, das ſie hätte ſprechen können. Da lachte ſie, um die Befangenheit zu verbergen, trat an Adelheids Seite und begann zwiſchen den Theetaſſen zu kramen.

Frau v. Ramhorſt ergriff ihres Bruders Arm. „Du bringſt mich wohl in den Salon zurück, Robert. — Auf Wiederſehen, liebes Fräulein, es hat mir die perſönliche Bekanntſchaft wirklich Freude gemacht.“

Sie nickte Adelheid und danach Ilſe zu. Der Doktor verbeugte ſich, und Ilſes fragenden Blick bemerkend erklärte er: „Fräulein Angreß und ich ſind durch eine verſtorbene Tante alte Bekannte von vor ſieben Jahren.“

„Ach, wirklich? Wie furchtbar intereſſant!“

Ilſe machte ihre runden Kinderaugen, und während Selken und ſeine Schweſter ſich entfernten, ſchob ſie ſich dicht an Adelheid heran und raunte: „Ich glaube, Sie können fabelhaft diskret ſein, Fräulein Adelheid — eine unbezahlbare Eigenſchaft.“

Dann glitt ſie langſam auf dem Wege nach, den das Geſchwiſterpaar genommen. —

„Eine mir ſehr ſympathiſche Perſönlichkeit, dieſes Fräulein Angreß, etwas von einem Vollmenſchen, wie

mir ſcheint; dabei eine merkwürdig vornehme Art," ſagte Frau v. Ramhorſt zu ihrem Bruder.

Er nickte ein wenig zerſtreut. „Ja, ſie macht einen angenehmen Eindruck. Und Ilſe — wie gefällt ſie dir?"

Die Majorin gab nicht ſofort Antwort. Nachdenklich ſah ſie den Bruder an, und ausweichend ſagte ſie: „Sie iſt eine buntſchillernde Libelle und trotzdem wohl nicht leicht durchſichtig."

„Sie iſt ein Kind," ſagte der Doktor.

Die Majorin ſchwieg. Nach einer Weile begann ſie wieder: „Hans ſendet dir Grüße. Er ſchrieb heute."

„Nun, und —"

Ein leiſes Seufzen. „Immer dasſelbe Lied. Er möchte kommen."

Dicht gegen die Wand ſich drückend, blieb Ilſe, welche die letzten Worte aufgefangen, ſtehen. Ihre kleinen Zähne hatten ſich in die Unterlippe eingegraben, in finſterem Sinnen ſtarrte ſie zu Boden. So ſtand ſie noch, als Selken zurückkam und, ſich vor ihr verbeugend, ſagte: „Mein gnädiges Fräulein, der Befehl: Zur Tafel! iſt ergangen. Ich habe das Glück, Ihr Nachbar zu ſein."

Ein Sirenenlächeln ſtrahlte ihn an. „Ja, das habe ich ſo gelegt. Ich eſſe ſo wenig, da will ich wenigſtens auf andere Art auf meine Koſten kommen. Nicht wahr, wir werden uns eine ſchrecklich gemütliche Ecke machen?"

Er zog ihren Arm unter den ſeinen. „Es wird mein Ehrgeiz ſein, Sie in Ihrem Koſtenanſchlag nicht zu enttäuſchen."

Sein neckender Blick begegnete ihrem durchtriebenen Blinzeln, und beide lachten ſich an wie zwei Glückliche.

Zwei Glückliche! Für ſolche hatten ihr die beiden, da ſie Seite an Seite ſchritten, ſchon einmal gegolten. Die Hand aufs Herz gepreßt ſtand Adelheid und ſchaute ihnen nach.

Siebentes Kapitel.

Die letzten Oktobertage hatten sich noch einmal vorm Scheiden mit allem, was übrig geblieben an Sonnenschein und bunter Farbenpracht, geschmückt, und Professor Herbert, dem das seltene Ereignis widerfahren war, einen freien Nachmittag zu haben, hatte den Vorschlag gemacht, diesen zu einem kleinen Ausflug zu benutzen.

„Selken wird sich uns anschließen. Ich traf ihn zufällig und forderte ihn auf."

Ilse machte ein sehr zufriedenes Gesicht. Das paßte ihr vorzüglich. Seit der Gesellschaft, wo er ihr in unverhohlener Weise sein Wohlgefallen an ihrer Person zu erkennen gegeben, hatten ihre Gedanken sich stark mit dem Doktor beschäftigt. Nun konnte sie ihn sich heute noch einmal in aller Ruhe daraufhin ansehen, ob es sich auch wirklich lohne, sich für den Rest seines Lebens als Frau Doktor v. Selken zu etablieren.

Der Ausflug war nach dem reizenden Waldorte Sankt Beaten geplant, wohin die elektrische Bahn führte. Die letzte Strecke bis zu dem herrlichen Aussichtspunkt auf der Berghöhe sollte dann zu Fuß zurückgelegt werden.

Das Programm war in seinem ersten Teile ausgeführt worden. Man war in Sankt Beaten angekommen, hatte dort den Kaffee getrunken und rüstete sich nun zum Aufstieg. Der kleinen Gesellschaft hatte sich noch eine ältere Dame, eine Freundin der Professorin, angeschlossen, und diese noch jugendlich-rüstige Sechzigerin drängte mit hochgeschürztem Kleide allen voran zum Aufbruch und faßte mutwillig Ilse unter.

„Kommen Sie, Kind, wir beiden Jüngsten gehen voran."

Ilse konnte eine säuerliche Miene nicht ganz unterdrücken. Sie wußte, daß, wenn die Geheimrätin, die stets

irgend eine weitgehende Mitteilung auf dem Herzen hatte, einmal jemand mit Beſchlag belegte, ſie ihn ſo bald nicht wieder freigab. Und Ilſe hatte ſich dieſen Waldſpaziergang denn doch ein wenig anders gedacht. Sie warf einen hurtigen Blick auf den Doktor hin, und da es ihr ſchien, als drücke auch ſein Geſicht Enttäuſchung aus, kam ihr die gute Laune zurück. Mochte er immerhin eine Weile Altetantenreminiscenzen mit ihrem Fräulein aufwärmen, deren Konverſationstalent ihr bisher geringe Bewunderung abgenötigt. Daß er dabei ein nettes Bild vor ſich ſah, dafür wollte ſie ſchon Sorge tragen. Ihr Kleid feſter um ſich zuſammenraffend, daß ihre feingezeichnete Figur wie eingewickelt war in den malvenfarbenen Tuchſtoff und das Volantgekräuſel des ſchwarzſeidenen Unterkleides mit ſeinem leiſen Kniſtern und Raſcheln jede ihrer wiegenden Bewegungen begleitete, beugte ſie ſich der alten Dame an ihrer Seite ſchmeichleriſch zu und begann ihr reizendſtes Plaudern und Lachen zu entfalten.

Der Profeſſor hatte ſeiner Gattin den Arm gereicht, und Adelheid, fühlend, daß Selken ſich zu ihr geſellen werde, war es, als müſſe ſie ihre Seele mit einer Schutzmauer ſtraffer Kraft umgeben, damit nicht wieder niedergeriſſen werde, was ſie ſeit jenem Wiederſehen vor acht Tagen ſich mühſam an Selbſtbeherrſchung und äußerlicher Ruhe aufgebaut hatte.

Doktor v. Selken war an ihre Seite getreten. Er hatte an dem Geſellſchaftsabend keine weitere Gelegenheit gefunden oder geſucht, ſich ihr zu nähern, und auch heute hatte er außer der Begrüßung kaum ein paar Worte mit ihr gewechſelt.

Nun, während ſie als letztes Paar auf dem ſchmalen Waldwege dahinſchritten, machte er zunächſt nur einige nichtsſagende Bemerkungen. Plötzlich aber blieb er ſtehen und blickte mit leuchtenden Augen in das grüne Wipfelmeer

der herrlichen Tannen, zwiſchen denen hie und da, vom Sonnenflimmer übermalt, das goldrote Laub einer breitäſtigen Eiche ſchimmerte.

„Der deutſche Wald — es geht doch nichts darüber! Entſinnen Sie ſich, Fräulein Angreß, wir ſind ſchon einmal zuſammen durch den Wald gegangen?“

„Ja, ich entſinne mich,“ ſagte ſie ſanft. Dabei nahm ſie ihre beiden Hände und drückte die unſichtbare Schutzmauer ſich feſt, feſt um das Herz.

„Freilich, er konnte keinen Vergleich aushalten mit dieſer Hochwaldspracht hier, der Kiefernbuſch der Tante Harwitz,“ fuhr Selken fort, und ſein ernſtes Geſicht ſchien um Jahre jünger geworden vor dem hellen Lächeln der Erinnerung. „Aber ſchön war er doch, wenn die Sonne hindurchſtrich und die ſchlanken Stämme purpurn färbte. — Mir iſt durch unſer Wiederſehen ſo viel zurückgekommen, was ſchon halb vergeſſen in mir lag,“ ſprach er ſinnend weiter. „Auch das alte Bedenken, ob es nicht pietätvoller geweſen wäre, Harwitz zu behalten, als mir die Erbſchaft zufiel. Aber ich wäre doch nur ein ſchlechter Landwirt geworden, der das Baſteln und Experimentieren nicht hätte laſſen können und ſich vielleicht am Ende, wie ſchon ſo manch einer, von ſeiner eigenen Scholle hinwegexperimentiert hätte. Da war's doch wohl ſchon beſſer ſo, wie es nun iſt. Eitel Wonne war übrigens der ganze Umſchwung im Anfang nicht. Wenn einer über dem Kaſernendienſt vierundzwanzig Jahre alt geworden iſt, da ſitzt ihm, einerlei wie's ihm im Herzen ausſieht, der Leutnant doch mehr in den Gliedern, als er's weiß. Und dann noch einmal die Schulbank drücken“ — er lachte fröhlich — „ich hab' damals zu Anfang meines Zivilverhältniſſes ſtrengeren Exerzierdienſt halten müſſen als je zuvor.“

Es war ihr, als dürfe ſie mit keinem lauten Herzſchlag das ſtille Glücksgefühl ſich ſtören. Wie er zu ihr

ſprach — ſo einfach, ſo ſelbſtverſtändlich, als ob ſie Vertraute wären ſeit Jahr und Tag! Und warum ſollte nicht auch ſie es thun, ſollte in dem Tone zu ihm reden, wie er ihn angeſchlagen?

Tief aufatmend ſagte ſie, während um ihre Lippen eine leiſe Schelmerei zu ſpielen begann: „Ich hab's auch ſchon beobachtet, wie eine chemiſche Veranlagung einen über das ſchwerſte Ungemach hinwegheben kann. Mein jüngerer Bruder hat manches Strafgericht über ſich ergehen laſſen müſſen, wenn er heimlich im Laboratorium auf eigene Fauſt Experimentalchemie getrieben."

Mit unverhohlenem Wohlgefallen blickte der Doktor ihr in das Geſicht und fragte: „Sie haben mehr Geſchwiſter?"

„Ja, drei — Stiefgeſchwiſter."

„Ah — und waren Sie bis jetzt immer daheim? Verzeihen Sie mein Fragen, es iſt nicht Neugier, aber ich liebe bei Dingen wie bei Perſonen eine gewiſſe durchſichtige Klarheit."

Was war das? Welche Wolke ging plötzlich verdunkelnd über ihre Züge? Hatte er ſie mit ſeiner Frage verletzt?

Raſch fuhr er fort: „Die Art unſerer Bekanntſchaft, die Erinnerung, welche dieſelbe in mir heraufruft, giebt mir Ihnen gegenüber eine Empfindung größeren Naheſtehens, als Sie mir vielleicht zuerkennen wollen."

Die Farbe kam und ging in ihrem Geſicht. „Gewiß, ich begreife das. Und ich begreife auch, wie in meiner Stellung durchſichtige Klarheit doppelt wünſchenswert iſt."

Selkens Haltung ſteifte ſich, kühl ſagte er: „Ich bedaure, wenn meine Frage durch Ihre Motivierung Ihnen mißfällig war, Fräulein Angreß. Sie dürfen indes überzeugt ſein, daß indiskrete Zudringlichkeit mir unter allen Umſtänden fern liegt."

Kaum daß er die Worte geſprochen, thaten ſie ihm leid. Adelheid war tief erbleicht, in ihrem Blick, den ſie ſtumm auf ihn richtete, lag ein Seltſames, das er nicht verſtand. War da etwas, das ſie verbergen wollte — zu verbergen hatte? Oder waren vielleicht ihre früheren Stellungen derart, daß ſie ſich derſelben ſchämte?

Unbehagen war in ihm wach geworden, und er fand nicht ſofort wieder den Ton harmloſer Unbefangenheit. So gingen ſie ſchweigend eine Weile auf dem jetzt ziemlich ſteil bergan ſteigenden Wege nebeneinander her.

Da rief Ilſe, den Kopf zurückbiegend: „Gleich ſind wir oben. — Gott ſei Dank!“ fügten ihre Augen hinzu.

Der Doktor nickte, dabei aber dachte er: Wie viel weniger gut ſie heute ausſah. Sie war wohl müde, die Füße ſchleiften wie widerwillig über den Boden. Sie war keine Bergſteigerin, gehörte in das Thal, auf breite, wohlgepflegte Parkwege.

Sie waren auf der Höhe angelangt. Die Profeſſorin und ihre Freundin hatten auf der droben ſtehenden Bank ſich niedergelaſſen, Ilſe hatte auf einem moosbewachſenen Felsblock ſich einen kleidſamen Ruheplatz geſucht, der Profeſſor machte Selken auf die Umriſſe einer fernen Gebirgskette aufmerkſam, Adelheid, ein wenig abſeits ſtehend, ſchaute über das Wipfelmeer zu ihren Füßen hinein in die weite, höhendurchſchwungene Landſchaft, in die Sonne, die wie ein Feuerball über dem Horizont hing.

„Schade, daß dir der liederſüße Mund abgeht, Ilſe,“ ſagte der Profeſſor. „Jetzt ſollte da ein kräftiger Jodler zu Thale ſteigen.“

Selken wandte ſich lebhaft an Adelheid. „Sie ſingen ja, Fräulein Angreß. Ich entſinne mich eines Liedes von Ihnen. Sie hatten eine prächtige Naturſtimme.“

„O, Sie ſingen? Was Sie doch alles vor einem verborgen halten.“

Ilſe ſagte es, Adelheid kindlich überraſcht anblickend.

„Sie ſingen?!“ rief der Profeſſor. „Dann alſo — ſinge, wem Geſang gegeben!“

Adelheid gab keine Antwort. In die Weite blickend, dachte ſie der Stunde, wo er ſie ſchon einmal ſingen gehört. Auf der Gartenterraſſe von Harwitz war's, zur Dämmerzeit, die Roſen blühten, und es war Frühling.

Ihre Lider ſenkten ſich ſchwer, ihr Blick hatte ſich abgewandt von dem leuchtenden Sonnenball und ſtarrte den felſig zerklüfteten Bergesabhang hinab, und leiſe, wie verloren in völliger Selbſtvergeſſenheit hub ſie zu ſingen an.

Schwere Klänge, wie emporgeſtiegen aus dunkler Tiefe. Lauter und mächtiger quoll ihre goldklare Stimme empor, und mit voller, leidenſchaftlicher Gewalt ſang ſie die Worte des Liedes:

„Es hat die Mutter mir geſagt,
Dort hinter jenem Berge,
Wo Wolken um den Gipfel ſind
Und Nebel um die Wurzel,
Dort wächſt das Kraut Vergeſſenheit —
Dort wächſt es in den Schluchten.“

Betroffen war Selkens Blick zu ihr hingegangen. Ihr Antlitz war geſenkt, ihr Blick der Tiefe zugekehrt, als ſuche ſie da drunten das Wunderkraut, von dem ſie ſang — das Kraut Vergeſſenheit.

Vergeſſenheit! Es durchfuhr ihn. War's darum, daß vorhin ihr bittender Blick zu ihm geſprochen: „Frage nicht!“ Hatte ſie nicht zu verbergen, hatte ſie nur — zu vergeſſen?

„O wüßt' ich nur den Weg dahin,
Drei Tage wollt' ich wandern —“

Wie ein qualvoller Sehnſuchtsſchrei war es, wie ein heißes Ringen nach Erlöſung.

„Und wollte brechen von dem Kraut
Und wollt's im Weine trinken."

Die bebende Leidenschaft des Liedes wirkte auf Selken wie eine persönliche Qual. Er war bis an den Rand des Bergabhanges vorgetreten, sein Blick ging gleich dem ihren der Tiefe zu, als wollte er ihr helfen, das Heilkraut suchen. Da hatte er ein anderes gewahrt, das mit tiefblauem Leuchten aus einer Ritze hervorblühte. Er that einen Schritt hinab, beugte sich vor und —

Ein jähes Abbrechen des Gesanges, ein Entsetzenslaut — und Adelheid war vorwärts gestürzt, der abschüssigen Stelle zu, wo unter Selkens Füßen das lose Felsgeröll nachgegeben hatte, und er die Bergwand hinabgeglitten war.

Auch die Professorin wollte erschreckt aufspringen, doch ihr Gatte winkte ihr beruhigend zu, denn schon tauchte Selken, die Erde von seinen Kleidern klopfend, wieder empor.

Ilse lachte: „Warum hatten Sie's denn so furchtbar eilig, Herr Doktor? Nun, ich wußte, daß der beschleunigte Abstieg nichts auf sich hatte, drum hab' ich bei Fräulein Adelheids Angstgeschrei nicht die zweite Stimme übernommen."

Er lächelte. Aber ihre Worte, ihr Spottlachen hatten ihn verletzt. Es hatte nichts auf sich gehabt, nein — das überall wuchernde Buschwerk gab der Hand leichten Stützpunkt — ein Blick mußte genügen, das zu erkennen. Die andere hatte diesen kühlvernünftigen Blick nicht erst gethan, der Aufschrei bebender Herzensangst, der in sein Ohr geklungen, war vielleicht thöricht gewesen, doch die Thorheit goß eine seltsam frohe Wärme in seine Adern, und Frohempfinden gab ihm auch die tiefe Bläße in Adelheids Gesicht, das Schreckverstörte, das ihm noch aus ihren Augen entgegenstarrte.

Er trat zu ihr, bot ihr den blühenden Enzian,

den er gepflückt hatte: „Das beste Kraut Vergessenheit — die Blume des Glücks."

Ein Beben ging durch ihre Gestalt, die Hand zögerte, sich nach der Blüte auszustrecken, kaum hörbar flüsterten ihre Lippen: „Die Blume des Glücks —"

„Möge sie Ihnen Glück bringen — am Abgrund habe ich dieselbe für Sie gepflückt," sagte Selken mit einem Lächeln, doch seine Stimme klang fast feierlich.

Da leuchtete es in ihren Augen auf, als ob vor einem, der hoffnungslos durch Nacht und Dunkel gewandert, plötzlich der Seligkeit Pforte sich erschließe. Sie nahm die Blume, die er ihr reichte, und behielt sie in der Hand.

„Kommen Sie, Herr Doktor, wir vertrödeln sonst die Rückfahrt."

Ilse sagte es, an seine Seite tretend und mit ruhiger Selbstverständlichkeit seine Begleitung fordernd.

Für Adelheid hatte sie keinen Blick. Diese trat zurück, ein stolzes Lächeln um den Mund. Trug sie doch ihren Reichtum in der Hand, den konnte keine von ihr nehmen.

Ilse schielte ein paarmal verstohlen den Doktor an, wie er auf dem Rückweg zerstreut und ziemlich einsilbig neben ihr her schritt. War er nur langweilig heute oder hatte die Sangestragik auf ihn gewirkt? Ein hochmütiges Spotten schlängelte sich um ihren Mund. Man würde fernere Musikproduktionen verhindern, im übrigen — ihr Fräulein — pah! Strahlend vor Laune und kindlicher Lebendigkeit plauderte und scherzte sie. Doch zum erstenmal wirkte ihr naiv-verführerisches Getändel nicht auf Selken. Fast unablässig verfolgten seine Augen jede Bewegung der schlanken Gestalt, die da vor ihm an der Seite der Professorin schritt und von deren üppigem Haarknoten die Sonne Goldfäden zu spinnen schien. Goldene Fäden, die über den Weg sich spannten, bis zu ihm sich spannten. —

Adelheid war die letzte gewesen, von der, in Arberg wieder angelangt, Selken sich verabschiedete.

„Auf Wiedersehen," hatte er gesagt, nichts weiter. Aber er hatte ihr dazu die Rechte gereicht, und sein Händedruck hatte gesprochen: „Ich freue mich des Wiedersehens." —

Und nun war der Tag zu Ende. Tiefe Stille herrschte in der Herbertschen Villa.

Auf ihrem Bette saß Adelheid und wachte. In ihren Händen hielt sie den Enzian, den er für sie gebrochen — die Blume des Glücks. Sie fühlte seinen Händedruck, mit dem er ihr: „Auf Wiedersehen" gesagt. Sie dachte all der Worte, die er zu ihr gesprochen, gedachte dessen, was er von sich selbst gesagt, daß er die Klarheit liebe. Und sie gedachte der Kette, die sie an den Boden schmiedete, die sie hinabzwang in Lüge und Feigheit, die sie ausschloß vom Glück, vom Recht, zu leben.

In die Kniee stürzend, das Haupt in die Kissen ihres Lagers gewühlt, schluchzte Adelheid in fassungsloser Leidenschaft.

„Sind Sie nicht wohl, Fräulein? Ist Ihnen der Ausflug schlecht bekommen?"

Ilses süße Schmeichelstimme fragte es durch die Wand des Nebenzimmers.

Adelheid war emporgeschnellt. In Ketten — ihr blieb nicht einmal die Freiheit ihrer Thränen. Die Fäuste in die Augenhöhlen gepreßt, stand sie unbeweglich da, und in ihr raste und schrie es — die wilde Sehnsucht nach dem Glück.

Achtes Kapitel.

Es war um die Mittagsstunde. Von ihrem Lehramte ermüdet, wollte Regine Erhard sich ein wenig auf dem Sofa ausruhen, bis Annette von einem wirtschaftlichen

Gange und Ottomar aus der Probe zu Tiſche heimkehren würden, als die Korridorglocke tönte, und gleich darauf das Mädchen mit einer Viſitenkarte bei ihr eintrat.

„Der Herr möchte Sie ſprechen, Fräulein.“

Ein Blick auf die ihr gereichte Karte — und Regine ſtürzte das Blut in Stirn und Wangen, ihre Augen blitzten.

„Laſſen Sie den Herrn drüben eintreten,“ befahl ſie barſch.

Als das Dienſtmädchen ſich entfernt hatte, ſtand ſie ein paar Augenblicke ganz ſtill, die Rechte gegen die Stirn gelegt, die Lippen zuſammengepreßt. Dann ging ſie mit ihren feſten Schritten in das Wartezimmer neben dem Atelier hinüber.

Bei ihrem Eintritt erhob ſich im Dämmerlicht der zugezogenen, gelblichen Gardinen eine Männergeſtalt von einem der Stühle und verneigte ſich leicht. „Hugo Wendelburg iſt mein Name — und ich habe Fräulein Erhard vor mir, nicht wahr?“

„Jawohl,“ ſagte ſie kühl. „Sie wünſchen von mir?“

Eine Pauſe trat ein. Es war, als ob jeder von ihnen ſich erſt ſammeln müſſe, ehe der Kampf zwiſchen ihnen ſeinen Anfang nahm. Regine war zum Fenſter hingetreten und hatte die Vorhänge zurückgezogen. Als ſie ſich wieder ihrem Beſucher zuwandte und deſſen Geſicht zum erſtenmal hell beleuchtet nahe vor ſich ſah, fühlte ſie ſich derartig abgeſtoßen von dem breitlächelnden, hämiſchen Ausdruck desſelben, daß ſie kaum vermochte, der Höflichkeit zu genügen und ihm Platz anzubieten.

Er kam ihrer diesbezüglichen, mehr als kühlen Aufforderung ohne weiteres nach.

„Ich erlaube mir, in — hm — in einer etwas ungewöhnlichen Angelegenheit bei Ihnen vorzuſprechen, mein Fräulein. Oder — hm“ — einer ſeiner raſchen, ironiſchen

Blicke sondierte die ihren — „darf ich mir jede Einleitung ersparen, sind Sie ohnedies über den Zweck meines Besuches nicht im unklaren?“

Er hatte richtig gerechnet, seine direkt ins Schwarze zielende Frage überrumpelte die für diese Situation nicht genügend vorbereitete Malerin einigermaßen. So suchte sie denn den Umweg des Nichtverstehenwollens und sagte kurz: „Ich bitte, sich deutlicher auszusprechen.“

Wendelburg stemmte einen Arm aufs Knie, den anderen in die Seite, sah sich ungeniert abschätzend im einfachen Raume um und heftete dann seine Augen lächelnd auf Regine, als wolle er sagen: Mit dir brauche ich wohl keine langen Umstände zu machen, du armer Schlucker!

Und diesem Sinne waren seine Worte angepaßt, die unvermittelt fragten: „Sie kennen meine Frau, Fräulein Erhard?“

Die Malerin setzte sich sehr gerade. „Ich werde Ihnen auf Ihre Fragen erst antworten, mein Herr, wenn Sie mir die Beweggründe Ihres Besuches bei mir mitgeteilt haben.“

Ueberlegend strich er seinen Bart. „Mit Ihnen scheint nicht gut Kirschen essen,“ sagte er alsdann jovialen Tones. „Gut, schenken wir einander reinen Wein ein. — Ich komme zu Ihnen, mein Fräulein, weil man mir in Baden-Baden in der Nervenheilanstalt des Doktors Kraft Ihre Adresse nannte, als ich nach dem Verbleib meiner heimlich von dort entwichenen Frau forschte.“

Regine hatte sich jäh erhoben und maß den nun ebenfalls Aufstehenden in ruhiger Selbstbeherrschung. „Wer hat Sie bei Doktor Kraft in Ihrer Angelegenheit an mich verwiesen?“ fragte sie so ungläubig, daß er ein kurzes triumphierendes Auflachen nicht unterdrücken konnte.

Zugleich aber schwollen ihm die Adern an den Schläfen.

„Sie haben recht, Fräulein Erhard, die Diskretion Ihrer Freunde nicht zu bezweifeln.“

Im ſcharfen Hohn hatte er es geſpochen, Regine aber entgegnete mit der Ueberlegenheit kühler Ruhe: „Jeden Augenblick kann mein Bruder nach Hauſe kommen, Herr Wendelburg. Ich würde dann gezwungen ſein, das Geſpräch mit Ihnen abzubrechen. Wollen Sie ſich alſo kurz faſſen.“

Dieſe Schroffheit hatte ſeltſam auf Wendelburg gewirkt. Zunächſt hatte ihn der Schreck des feigen Mannes durchzuckt, der ſich in der Meinung, einer unbeſchützten, wehrloſen Perſon gegenüberzuſtehen, plötzlich getäuſcht ſieht, dann war jählings ein Verdacht in ihm aufgeſtiegen, der ſich in der raſchen, unvermittelten Frage Bahn brach: „Ihr Herr Bruder iſt Offizier?“

Regine horchte auf. „Nein,“ gab ſie gedehnt zurück. „Wie kommen Sie zu dieſer Annahme?“

Wendelburg zwirbelte ſeine ſtruppigen Bartſpitzen, ſeufzte eigentümlich vielſagend und zuckte reſigniert die Achſeln. „Ein Mann meiner Jahre und meiner Art kann nicht verlangen, die erſte Liebe ſeiner ſchönen Frau zu ſein; er ſollte aber wenigſtens, das ſehe ich jetzt ein, die Toleranz nicht ſo weit treiben, ſich den Namen dieſer erſten Liebe verſchweigen zu laſſen, wenn ihm doch ſchon das Geſtändnis gemacht wurde, daß dieſelbe einen bunten Rock getragen. Da wittert dann ein Mann in meiner Lage leicht allerhand Kombinationen. Verzeihen Sie, Fräulein Erhard. Alſo zur Sache zurück.“

Den Blick auf die Uhrkette herniedergeſenkt, mit der ſeine Finger ſpielten, gewahrte er nicht, wie Regine von ihm zurückgetreten war, am ganzen Körper bebend, trotz ihres fortdauernden Schweigens.

„Sie vermuteten recht, Fräulein Erhard, Doktor Kraft war es nicht, der mir Ihren Namen in Verbindung mit

meiner Frau nannte, ſondern dieſer Schlüſſel hier" — er machte die Gebärde des Geldzählens — „hat einer Wärterin dahin den Mund geöffnet, daß ſie den beſorgten Ehemann mit der Mitteilung beruhigte, ein Fräulein Regine Erhard aus Arberg habe ſich ſeiner lieben Frau beſonders freundſchaftlich angenommen. Na und" — Wendelburg atmete auf, vergrub die Hände in den Hoſentaſchen und zog ſie ebenſo ſchnell wieder hervor — „da bin ich denn direkt zu Ihnen gereiſt, Fräulein, um Näheres über den jetzigen Aufenthalt meiner Frau zu erfahren."

„Von mir?"

„Von Ihnen, jawohl." In ſeinen Ton war etwas Gemütliches, Vertrauliches gekommen. „Sehen Sie mal, ich begreife Sie ja ganz gut, Ihre Sympathien ſind für meine Frau, die ſich natürlich vor Ihnen ſchön gefärbt hat. Aber nun denken Sie ſich auch in meine Lage hinein" — ſeine Stimme wurde immer wärmer, treuherziger — „denken Sie ſich einen Mann, dem die Frau am Hochzeitsabend ohne Grund und Urſache wie eine Wahnſinnige davonläuft. Ich thue das einzige, was zu thun war, bringe ſie in eine Nervenheilanſtalt, laſſe ihr Zeit, da zur Vernunft zu kommen. Und was erfahre ich, als ich hinreiſe, wieder mal nach ihr zu ſehen: auf und davon, und keiner will wiſſen, wohin! Der Doktor hüllt ſich in eiſige Reſerviertheit, ſagt, es wäre nicht ſein Amt, ſich in Privatangelegenheiten zu miſchen, ſeine Patientin wäre geſund geweſen, wohin ſie gehe, habe ſie ihm nicht geſagt. Na und — da komme ich denn eben zu Ihnen, Fräulein Erhard, und frage Sie, wo augenblicklich meine Frau ſich aufhält."

„Und was wollen Sie von Ihrer Frau, Herr Wendelburg?"

Die Geradheit und Kürze ihrer Frage verblüfften ihn.

„Was ich von ihr will? Na, haben will ich sie — das ist doch einfach," rief er.

„Aber Ihre Frau erklärt, nicht mit Ihnen zusammenleben zu können," erklang abermals Reginens Stimme, jetzt wärmeren Tones. „Wollen Sie ihr nicht wenigstens Ruhe gönnen, da sie sich durch den Schritt zum Altar mit Ihnen für ihr ferneres Leben jeden Anteil an Glück verscherzt hat?"

Ein verdächtiges Lachen klang auf. „Aber ich habe keineswegs die Absicht, meine Frau um ihr Glück zu bringen, und darum" — er zog die Uhr, sah flüchtig darauf — „lassen Sie uns Schluß machen und haben Sie die Güte, mir den Aufenthalt meiner Frau zu verraten."

„Nein." Das Wort Reginens klang wie ein schwer zu Boden fallender Stein. „Nein," rief sie noch einmal, „das werde ich nie und nimmer thun. In meinem Hause haben Sie Ihre Frau nicht zu suchen. Weitere Auskunft gebe ich Ihnen nicht."

„Aber Sie wären doch im stande, es zu thun?" fuhr Wendelburg dazwischen.

„Ja — vor Ihnen lüge ich nicht."

Der verächtliche Klang ihrer Stimme ließ ihn die Fäuste ballen, dennoch zwang er sich zu kalter Ruhe.

„So werde ich Sie schlimmsten Falles —"

Er kam nicht weiter. Die Zimmerthür ward aufgerissen, und ehe sie noch dem Oeffnenden Einlaß gab, rief ein helles Stimmchen: „Tante, Fräulein Angreß läßt dich grüßen. Ich traf sie eben —"

Auf der Schwelle war Annette erschienen, um erschrocken beim unverhofften Anblick des Besuchers wieder zurückzuweichen.

Sekundenlang blieb es still. Regine war erbleicht. Triumph und Schadenfreude in den Augen blickte Wendelburg sie an. Nun verbeugte er sich ironisch.

„Sie ſehen, das Schickſal will mir wohl. Nun weiß ich, daß meine Frau in dieſer Stadt ſich aufhält. Für das weitere brauche ich Ihre Hilfe nicht anzurufen. Ich empfehle mich Ihnen, mein Fräulein, Sie begreifen meine Eile.“

Mit höhniſchem Lächeln ging er zur Thür hinaus.

Regine ſtand wie am Boden gewurzelt. Noch nie in ihrem Leben hatte ſie ſo viel Widerwillen gegen einen Menſchen empfunden, wie jetzt. Dann aber riß der Gedanke, handeln zu müſſen, ſie aus ihrer Beſtürzung.

Sie mußte zu Adelheid! Wie es ſie heiß überflutete in Liebe und Begreifen, da ſie ihrer gedachte. „Was auch kommen mag, ich ſtehe bei dir,“ hatte ſie der Tapferen geſagt. Jetzt wollte ſie ihr Wort einlöſen. Eilig nahm ſie Hut und Umhang.

„Wenn Ottomar kommt, wartet nicht mit dem Eſſen auf mich,“ ſprach ſie ins Wohnzimmer hinein, wo Annette den Tiſch deckte. Und dann, vom Anblick der Kleinen zu nie vorher gezeigter Heftigkeit aufgereizt, rief ſie dieſer rauh zu: „Mußte dich das Unglück auch gerade herbeiführen! Wer hieß dich ungebeten in das Beſuchszimmer kommen?“

Ohne zu beachten, wie Annette entſetzt die Augen aufriß, ſtürmte ſie davon. Bei Profeſſors angelangt, klingelte ſie in ſtürmiſcher Haſt.

„Melden Sie mich Fräulein Angreß,“ ſagte ſie atemlos dem öffnenden Dienſtmädchen.

„Das Fräulein iſt mit Frau Profeſſor Einkäufe machen gegangen,“ lautete die Antwort. „Aber Fräulein Ilſe iſt daheim.“

Nein, die konnte ihr nicht helfen. Mit dem Bemerken: „Ich werde wiederkommen,“ entfernte ſich Regine wieder. Unten auf der Straße überlegte ſie. Sobald Wendelburg auf der Polizei Adelheids Adreſſe erfahren,

würde er sie aufsuchen, das war klar. Dem war überhaupt nicht mehr vorzubeugen. Aber bevor er die Professorin sprach, wollte Regine sprechen. Das war ihre Pflicht. Und entschlossen den Kopf aufrichtend, lenkte sie ihre Schritte der Hauptgeschäftsstraße zu, wo die Möglichkeit gegeben war, die beiden Damen bei ihren Einkäufen zu treffen. Auf diese Möglichkeit gründete Regine ihr Hoffen. Wie sie sich daheim über ihren ungewöhnlichen Mittagsausgang den Kopf zerbrechen würden, das kümmerte sie nicht.

Einer anderen aber bereitete ihre Abwesenheit schweren Kummer, und diese andere war die kleine Annette.

Nachdem sie von Regine so ungewöhnlich barsch angelassen worden war, hatte sie ihr erst eine ganze Weile stumm und starr nachgeschaut, dann hatte es um die niedlichen Mundwinkel zu zucken begonnen, und langsam hatten sich die Blauaugen mit dicken Tropfen gefüllt. Die waren herniedergefallen auf die verschlungenen Hände — eine nach der anderen, und schließlich war's ein ganzer, heißer Strom geworden, und laut schluchzend hatte sich Annette in Vater Erhards ledernen Sorgenstuhl geworfen, als ob er der einzige Platz wäre, der ihr mit Recht zukäme. In all ihrem Jammer hatte sie dann ganz überhört, daß die Thür aufgethan wurde und Ottomar, seine Rolle in der Hand, in die Stube getreten war.

Das Scherzwort, das er beim Hereinkommen für sie auf den Lippen gehabt, erstarb vor diesem Anblick. Leise trat er an ihre Seite und schaute auf sie hernieder.

Sie hatte das flachshaarige Köpfchen tief in ihre weiße Schürze vergraben und weinte, daß ihr Hören und Sehen verging.

Ja, um alles — dem Schauspieler wurde es ganz seltsam ums Herz, solchen Schmerz hatte er überhaupt noch nicht gesehen. Auf der Bühne wurde so ja nie geweint,

die Beſte weinte nicht ſo, um den heiligſten Liebesſchmerz weinte man nicht in dieſer Heftigkeit!

Er legte ihr ſeine Hand auf die Schulter. Mit einem Schrei fuhr ſie empor und ſtarrte ihn erſchreckt an.

„Was haben Sie denn für Jammer, Annettchen? Ich konnt's nicht mehr mit anhören.“

Seine weiche Mitleidsfrage ließ ihre Thränen aufs neue ſtrömen.

„Ich bin ſo unglücklich,“ brachte ſie kaum verſtändlich hervor, ſo ſtieß ſie der Bock — „ſo unglücklich — bringe allen Menſchen Unglück — die Tante — die — die war ſo böſe auf mich —“

„Warum denn, Annettchen? Mir dürfen Sie's anvertrauen.“ Er war vor ihr niedergekniet, ganz wie auf der Bühne bei ähnlichen Scenen, und hatte ihr die Hände vom Geſicht gezwungen. Seine Augen aber waren ſeiner Schweſter warme, dunkle Augen, und die wußten nichts von Bühne und Theaterlüge.

„Was hat man Ihnen denn gethan, Sonnenſcheinchen?“

„Ach — ich — ich hab' ja ſo viel angerichtet,“ ſchluchzte die Kleine faſſungslos. „Wiſſen Sie, mit meiner Indiskretion und mit meinem Ungeſtüm.“ Sie hatte ſich nun ganz ernſthaft im Sorgenſtuhl zurechtgeſetzt und begann dem lauſchenden Jüngling zu ihren Füßen zu berichten, wie ſie in ihrer Freude, Adelheid und die Profeſſorin geſprochen zu haben, in das Zimmer platzte. — „Und da — kreidebleich iſt die Tante geworden, und wie ich vor Schreck gleich wieder zurückfahre, höre ich noch, wie der Fremde ſagt: „Nun weiß ich, daß meine Frau ſich in dieſer Stadt aufhält.“ — Und nachher war die Tante ſo furchtbar bös mit mir und iſt fort — und — und ich —“ Wieder begannen die Thränenbächlein zu fließen.

Ottomar war aufgeſtanden, er hatte nicht alles begriffen, was Annette geſagt, immerhin aber ſo viel, daß

an ein Geheimnis der Fräulein Angreß gerührt war, und daß dies Geheimnis einer Ehe ihres Schützlings seine Schwester wußte.

Die kleine Annette, die sich so unschuldig-schuldig sorgte, that ihm leid, aber er konnte sich doch nicht versagen, ihr einen Schreckschuß einzujagen: „Aber Annettchen, was haben Sie da wieder gemacht? Durften Sie das denn so weiterplaudern, was Sie mir da vorgetragen haben?“

Ein so entsetzter Blick ihrer verweinten Augen traf ihn, daß er bestürzt innehielt und wieder seinen Platz am Boden einnahm.

„Ist ja nur Scherz,“ lachte er da begütigend, „seien Sie mal wieder froh, Annette, Sie Nette, Adrette, Kokette! Wenn Regine heimkehrt, ist alles wieder gut — jetzt lächeln Sie mal, Sonnenscheinchen.“

„Ach gehen Sie doch, wo ich so unglücklich bin und allen Menschen Unglück bringe,“ stotterte sie, immer noch schluchzend.

„Da werden Sie mir ja furchtbar interessant, Annette. Ein Mensch, der allen Unglück bringt und flachsblonde Zöpfe hat — wirklich, das ist was Besonderes, selbst auf der Bühne Rares, das könnte mich anziehen, Annette.“

Sie lächelte nun doch und drängte ihn von sich, als er immer näher heranrückte.

„Ja, lachen Sie nur — Sie — Sie, der über alles — über Alle lacht —“

Was war denn das? Da tropfte ja eine Thräne gerade auf seine Hand, und die war so ganz still aus den Blauaugen heruntergerollt bei den letzten Worten.

„Annettchen!“ Nun wurde auch seine Stimme ganz leise und heimlich. „Ueber Sie lache ich doch nicht — Sie sind doch die Ausnahme.“

„O, ich weiß schon, welche Ausnahme ich bin!“ Den

alten Großvaterſorgenſtuhl erſchütterte es in ſeinen Grundfeſten, wie ſie zurückrückte vor dem Schwarzlockigen da vor ſich.

„Nein, Sie wiſſen es nicht.“ Seine Augen ſandten wahre Feuergarben von unten zu ihr herauf. „Sie wiſſen es nicht, Annettchen. Erſt waren Sie die Ausnahme von der Regel der mich nicht Liebenden — das heißt, ich liebte Sie auch nicht — und jetzt ſind Sie die Ausnahme von dieſer Ausnahme, das heißt ich liebe dich dennoch, du Sonnenſcheinchen!“

Weit hatte er ſeine Arme ihr entgegengebreitet — und ſie ſank hinein, willenlos wie ein Blütenblatt des Frühlings in den Mittagswind.

„Ich dich ja auch — ich dich ja auch,“ ſtammelte ihr Mund dazu. „Und nun iſt's ja gar keine Ausnahme mehr — nur ganz gewöhnlich, ganz alltäglich.“

„Ja, ganz alltäglich — wie der Sonnenſchein!“

Seine Lippen küßten den ihren die Antwort fort, bis daß ſie nichts mehr ſagen wollten.

Neuntes Kapitel.

In fliegender Eile war Wendelburg auf das Polizeimeldeamt geſtürzt, um dort endlich Adelheids Adreſſe zu erfahren. Alſo in Stellung war ſie! Als Fräulein — Haß und Ingrimm ſchüttelten ihn förmlich. Ja, jetzt haßte er ſie, haßte ſie ſo kalt und unbarmherzig, daß er ſich zu allem fähig fühlte, wenn er daran dachte, ihr zu beweiſen: du gehörſt mir dennoch zu, und ich bin und bleibe dein Herr! Und ihr Herr wollte er bleiben und ſollte ſein Leben keinen anderen Zweck kennen als den, ſeinen zähen Willen wieder und wieder dem ihren in den Weg zu ſtellen. Was ſie gewagt, was ſie ihm angethan hatte, ſollte ihr ſelbſt das Daſein verleiden, bis ſie bereuen

lernte, bis sie sich beugte vor ihm, bis sie ihn um Gnade, um Verzeihung anflehte.

Bis jetzt hatte er sie geschont, hatte sich schließlich darein gefügt, als auf Adelheids Wunsch sein Verlangen, dieselbe zu sprechen, vom Arzt zurückgewiesen wurde, und war abgereist, ohne sich ein Wiedersehen mit ihr erzwungen zu haben. Auch seine Briefe an sie waren in letzter Zeit seltener geworden, glaubte er doch, daß er sie am ehesten gefügig machen werde, wenn er ihr eine gewisse Ruhepause gab, in der sie zur Besinnung kommen konnte. Daß sie ihm entweichen könne, daran dachte er nicht; er glaubte sie völlig mittellos. Wohin sollte sie sich wenden, was beginnen? So hatte er denn ein Vierteljahr verstreichen lassen.

Als aber die Bekannten in Hartenau zu munkeln begannen über die nervenkranke Frau, die gar nicht wieder gesund werden wolle, hatte er sich auf die Reise gemacht, fest entschlossen, sie sich zu holen, koste es, was es wolle.

Und dann diese neue, demütigende Niederlage, die ihr Verschwinden ihm bereitet hatte! Aber jetzt war sie in seinen Händen und sollte ihm nicht wieder entkommen!

Heftig, im Bewußtsein seines Rechtes, jetzt hier Einlaß begehren zu dürfen, stieß Wendelburg die Thür des Hauses auf, in welchem Adelheid eine Heimstätte gefunden hatte, und stieg die teppichbelegten Stufen empor.

Droben in ihrem koketten Zimmer lag Ilse auf dem fellüberdeckten Diwan und langweilte sich. Sie hatte sich der Abwechslung halber einmal ganz schwarz angezogen, das Kleid sah aus wie eine weite, lange Kittelschürze und war ebenso auffallend wie kleidsam. Da sie sich solche Extravaganzen fürs Haus selbst anfertigte, hatte die Professorin nichts einzuwenden, selbst wenn ihrer Einzigsten Machwerke für sie völlig unverständlich blieben. Gehörte es doch zu ihrer Erziehungstheorie, Ilses Kindlichkeit so

wenig wie möglich zu beſchneiden, daß ſie ihr freiere Willens- und Weſensäußerung einräumte, als man ſie vielleicht ſonſt einem jungen Mädchen geſtattete. Daß dieſe Freiheit je gemißbraucht oder nach außen hin mißdeutet werden könne, dieſer Gedanke lag der exkluſiven Dame weltenfern.

Wie geſagt, Ilſe langweilte ſich, trotzdem ſie an alles mögliche dachte. Dies Leben als kindliches junges Mädchen begann ſie anzuöden. Dazu kam, daß der junge, verliebte Menſch in Rodenſtadt anfing, ihr ernſtlich unbequem zu werden. Mußte ſie ſich ja jetzt ſogar wie eine Ladenmamſell heimlich ſeine ſentimentalen Ergüſſe vom Poſtamt abholen. Und that ſie's nicht, der Hitzkopf wäre im ſtande geweſen, herzukommen. Der unglückſelige Umſtand, daß ſeine Eltern nach Arberg verſetzt waren, mußte ſie ohnehin ſtets mit dieſer Möglichkeit rechnen laſſen. Und dann — es überlief ſie. Saß ſie doch ſo ſchon ſtets wie auf glühenden Kohlen, wenn in Selkens Gegenwart die Rede auf Rodenſtadt kam. Daß ihm die Möglichkeit einer Bekanntſchaft zwiſchen ihr und ſeinem Neffen noch nie in den Sinn gekommen, war ein reines Wunder. Freilich — ein wohlbehütetes Penſionsfräulein hat keine Leutnantsbekanntſchaften. Nun, Hans würde ja wohl diskret ſein. Und er mußte ja doch auch eines Tages vernünftig werden — eines Tages, wenn ſie ſich einmal verlobte.

Und ſie wollte ſich verloben — bald. Mit Selken? Er war nicht reich, aber vornehm — von Adel.

Doch er hielt ſich zurück, beſonders in letzter Zeit zeigte er ſich reſerviert — viel reſervierter als ihrem Fräulein gegenüber. Oder lag darin eine Huldigung? Wollte er ihr ſo den geſteigerten Grad ſeiner Hochachtung bezeigen? Sie rümpfte das Näschen. Aber — wenn ſie ſich nun wirklich mit Selken verlobte — dann — der andere?

Sie ſprang auf, reckte und dehnte die geſchmeidigen Glieder — er liebte ſie ja, der Schwärmer — an ſeiner Liebe würde ſie ihn ſchon faſſen.

Auflauſchend unterbrach ſie ihren Gedankengang. Im Korridor ſprach das Mädchen, darauf eine Männerſtimme. Mama und Adelheid waren nicht daheim. Neugierig bog ſie den Kopf zur Thürſpalte hinaus und rief das Mädchen zu ſich mit der Frage, wer draußen ſei.

Ein Herr, der dringend Fräulein Angreß oder die Frau Profeſſor zu ſprechen wünſche, lautete die Antwort.

Ein Herr — dringend? — Ilſe ſtutzte.

„Ich werde ihn empfangen," erklärte ſie darauf mit wenig jugendlicher Beſtimmtheit.

Wendelburg betrat den Herbertſchen Salon. Die elegante, ſtilvolle Einrichtung imponierte ihm, er nahm ſich vor, der Tochter des Hauſes, deren Erſcheinen ihm gemeldet war, ſo weltmänniſch wie möglich zu begegnen. Als ſie dann aber ins Zimmer hereinrauſchte, in ihrer ganzen pikanten, reizvollen Eigenart, war er derartig überraſcht von ihrem Anblick, daß ſich atembeklemmende Verlegenheit ſeiner bemächtigte, unter der ſeine ſonſtige Keckheit und Selbſtzufriedenheit faſt erſtarb.

Seine Begrüßung und Vorſtellung fiel beinahe ſteif und unbeholfen aus.

Ilſes ſchmale Lippen kräuſelte ein Lächeln. Dem hatte ſie ja gewaltig imponiert. Lohnte ſich's denn überhaupt der Mühe, dem gefallen zu wollen? Sie ſchaute ihn ſich daraufhin genau an.

Hübſch war er nicht, unterſetzt, nicht elegant, aber — Ilſes Augen wurden groß und aufmerkſam — ſeine Schlipsnadel nahm ſie vollſtändig für ihn ein, dieſelbe war aus einer prachtvollen ſchwarzen Perle gebildet und mußte ein kleines Vermögen gekoſtet haben. Der Mann war reich.

Mit vollendeter Liebenswürdigkeit lud ſie ihn ein, ſo lange zu verweilen, bis ihre Mama und das Fräulein heimkehren würden, was jede Minute der Fall ſein könne.

„Hörte ich vorhin recht, mein Herr, ſo fragten Sie nach Fräulein Angreß?“ begann ſie alsdann taſtend, während ſie ſich in die Sofaecke ſchmiegte und den in ihrer Nähe Platznehmenden lauernd anblinzelte.

„In erſter Linie würde mir daran liegen, die Frau Profeſſor zu ſprechen, Gnädigſte, wenn auch mein Hierſein ſich allerdings um Ihr Fräulein“ — er legte einen beſonderen Nachdruck auf das Wort — „dreht. Leider darf ich Ihnen gegenüber nicht näher auf meine unerquickliche Angelegenheit eingehen — Sie verzeihen.“

Ilſe fieberte vor Spannung, dennoch ſagte ſie gleichgültig: „O bitte, ich bin nicht neugierig, habe mir die Neugierde völlig abgewöhnt — bei unſerem Fräulein“ — hier hielt ſie inne, und einer ihrer naiven Blicke nahm ſich Zeit, jeden Zug in Wendelburgs Geſicht zu berühren und dieſen die Erwartung der Fortſetzung ihrer Rede ſo lange auskoſten zu laſſen, bis er ſich nicht mehr enthalten konnte, ſcherzend und ſchneidend zugleich zu fragen:

„Hatte Fräulein Angreß“ — wieder betonte er eigen das Fräulein — „denn ſo viel Gelegenheit, Gnädigſte, Ihnen Neugierde abzugewöhnen?“

Sie neigte den Kopf mit geſenkten Wimpern, welche ſie dann plötzlich hob, um ihn mit Augen, welche Wendelburg nie zuvor lockender geſehen zu haben glaubte, ſchalkhaft anzublicken.

„Wenn man wie ſie jeden Pfeil der Neugierde an Grabesverſchwiegenheit abprallen läßt, hört das Schießen bald auf.“

Eine verſchleierte Antwort. Aufs neue peitſchte ſie Wendelburgs wütenden Groll.

Die abgefeimte Heuchlerin! Sie hatte guten Grund, hier die Verschwiegene zu spielen. Wie er sie haßte, die ihn verschmähte, ihn, einen Mann, der überall anfragen konnte, vielleicht sogar bei solch einer wie diese Professorstochter, die denn doch die andere ohne Mittel und Herkunft in seinen Augen überstrahlte.

Während er im Gedanken daran ein paar Sekunden finster vor sich hin gebrütet, hatte Ilse sich plötzlich lauschend seitwärts geneigt und war dann aufgestanden.

„Ich glaube, Mama und Fräulein sind soeben heimgekehrt."

Damit huschte sie zur Thür, öffnete dieselbe weit und rief mit ihrer süßesten, kindlichsten Stimme: „Mama — Fräulein Adelheid! Bitte!"

Auch Wendelburg war emporgeschnellt, und so, daß er sie sehen mußte und sie ihn, wenn sie vorüberschritt, stellte er sich unweit des Eingangs hin.

Und dann — ein irrer Laut des Schreckens. Adelheid, die dicht hinter Frau Herbert, dem Rufe Ilses Folge leistend, herbeigekommen war, taumelte gegen den Thürpfosten, schneeweißen Angesichts, versagenden Herzschlages.

In einem Nu war Ilse an ihrer Seite, hatte den Arm um sie gelegt, die Thür hinter ihr zugezogen und darauf harmlos lächelnd der Professorin erklärt: „Der Herr hier wünschte dich und Fräulein Angreß zu sprechen."

„Hugo Wendelburg aus Hartenau." Diesmal, vor der Dame des Hauses, die äußerst befremdet von ihm zu Adelheid und von Adelheid zu ihm blickte, gelang ihm seine Verbeugung in tadelloser Form. „Ihre Fräulein Tochter war so gütig, gnädigste Frau, mir zu gestatten, hier Ihre und meiner Frau Rückkehr abzuwarten."

Die Professorin verfolgte in fassungsloser Verwunderung seine Handbewegung, die auf Adelheid deutete, deren schreckerstarrte Züge ihm nicht widersprachen.

„Ilſe, bitte, ſieh dir inzwiſchen draußen die Einkäufe an, die wir gemacht haben.“

„Gern, Mama.“ Die Augen, in denen es bei Wendelburgs Worten gewetterleuchtet hatte, ſtill geſenkt, folgte ſie der Weiſung der Mutter und glitt nach flüchtiger Verneigung gegen den Gaſt zum Zimmer hinaus, wobei ſie dicht an Adelheid vorbeiſtrich und ihr einen intereſſiert ſchadenfrohen Blick zuwarf.

„Mein Herr, wollen Sie mir nun, bitte, erklären —“

„Gewiß, Gnädigſte,“ erwiderte Wendelburg. „Meine Anweſenheit hier bezweckt, Sie höflichſt zu erſuchen, dieſe da“ — in kaum bemeiſterter Wut trat er einen Schritt gegen Adelheid vor — „Ihr Fräulein — meine aus der Nervenheilanſtalt in Baden heimlich davongegangene Frau aus Ihren Dienſten zu entlaſſen, damit ſie nicht länger Gelegenheit nehme, ſich den Pflichten im eigenen Haushalte zu entziehen.“

Die Profeſſorin gab keine Antwort, ſie ſtrich mit beiden Händen über die Stirn, als müſſe ſie das Gehörte erſt begreifen, dazwiſchen ſchickte ſie ſcheue, ungläubige Blicke zu Adelheid hinüber.

Die rührte ſich nicht. Sie ſtand und ſtarrte auf Wendelburg und ſah in ihm drohend und hohnlachend ihres Lebens bitterſte Wirklichkeit, welche Lüge hieß und ihre gefeſſelten Füße wieder und wieder zu Fall bringen würde, wohin ſie ſich auch wenden, welchen Weg ſie auch wählen würden.

Ein zitternder Laut rang ſich endlich aus ihrer zerquälten Bruſt, und als Frau Herbert jetzt die Lippen öffnete, eine Frage an ſie zu thun, kam ſie ihr zuvor, indem ſie leiſe ſagte: „Es iſt die Wahrheit.“

Die Profeſſorin zuckte zuſammen; ſie mochte anderes erwartet haben. Ihr ſonſt ſo gütiges Geſicht wurde kalt und fremd. „Sie werden noch heute unſer Haus ver-

laſſen," erklang ihre Stimme in eiſiger Schärfe. „Sie aber, mein Herr," fuhr ſie mit halber Wendung gegen Wendelburg fort, „haben wohl die Freundlichkeit, Ihre Privatangelegenheiten mit Ihrer Frau außerhalb dieſes Raumes zu erledigen."

Ein flüchtiges Kopfneigen, und die Profeſſorin hatte das Zimmer verlaſſen.

Wendelburg, wohl oder übel, mußte gleichfalls gehen, doch that er es nicht, ohne Adelheid nicht noch ein heiſeres „Wir ſprechen uns weiter!" zuzuſchleudern.

Dann war auch er hinausgeſchritten, und ſie war allein mit ſich und ihrem namenloſen Jammer. Ein Schauder nach dem anderen ſchüttelte ihren ſchlanken Leib, ſie fühlte ſich elend werden, jedes Glied ſchmerzte ihr vom erſten tiefen Fall, den ſie gethan auf dem harten, ſteinigen Pfade „Ich will". Er hatte ſie zu Fall gebracht, und ſie hatte es ihm leicht gemacht, da ſie ſich mit Lügen umſtrickte. Was aber nun — was nun, ſelbſt wenn ſie fortan wahr ſein wollte?

Sie wußte, dann blieb der Weg nicht oben und führte auch nicht bergauf, ſondern hinunter von der Höhe, auf der ſie ſich trotz ihrer abhängigen Stellung in dieſem Hauſe gefühlt, dann würde ſie keiner Familie mehr angehören, dann würde ſie hinaus müſſen in den rückſichtsloſen, einſamen, erbarmungsloſen Kampf ums Leben. Und ſie würde frei ſein, frei — vogelfrei. Und fort von hier würde ſie müſſen, fort aus ſeiner Nähe, aus ſeinen Augen, aus ſeinem Gedächtnis! Ausgelöſcht in ſeiner Achtung würde ſie ſein, wenn er es erführe — wie erführe — durch wen erführe — durch Ilſe!

Das war das Schlimmſte von allem.

Die Hände ins leuchtende Haar gekrampft, brach ſie ſtöhnend auf einem Stuhl zuſammen, als Schritte in ihrer Nähe ſie ſofort wieder aufſchreckten.

Die Professorin stand vor ihr und blickte ein wenig milder als vorhin auf sie hernieder. Da quoll es heiß empor aus Adelheids Innerem, und sie neigte ihre Lippen auf Frau Herberts Hände.

„Verzeihen Sie, meine liebste, gnädigste Frau, daß ich Sie belog.“

Wieder und wieder stammelte ihr bebender Mund die gleichen Worte, und dennoch wurde ihr keine andere Antwort als der halb mitleidige, halb anklagende Blick der Professorin, der sie ausschied aus dem Leben, das sie hier kennen gelernt hatte, und sie den Parias, den Abenteurerinnen zugesellte.

Es wurde an die Thür gepocht.

„Fräulein Erhard bittet die gnädige Frau um eine Unterredung,“ meldete das ins Zimmer hereinblickende Mädchen. „Sie war schon einmal da heute morgen.“

„Ich lasse bitten,“ entgegnete die Professorin. Und an Adelheid gewandt: „Sie packen wohl indessen auf Ihrem Zimmer Ihre Sachen.“

Noch einmal rann ein Beben durch Adelheids Gestalt, ihre Hände strichen langsam an den Schläfen hinab, dann schritt sie hinaus.

Zehntes Kapitel.

Ilse hatte sich lautlos wie eine Katze in Adelheids Stube geschlichen und tippte der ganz versunken zum Fenster Hinausstarrenden leicht auf die Schulter.

„Ich muß Ihnen doch adieu sagen, Sie schöne, falsche Hexe,“ lachte sie leise. „Sie imponieren mir riesig. Warum haben Sie sich mir nicht anvertraut?“

Mit einem Ruck hatte sich Adelheid ihr zugekehrt. „Weil ich Sie verachte!“ stieß sie der jäh zurückweichenden

Ilſe ins erbleichende Antlitz und ſtürzte wie ſinnlos zum Zimmer hinaus.

Die Selbſtbeherrſchung hatte ſie verlaſſen, dieſem verlogenen, heuchleriſchen Geſchöpf gegenüber, dieſer Schlange, die lauernd um die Mauern ſeines Paradieſes, ſeines Herzens Frieden ſtrich. Und ſie würde es ſein, die es ihm ſagte, ſie würde ihm verraten, was ſie hinter der Thür erlauſcht hatte, und ſie würde es ſein, die ihr Bild aus des geliebten Mannes Seele tilgte. Nein, nicht jene! — Nein — nein! Tauſendmal eher Angeſicht in Angeſicht mit ihm die Sonne verlöſchen ſehen, als von Ilſes verlogenen Lippen die Flamme freundſchaftlicher Achtung ausblaſen laſſen, die ſich in ihm entzündet hatte.

Nein, lieber wollte ſie ſelbſt —

Hut und Mantel vom Ständer reißend eilte ſie den Korridor hinab, hinaus auf den Treppenflur, ohne zu wiſſen, wohin es ſie drängte, was ſie beginnen wollte.

Es ſelbſt ihm ſagen! War ſie denn wahnſinnig? Gewaltſam löſte ſie ihre Sinne aus dem roten, verwirrenden Schleier, den das heiße junge Blut um ſie gewoben; doch immer von neuem wieder ſchlang er ſich bethörend um ihr Fühlen und Denken. Er ſollte ſie nicht verachten, er ſollte ſie nicht aus ſeiner Erinnerung bannen — und wenn die Welt darüber zuſammenſtürzen ſollte! Sich dies einzige Lebensglück, ſeine Achtung, zu retten, das ſollte ihr wohl gelingen. Und ſie wußte jetzt, was ſie zu thun hatte. Ein paar braune Augen, die in ihr Zweifeln und Zögern hineingeſchaut, hatten es ihr plötzlich eingegeben, ſeiner Schweſter Augen waren es geweſen, die ihr zugerufen hatten: „Komm zu mir, ich werde dich verſtehen, ich werde dich nicht verſtoßen, und ich werde mit ſanften Schweſterhänden die ſeinen halten, wenn ſie dir ein Grab graben wollen.“

Ja, zu ihr — zu ſeiner Schweſter wollte ſie!

Als ob ein neuer Lebensſtrom durch ihre Glieder rinne, ſo flog ſie auf die Straße hinaus. Schrägüber befand ſich ein kleines Reſtaurant. Als ſie an demſelben vorüberſchreiten wollte, trat Wendelburg daraus hervor.

„Endlich!“ ſagte er und war mit einem Schritt an Adelheids Seite. „Du haſt mich lange warten laſſen. Nun, ſind deine Sachen gepackt, haſt du Abſchied genommen, haſt du deinen Lohn eingeſteckt, und haſt du eingeſehen —“

„Ich habe eingeſehen, daß du ein Lump biſt,“ unterbrach ſie ſein lächelndes, ſiegesſicheres Höhnen, „und wüßte ich nicht längſt, daß ich recht gethan, als ich noch in letzter Stunde von dir ging, ſo würde ich es jetzt wiſſen.“

„Adelheid“ — er ſuchte ihre Hände an ſich zu ziehen und konnte es doch nicht, denn die Straße war nicht einſam — „Adelheid, ja, ich haſſe dich, ich werde dich verfolgen, von jedem Platze ſtürzen, den du dir ſuchſt, aber — begreifſt du's denn nicht, daß mein Haß nur Liebe iſt? Ich liebe dich und kann dich nicht laſſen!“

Wie er ſich auch müht, ſeiner Stimme den zitternden Ton herzbebender Leidenſchaft zu geben, um Adelheids Lippen zuckt ein ungläubig verächtliches Lächeln.

„Nennſt du es Liebe, wie du um mich geworben, wie du mich gewonnen und mich feſtgehalten? Liebe — was weißt denn du von Liebe!“

Ihre ſchönen Augen fliegen über ihn hinweg, und ihn packt wilder und raſender das Verlangen, ſie ſich zurückzugewinnen.

„Sei mein,“ keucht er und haſcht nun doch nach ihrer Hand — „komm mit mir, und ich will vergeſſen, was du mir thateſt. Doch thuſt du es nicht, dann“ — er iſt vor ihr ſtehen geblieben, trotz der freien, menſchenbelebten Straße, ſein glühendes Geſicht nähert ſich dem ihren — „dann werde ich dich verfolgen bis an dein Lebensende.“

Digitized by Google

„So thu's!" Kühn hatte sie den Kopf erhoben, kühn war der Blick, mit dem sie ihn maß. „Thu's! Zwinge mich, wenn du es kannst, die Sünde zu vollenden, die ich begonnen. Zwinge mich!"

Auge in Auge standen sie voreinander still.

„Zwinge mich," wiederholte sie noch einmal. „Welches Gesetz kann mich zwingen, Sünde zu thun? Keines! Gott ist die Liebe, und wer gegen die Liebe sündigt, sündigt wider ihn."

„Du bist ja namenlos überspannt."

Ueberzeugung sprach aus ihm, ja sie sänftigte sogar seinen Stimmenklang. „Was soll denn aus dir werden, wenn du bei deinem Wahnsinn verharrst?"

„Was aus mir werden soll?" Sie lächelte. „Eine Bettlerin meinetwegen, aber eine Bettlerin unter Gottes freiem Himmel, eine Königin gegen die Bettlerin, die ich sein würde, müßte ich aus deinen Händen mein täglich Brot empfangen."

Noch ehe er ein Wort zu erwidern vermochte, war sie über die Straße geflogen und hatte sich auf einen vorüberfahrenden Pferdebahnwagen hinaufgeschwungen.

Sie einzuholen, war unmöglich. Mit einem Fluch schaute Wendelburg ihr nach. Mit Blitzesschnelle schossen die Gedanken, wie er ihrer wieder habhaft werden könne, ihm durch das Hirn. Vermutlich würde sie zunächst Unterschlupf bei der Malerin suchen. Doch noch befanden sich ihre Habseligkeiten bei Professors, und es war nicht ausgeschlossen, daß sie nochmals dahin zurückkehrte. Er beschloß zunächst auf dem Wege zwischen den beiden Wohnungen hin und her zu patrouillieren und sollte sein Pflastertreten Stunden dauern. Lief sie ihm dann nochmals in den Weg, so sollte sie einen anderen in ihm kennen lernen als vorhin.

Scharf mit dem Stock bei jedem Schritte aufstoßend,

beginnt er seine Wanderung, die Adern an seinen Schläfen sind zum Zerspringen geschwellt, seine Lippen öffnen und schließen sich, er hat Mühe, sich zurückzuhalten, daß er nicht laut in rohes Toben ausbricht, wie er es daheim zu thun gewöhnt war, wenn einmal einer seiner Arbeiter es wagte, dem erbarmungslosen, heimlich tausendfach gehaßten Fabrikherrn die Stirn zu bieten. —

Adelheid hat indessen bereits wieder den Pferdebahnwagen verlassen, in welchen sie sich vor Wendelburg hineingeflüchtet, und hetzt durch enge, dunkle Gassen wie eine Verfolgte, oder als würde sie vorwärts gestoßen von dem Gedanken, der in ihre verwirrte Seele geflattert war und nun darin mächtiger und mächtiger die Flügel regte, um sie dahin zu drängen, wohin er sie führen wollte — zu jener stillen, vornehmen Frau, deren Augen sie riefen: „Komm, ich werde dich verstehen, denn auch ich bin eine derer, die da Leid tragen."

Sie merkt es kaum, wie der eisige Wind ihr am Mantel reißt, wie er ihren Körper durchschauert. Ihre Wangen brennen. Und nun hat sie ihr Ziel erreicht. Ohne Zaudern öffnet sie die Hausthür und tritt in den von einer matten Ampel spärlich erleuchteten, stillen Treppenflur. Nie zuvor war sie in dem Hause, Ilse hatte nur einmal im Vorübergehen darauf hingedeutet mit dem Bemerken: „Da wohnt Selkens Schwester."

Bis zum ersten Treppenabsatz ist Adelheid emporgestiegen, da bleibt sie stehen, schaut um sich, und die Fremdheit ihrer Umgebung wirkt auf sie wie jähes Erwachen.

Was wollte sie denn beginnen — wohin wollte sie? Zu einer Dame, die sie ein einziges Mal gesehen hatte, der sie fremd war wie diesem Hause hier! Und was wollte sie ihr sagen, warum sie zu ihr kam, gerade zu ihr? Die Wahrheit? Daß ihr Bruder es gewesen, dessen

plötzliches Erscheinen in entscheidender Stunde ihrer irrenden Seele den rechten Weg gewiesen hatte?

Ihr Kopf sinkt zur Brust hinab, ihr Fuß gleitet von den Treppenstufen zurück. Gegen die Wand gelehnt steht sie wieder drunten im Flureingang. Jetzt spürt sie den Novembersturm, der sie draußen umschauert hat, ihr Körper bebt vor Frost, ihr ist's elend an Leib und Seele. Aber sie kann doch nicht rasten hier. Müde schleppt sie sich vorwärts, der Hausthür zu. Da wird dieselbe von draußen aufgestoßen.

„Fräulein Angreß — Sie?"

Robert v. Selken hat es gerufen. Bestürzung klingt aus seiner Stimme, und bestürzt ruht sein Blick auf ihrem hilflos verstörten Antlitz.

„Ja — ich. Ich bin in dies Haus eingetreten, weil ich —"

Er fällt ihr in die Rede. „Ich möchte gerne glauben, Sie hätten meiner Schwester, die so starke Sympathie für Sie hat, einen Besuch machen wollen, allein Ihr Aussehen legt mir eher die Furcht nahe, es habe Sie ein Unfall in dies Haus getrieben."

„Der Sturm —" sagt sie und ihre Stimme klingt wie von ferne her.

„Der Sturm hätte dich so verwandelt?" fragen ungläubig seine Blicke. „Dann muß er in dir toben, denn der da draußen um das Haus weht, hätte nicht so den Glanz deiner Augen verlöscht."

Er wendet die seinen ab von ihr, um seine Brust beginnt es sich zu spannen wie ein schwerer Ring, während er sich müht, einen scherzhaft leichteren Ton anzuschlagen.

„Wenn das unwirsche Wetter Sie ängstigt, Fräulein Angreß, so vertrauen Sie sich meinem Schutze an. „Mit meinem Mantel vor dem Sturm" — Sie wissen doch die Fortsetzung?"

„Beſchütz' ich dich," vollendet ſie mit ſtarrem Lächeln.

Feſter umſpannt der Ring ſeine Bruſt. „Meine Schweſter würde es mir nicht verzeihen, wenn ich Ihnen nicht meine Begleitung aufdrängte. Oder — wär's nicht das vernünftigſte, Sie kämen zunächſt herauf und ließen ſich droben von ihr mit einer Taſſe Thee aufwärmen?"

Er hat ſich zu ihr herabgebeugt und ſchaut ſie mit lächelnder Ueberredung an.

Doch heftig faſt ſchüttelt ſie den Kopf. „Nein, nein — nicht jetzt!"

„Dann alſo geſtatten Sie mir —"

Seine Hand hat die Thürklinke gefaßt.

„Sprich zu ihm, ſag ihm alles, alles," hämmert Adelheids Herz. „Dein Schickſal hat ihn dir in den Weg geführt."

Das unſtete Flackerlicht in ihren Augen erliſcht, und als Selken nunmehr die Hausthür öffnet, ſchreitet ſie ruhig entſchloſſen vor ihm her auf die Straße.

„Wohin darf ich Sie führen?" fragt ihr Begleiter, an ihre Seite tretend. „Vermutlich nach Hauſe, nicht wahr?"

„Ich habe in dieſer Stadt kein Heim mehr," kommt es langſam, aber klar von ihren Lippen.

Schreck zuckt von ſeinem Antlitz zu dem ihrigen hernieder. „Sie ſind nicht mehr bei Herberts? Sie wollen fort von hier, Fräulein Angreß?"

Wie er das ſagt, wie in ſeiner Stimme gequälte Unruhe ſchwankt! All die dumpfe Starrheit und Mutloſigkeit der letzten Stunde fällt ab von ihr, und ein heimlich Hoffen, es könne doch noch einmal alles hell und licht werden in ihrem Leben, umſpinnt ihre Züge mit rührender Weichheit, während ſie, zu ihm aufblickend, leiſe antwortet: „Ich muß fort."

Sie mußte fort! Das alſo war's, was ſie ſo verſtört

und durcheinander gerüttelt hatte. Der Ring um des Doktors Bruſt löſt ſich, befreit atmet er auf, trotz des Mitleids, das ihn wie eine warme Welle überflutet. Armes Kind, das ſich bei Fremden ſein Brot verdienen mußte! Vielleicht um einer Nichtigkeit willen war der Bruch mit Profeſſors erfolgt; ſie hatte wohl nicht die glücklich leichte Art, ſolche Mißhelligkeiten wieder einzurenken. Schutzlos und verlaſſen ſtand ſie auf der Straße, und — in das Haus ſeiner Schweſter hatte ſie ſich geflüchtet — vor dem Sturm.

„Fräulein Adelheid“ — zum erſtenmal nennt er ſie beim Vornamen, und er thut es ſo weichen Tones, wie noch nie ein Menſch zu ihr geſprochen — „wollen Sie mir anvertrauen, was Ihnen geſchehen iſt?“

Die ſcheuen Blicke bemerkend, mit denen ſie jedem Vorübergehenden auszuweichen trachtet, biegt er von dem hell erleuchteten, belebten Trottoir der ſtillen Mittelpromenade der Straße zu und ſagt lächelnd: „Hier gehen wir gemütlicher. Und nun, Fräulein Adelheid, können Sie mir ſagen, warum Ihr ſchönes Einvernehmen mit Profeſſors geſtört, hoffentlich nur vorübergehend geſtört iſt?“

In die großen, dunklen Augen, die ſie ihm zukehrt, fällt der Wiederſchein der Laterne, unter welche ſie getreten ſind und verdoppelt myſtiſch ihr eigenes Leuchten tiefſter Erregung.

„Nein, für immer,“ entgegnet ſie ſeiner Frage, „für immer. Und darum ſollten Sie, bevor ich fortgehe von hier, wiſſen —“

Die Stimme erſtirbt ihr vor dem Blick, mit dem er ſich herniederbeugt zu ihr.

„Ich ſollte es wiſſen, Fräulein Adelheid — ich?“

Ihr Antlitz taucht ſich in Glut. Sie nickt und flüſtert kaum hörbar: „Ja. Ich hatte mich Ihrer Frau Schweſter anvertrauen wollen. Was Sie von ihr erfahren hätten, wäre mein Abſchiedswort für Sie geweſen.“

Also hatte sie wirklich zu seiner Schwester gewollt, in ihrer Verlassenheit! Und warum gerade zu seiner Schwester?

Er hält den Schritt ein, bleibt vor sich selber stehen wie vor einem Fremden. Was da in ihm, dem Mann der ruhigen Gefühle, der klaren Selbstbeherrschung, emporschlug, was über ihm zusammenflammte wie helle lodernde Glut — was war das? Und was war es, das dies stolze, schöne Geschöpf da vor ihm so weich machte, so fast demütig sanft? Was war es gewesen, das ihn in letzter Zeit, seit er sie singen gehört droben auf der Bergeshöhe, seit ihr bangender Angstruf um ihn an sein Herz geklungen war, so seltsam zu ihr gezogen hatte?

„Fräulein Adelheid" — er faßt ihre Hand, drückt sie fester, inniger noch, wie an jenem Abend, da er „Auf Wiedersehen" zu ihr gesprochen. Und wie sie ihre Hand selbstvergessen in der seinen ruhen läßt, so hängt auch ihr Blick in dem seinen, als sei er der Pilot, dem sie sich vertrauend mit ihrem sturmverschlagenen Fahrzeug überantwortet — „Fräulein Adelheid —"

„Mein Herr, sollte ich mich täuschen, Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, mit der Neuigkeit, daß dies hier meine Frau ist?"

Kaum den Hut lüftend, fast sinnlos vor eifersüchtiger Wut, ist Wendelburg wie aus dem Boden gewachsen vor den beiden Hand in Hand Stehenden aufgetaucht.

Mit einem Gesicht, als wolle sie sterben, sinkt Adelheid lautlos in sich zusammen.

Selken aber hat im ersten Augenblick, noch kaum zum eigentlichen Bewußtsein von Wendelburgs Worten gekommen, nur dessen brutalen Ton hörend, sein höhnisch verzerrtes Gesicht sehend, eine jähe Handbewegung gemacht — der Seite zu, wo einst der Offizier die Waffe getragen. Dann aber starrt er auf Adelheid, fassungslos, voll wilden

Unglaubens, und sein Blick schreit es ihr zu: „Sprich — rede — straf ihn Lügen!“

Und sie spricht zu ihm — auch mit einem Blicke, den sie zu dem seinen hebt und wieder senkt — tief, tief tief, hinab.

Eine Sekunde steht Selken wie versteinert, dann voll eisiger, unnahbarer Höflichkeit wendet er sich und schreitet hochaufgerichtet davon.

Ein schneidendes Hohnlachen klingt auf. „So! Nun zu uns beiden!“

Wendelburgs Arm streckt sich gegen Adelheid aus, da aber schnellt deren Gestalt zurück, und aus dem todbleichen Gesicht blitzen die schwarzen Augen so wahnsinnswild auf ihn hernieder, daß er es fühlt, er darf nicht weitergehen in diesem Augenblick.

Er läßt sie die Straße hinabhetzen und murmelt ihr nach: „Lauf nur, lauf — mir entläufst du nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Arztes.

Novellette von Friedrich Thieme.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

„Ob ich wohl Theodor gefallen werde?“

Die Worte kamen als eine Frage aus dem Munde der schönen jungen Frau, aber ihr strahlendes Lächeln spiegelte ihre Ueberzeugung wider, daß es so sein werde. Im weißen, prachtvollen Ballkleide stand sie vor dem Spiegel, eifrig bemüht, ihren goldenen Schmuck wirkungsvoll zu befestigen, während das Mädchen hinter ihr auf dem Boden kniete, mit geschäftigen Händen den schneeigen Stoff zurechtzuzupfen und die Fältchen darin zu glätten.

„Wo er nur bleibt?“ murmelte Else besorgt.

Da klingelte es draußen, eilig erhob sich das Mädchen; aber die junge Frau hielt es hastig zurück.

„Es wird mein Mann sein, Emma; bleiben Sie, ich werde selbst aufmachen und ihn überraschen.“

Auf leisen Zehen trippelte sie hinaus und öffnete die Thür.

„Nun, Theod—“

Verwirrt hielt sie inne und preßte die Lippen zusammen. Die derbe, vierschrötige Gestalt, die ihr mit

gutmütigen blauen Augen entgegennickte, gehörte nicht dem Erwarteten an, sondern einem Mann in blauer Arbeitsbluse, dem Typus des echten Fuhrmanns, als den ihn die Peitsche in seiner Hand in der That legitimierte.

„Was wünschen Sie?"

Der biedere Wagenlenker antwortete nicht sogleich; die blendende Erscheinung vor ihm verwirrte seine unverwöhnten Sinne. Endlich sich fassend brachte er langsam heraus: „Gu'n Ab'nd auch — ist der Herr Doktor da?"

„Bedaure, nein," antwortete Else kurz, denn sie stand im Begriffe, einen Ball zu besuchen, und es lag ihr nichts daran, den ohnehin so spät eintreffenden Gatten noch länger aufgehalten zu sehen.

„Das ist dumm," brummte der Fuhrmann enttäuscht.

„Was wollen Sie von ihm? Die Sprechstunde ist längst vorüber."

„Ich komme ja auch nicht für — für meine Wenigkeit," antwortete er treuherzig, mit einem Versuche, sich recht gebildet auszudrücken. „Mich schickt die Fliednern aus Großwelsen, ihr Kleines ist plötzlich krank geworden, der Herr Doktor soll gleich 'nauskommen."

Jetzt war es die junge Frau, die den Mann mit bestürzten Blicken ansah.

Großwelsen! Wie fatal! Großwelsen lag zwei Stunden von der Stadt entfernt; der Wagen brauchte hin und zurück mindestens ebensolange, die Zeit nicht mitgerechnet, welche der Aufenthalt im Dorfe erforderte. Dabei hatte es schon Acht geschlagen, es war die höchste Zeit zum Aufbruch. Drei Stunden verlieren, hieß auf den ganzen langersehnten Ball Verzicht leisten.

„Ist das Kind denn gefährlich krank?" fragte sie kleinlaut.

Der Bote zuckte die Achseln und verzog Mund und Augen als Zeichen der Bedenklichkeit.

„Weiß halt nicht," ſagte er in ſeiner ſchwerfälligen Weiſe. „Die Fliednern hat mir nur geſagt, der Herr Doktor möchte ja kommen."

„Gut, ich will es ihm ſagen, ſobald er nach Hauſe kommt."

„Danke ſchön. Vergeſſen Sie's aber nicht — die Fliednern in Großwelſen — das kleine Haus hinterm Gaſthof — die im vorigen Sommer vom Pferd geſchlagen worden iſt."

Elſe nickte nur zur Erwiderung und ſchloß die Thür. Die Thränen traten ihr in die ſanften braunen Augen, ein weheſ Gefühl krampfte ihr die Bruſt zuſammen.

Reſignieren und immer reſignieren! Seit achtzehn Monaten war ſie nun mit Doktor Brünner verheiratet, und noch nicht dreimal hatte ſie ſeitdem ein ihrer Jugend angemeſſenes Vergnügen gehabt. Der vielbeſchäftigte, gewiſſenhafte Mann fand vor ſeinen Patienten Tag und Nacht keine Ruhe, kaum der dritte Teil ſeiner Nächte verging ohne Störung. Und nahmen ſie ſich ja einmal etwas vor, in einer Zeit, wo der Andrang geringer ſchien und alle Ausſichten des fröhlichen Gelingens gegeben waren, ſo konnte ſie ſicher ſein, daß gerade im entſcheidenden Augenblicke eine Berufsabhaltung den Arzt an der Erfüllung ſeines Verſprechens verhinderte. Freilich war es ehrenvoll für ihn, und ſie war ſtolz darauf, die Gattin eines ſo vielbegehrten, angeſehenen Mannes zu ſein; aber ſie war doch noch ſo jung! Sollte ſie ſchon auf alle harmloſen Beluſtigungen ihres Alters verzichten? Seit einem vollen Vierteljahre hatte ſie ſich auf dieſen Ball gefreut; ihr Gatte hatte ihr ſo feſt verſprochen, ſie dahin zu begleiten, und wie ſchön hatte ſie ſich geſchmückt, um ihm zu gefallen, ihm Ehre zu machen! Nun kam noch im letzten Moment der ungeſchlachte Menſch und verdarb ihr den ganzen köſtlichen Abend.

„Die dummen Kinder, sie müssen auch immer krank werden!“ schluchzte Else, ihr hübsches Antlitz der dunklen Ecke neben der Thür zukehrend, damit Emma, wenn sie ihr etwa nachfolge, ihre Thränen nicht sehe. „Warum habe ich auch einen Arzt geheiratet! Es ist ein schreckliches Los, die Frau eines —“

Erschrocken über ihre eigenen Reflexionen hielt sie inne und versicherte sich in heftiger Reue zehnmal hintereinander, daß sie das nicht im Ernste meine; daß er ja ihr lieber, guter, edler, herziger Mann sei, den sie über alles liebe, über alles auf der Welt.

Da stieg plötzlich ein rettender Gedanke in ihr auf. „Ach was,“ murmelte sie, „allemal sprengen sie den armen Theodor weit fort oder gar des Nachts aus dem Bett, und dann ist's nicht der Mühe wert. Ich werde es ihm gar nicht sagen. Der Arme hat wirklich eine Ablenkung und Zerstreuung nötig; er weiß ja gar nicht mehr, daß er lebt. Es ist meine Pflicht als sein Weib, dafür zu sorgen.“

Und indem sich Else so einredete, daß sie nur im Interesse ihres Gatten handle, während es ihr im Grunde doch nur um ihr Vergnügen zu thun war, öffnete sie die Vorsaalthür ein wenig und beugte sich horchend auf den Gang hinaus, von der Furcht gepeinigt, der Bote, der mit polternder Langsamkeit die Treppe hinuntertappte, könne ihrem heimkehrenden Gatten noch in den Weg laufen. Ordentlich erleichtert atmete sie auf, als die Hauspforte sich hinter dem Fuhrmann schloß. Dann eilte sie zurück in das Zimmer, die letzte Hand an ihre Toilette zu legen.

Wieder klingelte es.

„Theodor!“ murmelte sie zusammenzuckend.

Es war in der That der Doktor. Heiter und liebenswürdig wie immer trat er herein, umarmte und küßte Else, betrachtete sie bewundernd von Kopf bis zu den

Füßen, küßte ſie noch einmal und ſagte mit ſtolzem Lächeln: „Wie hübſch du biſt, liebe Elſe, und wie ſchön du dich geputzt haſt!“

„Wir werden doch gehen?“ fragte Elſe beſorgt.

„In zehn Minuten bin ich fertig,“ erwiderte er, ſich

seinem Zimmer zuwendend. Mit der Hand auf dem Drücker blieb er nochmals stehen. „Hat inzwischen jemand nach mir gefragt?"

Else zuckte zum zweitenmal zusammen. Das Gesicht zur Seite kehrend, um die aufsteigende Glut zu verbergen, warf sie gezwungen gleichgültig hin: „Ich weiß nicht — nein, doch wohl nicht — steht nichts auf der Tafel?"

„Nein, mein Herz."

„Also um so besser! — Aber beeile dich, Theodor, es ist schon spät."

Als er hinaus war, entrang sich ihrer Brust ein tiefer, tiefer Atemzug. Sie hatte gelogen. Zum erstenmal — nicht in ihrem Leben, denn wer von uns hätte als Kind nicht einmal das böse Beispiel anderer nachgeahmt? — wohl aber, seitdem sie wußte, was lügen bedeute. Indessen — handelte sie nicht aus Besorgnis für ihn? Else rief ihre ganze Philosophie ins Feld, um über ihr besseres Gefühl zu triumphieren. In der Kunst der Selbsttäuschung sind wir ja alle Virtuosen. Einmal war sie schon fest entschlossen, es ihm doch noch zu sagen. Sie steckte den Kopf zu ihm ins Zimmer, sah ihm einen Augenblick zu, wie er sich rasierte, und rief in einem Tone, den sie so unbefangen wie möglich gestaltete: „Theo, wenn nun jetzt noch jemand nach dir verlangte, ließest du mich da im Stiche?"

Doktor Brünner ließ das Rasiermesser sinken. „Wenn es sich um einen dringenden Fall handelt, Kind —"

„Könntest du da nicht einen Vertreter schicken? Einen Kollegen bitten?"

„Else, du weißt, die Stärke unserer Mittel hängt zum guten Teil von der Stärke des Vertrauens ab, das der Patient zu seinem Arzt empfindet. Wer seine Hoffnung auf mich gesetzt hat, wird einen Fremden nicht mit dem-

ſelben Vertrauen empfangen, auch kann ich wie jeder Menſch nur für mich ſelbſt, nicht für einen anderen ſtehen, und wenn der Ruf ihn als noch ſo ausgezeichnet hinſtellt."

Die junge Frau ſeufzte. „Ich kann es ihm doch nicht ſagen," dachte ſie und ſchloß unruhig die Thür.

Sie kämpfte noch fort, bis beide in den Wagen ſtiegen. Sie kämpfte weiter während der Fahrt. Sie rang mit ſich wie eine Heldin. Beſtehen wir doch oft um die nichtigſten Dinge die heftigſten Kämpfe. Röte und Bläſſe wechſelten auf ihren Wangen, ihre Bruſt hob ſich von Zeit zu Zeit in ſtürmiſcher Aufregung. Dem erfahrenen Pſychologen konnte das ſeltſame Farbenſpiel ihres Geſichts ebenſowenig entgehen, wie die nervöſe Haſt ihrer Bewegungen, das leiſe Beben ihrer Lippen, der flimmernde Ausdruck ihrer Augen.

„Was haſt du denn nur, Elſe?" forſchte er. „Du biſt ſo aufgeregt."

„Aufgeregt? Ich?"

„Du freuſt dich wohl ſo ſehr auf den Ball?"

„Ja, Theo."

Er lächelte und ergriff ihre Hand. „Ihr Frauen ſeid doch alle gleich," meinte er gutmütig. „Was ihr nur an dem bißchen Herumhüpfen ſo Elektriſierendes findet?"

Elſe antwortete nicht, ſie verſuchte nur zu lächeln.

Nun erſchien der Augenblick, in dem ſie während des ganzen Tages geſchwelgt: ſie traten in den feſtlich erleuchteten, glänzend ausgeſtatteten Ballſaal. Aber wie ganz anders war die Wirklichkeit als der Traum! Die Atmoſphäre des Raumes erſchien ihr ſchwül und drückend, und obwohl der Glanz der Flammen ihre Augen blendete, ſo war er doch nicht ſtark genug, ihr nagendes Gewiſſen zu betäuben. Eine Minute lang ſtand ſie gleich einer Statue, unentſchloſſen, ob ſie weitergehen oder umkehren ſollte. Da erklangen die verführeriſchen Töne eines

Walzers, die Musik übte ihre suggestive Gewalt aus. Ein Lächeln erschien auf ihren Lippen; mit fröhlich klopfendem Herzen folgte sie ihrem Gatten zum Tanze.

Während sie mit ihm dahinschwebte, glühte ihr Antlitz, strahlten ihre Augen*). Der berauschende Einfluß des Rhythmus hatte sie erfaßt, vor ihm entschwanden immer mehr die unheimlichen Gespenster ihrer Seele.

Noch etwa eine Stunde lang war es ihr während der Pausen, als ob sie aus einem Rausch zum Bewußtsein einer unbekannten Gefahr erwache, aber ihre Angst sank gradweise herab, und schon beim fünften Tanz hatte ihr Herz den Normalpunkt seines Empfindens wieder erreicht. Und immer stärker wurde der Rausch, immer freudiger klopften die Pulse, immer strahlender wurden die Blicke, immer purpurner die Wangen — ja, sie war sich bewußt, förmlich unterzutauchen in der schäumenden Flut des Vergnügens, und zuletzt vergaß sie völlig, was sie bedrückt hatte.

Sie fühlte sich frei, wohl und heiter.

Ihr Gatte las Entzücken in den Blicken des geliebten Wesens, und das bildete seinen Anteil an dem allgemeinen Genuß.

Doch sonderbar — Else hatte geglaubt, sie hätte das Gespenst im Innern besiegt, und doch, als der letzte Ton der Musik verklungen war, stand es plötzlich wieder vor ihr, schwärzer anzusehen als vorher. Durch den dichten Nebel der Aufregung hindurch, durch den sie sich vor ihm geschützt wähnte, erblickte sie es als drohenden Schatten. Alle Wirkungen der Wonne des Abends verschwanden wie durch Zauberschlag, der Tanz, die Musik, der Saal, die prachtvollen Toiletten, das Lachen, alles kam ihr auf einmal schal und erbärmlich vor.

---

*) Siehe das Titelbild.

Zitternd folgte ſie ihrem Gatten nach dem Wagen, einſilbig ſaß ſie während der Fahrt neben ihm. Vor ihrem Geiſte ſtand immer und unausgeſetzt das Phantom und — ſie hätte laut aufſchreien mögen — trug es nicht die Züge eines Kindes? Eines Kindes, deſſen Mund zum Weinen verzogen war, deſſen Augen in Thränen ſchwammen, deſſen kleine Muskeln der Schmerz verzerrt hatte? Und hinter der zarten Figur hob ſich drohend der Arm der unglücklichen Mutter, aus dem Dunkel der Nacht heraus ſtarrte ein verzweiflungsvolles Geſicht ſie an.

Der Arzt lehnte müde in ſeiner Ecke, müder von dem ungewohnten Vergnügen als ſonſt von der nächtlichen Ausübung ſeiner beruflichen Pflicht. Er ſchlummerte halb, ſo daß die unnatürliche Erregung der jungen Frau ihm entging. Plötzlich fuhr ſie zuſammen und faßte krampfhaft ſeinen Arm. Er ſchrak empor.

„Was — was iſt denn?“

„Hörſt du nicht das Klingeln an unſerem Hauſe? Es verlangt jemand nach dir.“

Gerade hielt der Wagen vor dem Hauſe. Der Arzt richtete, raſch ermuntert, den Kopf auf und horchte. „Wahrhaftig, du haſt recht — das nennt man Pech, Kind. Ich bin ſo müde wie noch nie.“

Der Doktor ſprang ſchnell heraus, half ſeiner Frau beim Abſteigen und trat dann haſtig auf einen Mann zu, der aus Leibeskräften an ſeiner Nachtklingel zog.

„Suchen Sie den Doktor Brünner?“

„Jawohl.“

„Der bin ich. Was ſoll's?“

„Ich war heute ſchon einmal bei Ihnen,“ verſetzte der Mann im Tone beſcheidenen Vorwurfs. „Warum ſind Sie nicht gekommen, Herr Doktor? Die Fliednern iſt außer ſich, das arme Kind liegt in Krämpfen, es kann jeden Augenblick ſterben.“

Sterben! Wie Donner drang das Wort in die Ohren der armen jungen Frau. Was hatte ſie gethan! Wie hatte ſie es nur thun können!

„Sie waren ſchon einmal da?“ fragte der Arzt betroffen. „Wann denn?“

„Geſtern abend gegen Acht.“

„Und wem haben Sie den Auftrag hinterlaſſen?"

„Eine Dame in einem weißen Kleide war da, ſie verſprach mir, es Ihnen zu ſagen."

„Warten Sie einen Augenblick," rief der Arzt mit eigentümlich bebender Stimme. „Ich bin ſofort wieder unten, ich will nur noch meine Frau hinaufbegleiten. Sie können gleich mit mir zurückfahren."

Nachdem er den Kutſcher ſeines Wagens, der ſich nur widerſtrebend zu der nächtlichen Exkurſion verſtand, für die neue Fahrt gewonnen, reichte er Elſen den Arm und führte ſie die Treppe hinauf in das Wohnzimmer. Ihr Arm zitterte in dem ſeinigen. Er ſprach kein Wort, bis er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte.

„Haſt du den Mann empfangen, Elſe?"

„Ja, Theo, ich — ich —" ſie ſah ihn ängſtlich an. „Ich hatte es vergeſſen, es dir zu ſagen."

„Vergeſſen?" fragte er zweifelnd.

Elſe richtete ſich auf. „Ich will nicht lügen, Theo, ich habe es nicht vergeſſen." Dann ſank ſie auf einen Lehnſtuhl und preßte die Hände vor die Augen.

Doktor Brünner ſtand einen Augenblick wie gelähmt, aber er raffte ſich ſofort zuſammen.

„Ich hoffe, daß du kein Unglück angerichtet haſt, Elſe," ſagte er leiſe und eilte, ohne ſich erſt die Zeit zu nehmen, ſich umzukleiden, hinaus und die Treppe hinab.

Die junge Frau blieb in qualvoller Verzweiflung allein. Sie weinte und ſchluchzte, ſie rang die Hände und barg ihr Haupt in den Polſtern des Seſſels, ſie klagte ſich an als leichtfertige Perſon, als unwürdige Gattin, als Mörderin und Verbrecherin. Sie flehte zu Gott, ſie vor dem Schrecklichſten zu bewahren, ſie nicht unglücklich zu machen für ihr ganzes Leben. Sie dachte nicht daran, ihre Ballkleider abzulegen, ſie fühlte nicht die Kälte der Nacht.

Endlich dämmerte der Morgen.

Atemlos lauschte sie auf jedes Geräusch. Jetzt konnte er zurückkommen — jeden Augenblick. Sie öffnete ein Fenster und spähte mit den geröteten, geschwollenen Augen die Straße hinab. Aus der Ferne ertönte das Rollen eines Wagens, mit fiebernder Spannung suchte sie die Dämmerung zu durchdringen. Das Geräusch verhallte wieder, und wieder kauerte sie sich in ihrem Stuhl zusammen. Der Frost begann doch allmählich ihres Körpers sich zu bemächtigen, Schauer schüttelten ihre schlanke Gestalt.

Wieder ein Rollen — wieder eilte sie zum Fenster — wieder eine Enttäuschung!

Einmal warf sie im Vorübergehen einen Blick in den Wandspiegel und schrak zurück vor sich selbst, so elend, so bleich, verfallen sah sie aus.

Else bebte zurück; ihren eigenen Anblick fürchtend, warf sie sich auf das Sofa, verbarg ihr Gesicht und stöhnte. Plötzlich hörte sie die Thür des Vorsaals gehen, hastige Schritte näherten sich.

Sie wagte nicht aufzublicken, als er, dessen Kommen sie nun doch überraschte, hereintrat, aus Furcht vor den Nachrichten, welche er brachte.

Doktor Brünner setzte sich todmüde auf einen Stuhl. Kein Wort kam von seinen Lippen.

Da hielt sie es nicht länger aus. „Theo, lebt es?"

„Nein."

Else stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Langsam richtete sie sich empor und wandte ihm ihr geisterbleiches Antlitz zu. „Es ist tot?"

„Es ist tot, und meine ärztliche Ehre ist mit ihm gestorben," fuhr er in düsterem Tone fort. „Nun wird es heißen, Doktor Brünner amüsierte sich auf einem Balle, indes eine verzweifelte Mutter am Sterbebett ihres Kindes jede Sekunde bis zu seiner Ankunft zählte."

„Und — hätte es gerettet werden können, wenn du — wenn du gestern abend gekommen wärst?“ stammelte sie.

„Vielleicht.“

„Vielleicht? Nein, gewiß, nicht wahr, Theo, gewiß?“

In seinem Schweigen las sie die Bejahung ihrer Frage; sie sprang jäh auf und wollte hinausstürzen.

Der Arzt packte sie mit starker Hand und zog sie sanft, aber unwiderstehlich auf das Sofa zurück. Er setzte sich neben sie, sie fest an der Hand haltend, und fragte leise und scharf: „Wo willst du hin, Else?“

„Wohin? Zu ihr, zu ihr, zu der unglücklichen, bejammernswürdigen Mutter. Auf den Knieen will ich ihre Verzeihung erflehen. Ich will es ihr und aller Welt offenbaren, daß du unschuldig bist, daß ich pflichtvergessenes, leichtfertiges Geschöpf allein die Schuld trage. O laß mich, laß mich!“

Sie suchte sich ihm zu entziehen, doch er ließ sie nicht los, sondern drückte sie nur fester an sich, preßte ihr Köpfchen an seine Brust und sagte mit plötzlich veränderter, weicher Stimme: „Else, ich will dich nicht länger quälen. Das Kind lebt oder lebte doch noch, als ich es verließ.“

„Es lebt?“ schrie sie auf. „Es lebt! Und wird es am Leben bleiben?“

„Ich hoffe es. Aber das schwache Flämmchen seines Lebens war so weit herabgebrannt, um dem leisesten Windhauch zum Opfer zu fallen. Nur eine halbe Stunde, so war es zu spät, falls es nicht überhaupt jetzt schon zu spät gewesen ist. Die nächsten Stunden müssen es entscheiden. Bis Mittag werde ich Bescheid erhalten und dann vielleicht nachmittags nochmals hinausfahren.“

„O Theo, ich werde nicht eher wieder ruhig werden, bis ich das arme kleine Wesen außer Gefahr weiß. O rette es — lieber, teurer Mann, rette es um meinet-

willen! Und, und" — wieder erſtickte Schluchzen ihre Stimme, während ſie ſeinen Hals mit beiden Händen umſchlang und ihre Thränen ſeine Wangen netzten — „vergieb mir, Theo. O, kannſt du mir verzeihen, geliebter Mann, oder wirſt du mich von nun an verachten und haſſen?"

Der Doktor antwortete mit gütigem Ernſt: „Fern ſei es von mir, Elſe, eine Schwäche, die Uebereilung eines ſonſt edlen Herzens zum Verbrechen zu ſtempeln. Möge nur das Schickſal nicht unbarmherziger ſein als ich."

„O Theo, lieber, einziger Mann, ich danke dir! Ich will nie, nie wieder ſo etwas thun, gewiß nicht!"

„Ich weiß es, Elſe, ſonſt würde ich nicht ſo zu dir ſprechen. Deine Reue iſt mir Bürge dafür. Ich weiß wohl, daß du dir der Folgen deines Schrittes nicht bewußt warſt. Uns Menſchen umlauern die Dämonen des Unheils, Kind, und nützen grauſam jede Blöße aus, die wir ihnen darbieten. Deshalb müſſen wir wachſam ſein. Dein Fehltritt hätte mir verhängnisvoller werden können als dir — oder kann es noch werden. Du ſpielteſt frevelnd mit meiner Ehre. Wenn das Kind ſtirbt, habe gewiſſermaßen ich es getötet. Und dann — o Elſe, es iſt bitter zu hören, wenn man ſeine Pflicht ſo gewiſſenhaft zu erfüllen beſtrebt iſt als ich, daß man die Armut im Stiche laſſe, weil ſie nichts zu bieten habe."

Elſe weinte kummervoll an ſeiner Bruſt, ſie klagte ſich an, ſie verachtete ſich, die Angſt ſchnürte ihr Inneres zuſammen, und doch fühlte ſie ſich auch wieder eines Teils ihrer Qual entlaſtet, da das Kind noch lebte, und ihres Gatten Verzeihung ihr geworden war. Der Schlaf, dem ſich der Arzt, um ſich zu ſeinem anſtrengenden Tagewerk zu ſtärken, für einige Stunden überließ, mied freilich noch ihr ſchwer belaſtetes Herz, ihre Phantaſie malte ihr alle möglichen Folgen ihres Verhaltens aus — o, wie ſchwer mußte

erſt die Bürde eines Verbrechens zu tragen ſein, wenn ſchon eine unbedachte Handlung jugendlichen Leichtſinns ihre Seele zu ſolchen Folterſchmerzen verurteilte!

Sie wagte ſich kaum aus dem Zimmer, weil ſie die neugierigen Blicke ihres Mädchens ſcheute. Nur wenn die Klingel an der Vorſaalthür erſchallte, ſtürzte ſie hinaus, in Furcht und Hoffnung zugleich, Gewißheit über das Schickſal des kranken Kindes zu erlangen.

Die Botſchaft kam, eine Bauernfrau brachte ſie, und mit einem Jubelruf wiederholte ſie Elſe im Sprechzimmer ihres Gatten, der ſoeben ſeinen letzten Patienten verabſchiedet hatte und ſich zum Ausgehen fertig machte.

„Gerettet, Theo, gerettet — das Kind und ich!“

Der Doktor atmete auf. „Gott ſei Dank!“ ſagte er mit innigem Ausdruck.

Elſe dagegen vergoß wiederum Thränen, aber diesmal Freudenthränen, ſie ſchmiegte ſich zärtlich an den Gatten und ließ ihre Freude und Dankbarkeit in Worte ausſtrömen, die als heißere, aufrichtigere Gebete gelten konnten als manche phraſenhafte und ſalbungsvolle Beſchwörungen.

„Denke nur,“ berichtete ſie dann nochmals, als ſie ſich einigermaßen gefaßt hatte, „das Kind hat nach deiner Arznei ſtill und ſanft geſchlafen — alles Fieber iſt geſchwunden — der Atem geht ruhig und regelmäßig — die arme Mutter iſt überglücklich. Theo, das Verhängnis iſt von uns genommen, der Himmel hat mein Vergehen nicht ſo grauſam ſtrafen wollen!“

Theodor antwortete mit einer Umarmung und einem Kuſſe.

„Wann fährſt du hinaus, lieber Mann?“ fragte Elſe nach einer Weile.

„Um vier Uhr.“

„Du nimmſt mich doch mit, nicht wahr?“

„Zu welchem Zwecke?“

„Ich will die Mutter um Verzeihung bitten, dich rechtfertigen —“

„Nein, nein,“ er schüttelte energisch den Kopf. „Mach nicht wieder übel, Kind, was das Schicksal gut gemacht hat. Die Frau würde dich wahrscheinlich mißverstehen und uns trotz alledem ins Gerede bringen. Ich habe die Verspätung als einen Irrtum bereits hinreichend entschuldigt.“

„So darf ich dich wenigstens begleiten und der Frau einige Geschenke bringen? Du sagtest, sie sei arm — nicht wahr, das gestattest du mir?“

Der Arzt nickte lächelnd. „Wenn dich das beruhigt.“

Und Else begleitete ihren Gatten nach Großwelsen. Nicht allein, sondern in Gesellschaft eines großen Pakets mit Kleidungsstücken, Lebensmitteln und Erfrischungen. Unterwegs befiel sie noch einmal die Angst, das Kind könnte wieder kränker geworden oder doch noch gestorben sein; als sie aber mit klopfendem Herzen die ärmliche Wohnung der Tagelöhnersfrau betrat und das Kind ruhig und sanft in seiner Wiege liegen sah, da jauchzte ihre Seele in Entzücken auf. Kaum vermochte sie den Sturm ihrer Empfindungen zu bewältigen; mit feuchten Augen stand sie an dem dürftigen Lager, die kleine magere Hand in der ihrigen, das bleiche Gesichtchen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Rührung und Wonne betrachtend.

„Die Madam' möcht' gewiß auch gern so ein kleines liebes Dingel im Körbchen liegen haben,“ plauderte die Tagelöhnersfrau, die sich keinen anderen Grund der Ergriffenheit der jungen Frau zu denken vermochte. „'s giebt ja auch nichts Herzigeres auf der weiten Welt, und wenn man auch noch so arm ist, die Kinder sind einem trotzdem ans Herz gewachsen. O wenn Sie wüßten, wie mir gestern zu Mute war, und wie mir's jetzt ist!“

„Ich kann es mir denken," erwiderte Elſe leiſe, indem ſie einen liebevollen Kuß auf des Kindes bleiche Stirn drückte.

Dann packte ſie ihre Geſchenke aus, Herrlichkeiten, wie ſolche in der kleinen Wohnung noch nicht geſehen worden waren. „Viel zu ſchön und viel zu koſtbar für uns," wie die Fliednern immer wieder verſicherte. Sie

wollte in ihrer Beſcheidenheit die prächtigen Sachen gar nicht annehmen, auch ihr Mann weigerte ſich lange, ſchließlich aber ließen ſich beide bewegen, und man ſah ihnen an, welche Freude ihnen die Gaben bereiteten, denn ſie waren recht arme Leute.

„Gottes Lohn Ihnen, liebe Dame," rief die Fliednern, die, beredter als ihr Mann, in allen derartigen Angelegenheiten die Vertretung des Hauſes führte, der Frau des Arztes tiefbewegt die Hand drückend. „Sie ſind ein Engel, liebe junge Frau, möchte der Himmel Sie dereinſt dafür ſegnen in Ihren eigenen Kindern!"

Elſes Wangen bedeckten ſich mit dunklem Rot, ſchüchtern ſtreifte ihr Blick den ihres Mannes, der, mit dem Kinde beſchäftigt, über das Bett gebeugt ſtand. Die junge Frau hätte keine Verwünſchung der ſchlichten Dörflerin ſo ſchwer treffen können als dieſe unverdiente Anerkennung. Härte fordert den Trotz heraus, Beſchämung hinterläßt eine weit tiefere, nachhaltigere Wirkung.

— — — — — — — — — — — — —

In keinem ärztlichen Haushalte wird die Beſtelltafel peinlicher und gewiſſenhafter geführt als bei Doktor Brünner, und niemand ſonſt begegnet ſelbſt den ärmſten Kranken ſo liebenswürdig und gütig wie des beliebten Arztes ſchöne junge Frau.

Der „Meistertrunk“ in Rothenburg.

Ein Pfingstausflug von Rudolf Felger.

Mit 17 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In dem bayerischen Kreise Mittelfranken, nicht weit von der württembergischen Grenze, liegt auf einer Anhöhe, mit Türmen und Zinnen geschmückt und von festen Mauern umgeben, die ehemalige freie Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber. Man hat ihre Lage, weil sie auf drei Vorsprüngen der Hochebene in das Tauberthal hineinragt, wohl mit der von Jerusalem verglichen.

Zu den gewölbten Thoren, wie Mauerthor, Klingenthor und Kobolzellerthor, führen Brücken über den tiefen Wallgraben. Ein Gang um die Stadt längs der doppelten Ringmauer vom Spitalthor bis zur Alten Burg ist ungemein genußreich und bietet überraschend schöne landschaftliche Bilder. Auch im Innern ist Rothenburg durchaus altertümlich geblieben, und es giebt in Deutschland kaum eine andere Stadt, selbst Nürnberg nicht ausgenommen, wo so wie hier auf Plätzen und in Straßen und Gassen, vor den Kirchen und Häusern die entschwundenen Jahrhunderte gleich lebendig an uns herantreten. Das war den Malern und Geschichtskundigen schon lange bekannt, die oft wochenlang dort weilten, um ihre Studien zu machen. In weiteren

Digitized by Google

Kreiſen iſt Rothenburg erſt bekannt geworden, ſeitdem alljährlich zur Pfingſtzeit dort das volkstümliche Feſtſpiel „Der Meiſtertrunk“ aus den Kreiſen der Einwohnerſchaft zur Aufführung gelangt, das jedesmal ganze Scharen von ſchauluſtigen Fremden herbeilockt.

Rothenburg iſt einer der älteſten Orte in Franken, und ſeine Geſchichte reicht in das früheſte Mittelalter

Das Mauerthor.

zurück. In den Zeiten der Völkerwanderung gegen die Schwaben zu Hilfe gerufen, ließen ſich die erſten Franken in der Gegend nieder. Ihr Herzog Pharamund errichtete auf einem in das Flußthal weit vorſpringenden Punkte, der jetzt mit hübſchen Anlagen geſchmückt iſt, als Grenzwarte einen dicken Turm. Auf demſelben Platze wurde ſpäter die Alte Burg aufgeführt, unter deren Schutze ſich allmählich die Stadt erhob.

Sie erſcheint bereits 942 als ſolche und früher noch

als Sitz der Grafen von Rothenburg, nach deren Aussterben sie an die Hohenstaufen kam, in deren Besitz die Stadt dann bis zum Jahre 1251 verblieb. Von der Alten Burg in Rothenburg aus verwalteten während dieser Zeit kaiserliche Schirmvögte die fränkischen Besitzungen für jenes berühmte Kaiserhaus. Friedrich Barbarossa verlieh dem Orte bei der Burg im Jahre 1172 das sogenannte Weichbildrecht. Thatsächlich reichsfrei war Rothenburg seit dem Untergange der Hohenstaufen; die urkundliche kaiserliche Bestätigung erfolgte jedoch erst unter Rudolf von Habsburg am 15. Mai 1274.

Das Klingenthor.

Fortan entwickelte sich die Stadt rasch und bekam auch Mauern, wenn es auch noch Jahrhunderte währte, bis der schützende Gürtel, wie er sich heute noch unseren Blicken darstellt, vollendet war. Seine höchste Blüte erreichte Rothenburg unter dem berühmten Bürgermeister Heinrich Toppler, dem jedoch mit schändlichem Undank gelohnt wurde. Seine zahlreichen

Feinde ſtreuten ſchmähliche Verleumdungen wider ihn aus. Wegen angeblichen Verrates der Stadt an den Kaiſer wurde er verhaftet, und ſein bedeutendes Vermögen eingezogen. Er ſtarb am 13. Juni 1408 in einem geheimen unterirdiſchen Gefängnis, wo ihm weder Speiſe

Das Kobolzellerthor.

noch Trank gereicht wurde, und liegt in der gotiſchen St. Jakobskirche (1373—1456 erbaut) an dem von ihm geſtifteten Altar begraben.

1377 fand in Rothenburg ein Reichstag ſtatt, und am 24. Februar 1474 ſpielte ſich auf dem Marktplatze vor dem Rathauſe ein Akt von weltgeſchichtlicher Bedeutung ab. Kaiſer Friedrich III. belehnte nämlich den Dänen-

From Harper's Magazine.

Aus dem Festspiel:

Digitized by Google

Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

Der Meistertrunk.

An der Stadtmauer.

könig Christian I. unter großem Pompe mit den Herzogtümern Schleswig-Holstein, wobei ausdrücklich festgesetzt ward, daß die beiden Lande „auf ewig ungeteilt“ bleiben

ſollten. Jenes Ereignis berührte unmittelbar zwar nur den deutſchen Norden, in ſeinen Folgen aber bekanntlich ganz Deutſchland.

Das erwähnte Rathaus iſt ein impoſanter, im deutſchen Renaiſſanceſtil um 1572 ausgeführter Bau. Eine

In der Klingengasse.

Zierde des Platzes davor iſt der ſchöne Hertrichsbrunnen, deſſen Säule das Reiterbild des drachentötenden St. Georg trägt. Unweit des Rathauſes erhebt ſich die bereits genannte St. Jakobskirche mit der angrenzenden Klingengaſſe, die mit ihren erkergeſchmückten Häuſern ein altertümliches Straßenbild von hohem Reize gewährt. Das gilt auch von der Schmiedgaſſe am Sieberturm.

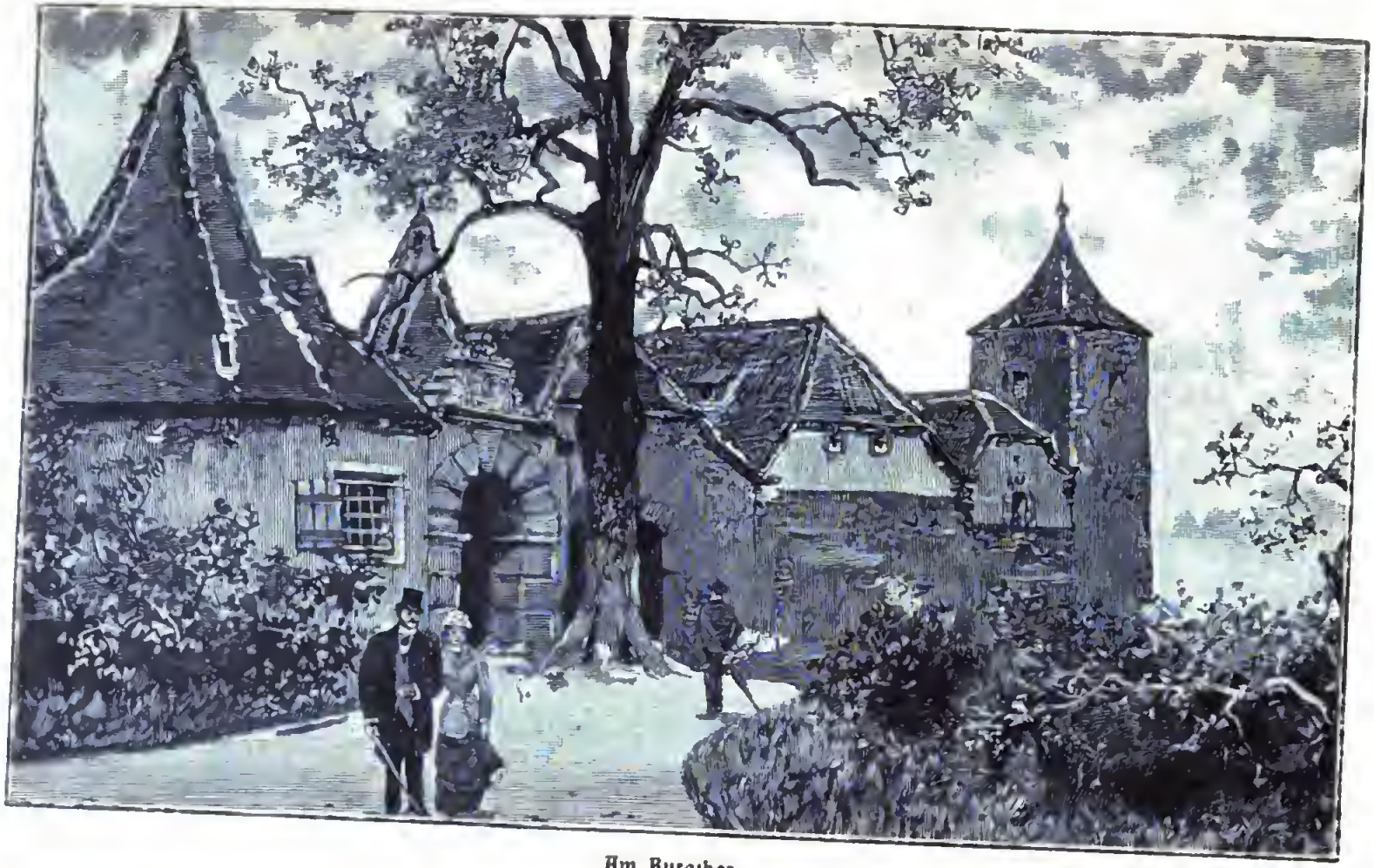
Von den Kirchen ſei noch die Franziskanerkirche mit

zahlreichen Grabdenkmälern alter Ritter- und Patriziergeschlechter (so zum Beispiel das des Ritters Hans v. Beulndorf und seiner Gemahlin) hervorgehoben; von den Profanbauten das ehemalige Gymnasium mit seinem prächtigen Hauptportal.

Während die Stadt Rothenburg die Vorkämpferin in den Städtebündnissen des 14. und 15. Jahrhunderts war, sammelte sie erhebliche Reichtümer an Gütern, Dörfern und Wald ringsum, wie auch an wohlthätigen Stiftungen. 1525 stand sie an der Spitze des großen Bauernaufruhrs, 1543 wurde die Reformation eingeführt. Schweres Ungemach hatten Stadt und Gebiet während des Dreißigjährigen und des Siebenjährigen Krieges zu erdulden. Im Jahre 1803 wurde die alte Reichsstadt durch den Reichsdeputationshauptschluß an Bayern übergeben; 1810 erfolgte die Abtretung eines Teils des ehemaligen Gebiets an Württemberg.

Eine der denkwürdigsten Episoden aus der ereignisreichen Geschichte Rothenburgs bezieht sich auf ihre Uebergabe an Tilly im Dreißigjährigen Kriege, deren Einzelheiten die städtische Chronik getreulich verzeichnet.

Am 29. September 1631 zogen kaiserliche Heerscharen gegen die Stadt heran, die sich unter schwedischen Schutz begeben hatte. Eine Batterie von sechs Geschützen legte Bresche in die Stadtmauer zwischen dem Henkers- und dem Kummereckturm. Den hierauf eingeleiteten Sturm schlugen die Bürger im Verein mit der kleinen schwedischen Besatzung, einem Fähnlein von 60 Reitern unter Rittmeister Rinkenberg, tapfer zurück, wobei gegen 600 Kaiserliche, darunter Oberst Schrenck, fielen. Da kam aber Tilly selbst mit seinem ganzen Heer auf dem Rückzuge von der Breitenfelder Schlacht vor die Stadt. Neun seiner Regimenter wurden zum Sturmangriff befohlen, der die ganze Front vom Klingen- bis zum Röderthor umfassen



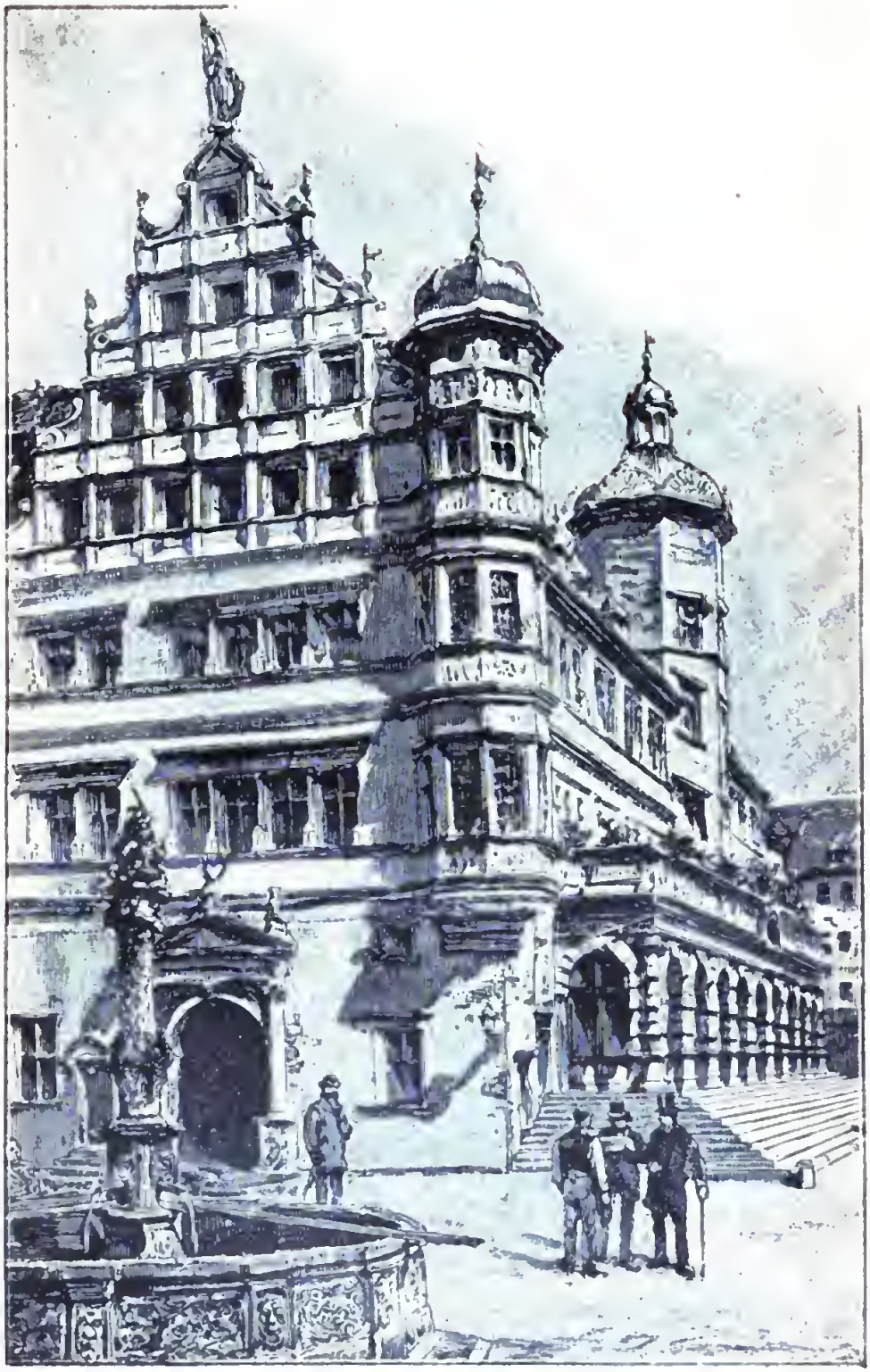
Am Burgthor.

sollte. Schon hatten die Bürger dreißig Stunden hindurch auf den Wällen gestanden, als sich unglücklicherweise der Pulvervorrat in der Klingenbastei entzündete. Es verbreitete sich das Gerücht, die Stadt sei bereits genommen; den Verteidigern entsank der Mut, und man hing die weiße Fahne zum Galgenthor hinaus.

Rothenburg mußte sich dem gefürchteten Grafen Tilly auf Gnade und Ungnade ergeben; die Schweden bekamen freien Abzug zugestanden. Der Generalissimus zog — es war am 31. September — mit den Altringerschen Scharen in die Stadt. Ihre Bewohner flüchteten in die Kirchen und sandten angstvolle Gebete gen Himmel, denn ein fürchterliches Geschick drohte der schutzlosen Stadt.

Schonungslos kündete Tilly den im Rathaussaale versammelten Mitgliedern des Rates den Tod ob ihres geleisteten Widerstandes an; der Bürgermeister Bezold selbst sollte, von Soldaten begleitet, den Scharfrichter herbeiholen, damit er das Bluturteil vollstrecke. Inzwischen kredenzte man dem Oberfeldherrn und seinen Generalen den mächtigen Kaiserpokal, der zwölf alte bayerische Schoppen, über drei Liter, faßte. Das stimmte die Gemüter etwas milder, und Tilly fragte, wie im Scherz, ob einer der zitternden Ratsherren gegen Verheißung der Begnadigung ihn zu leeren vermöge. „Dessen vermaß sich,“ wie die Chronik meldet, „der Altbürgermeister Nusch, der wohl schon manchen guten Trunk gethan.“ Er setzte den riesigen Becher an den Mund und leerte ihn bis auf die Nagelprobe. „Es schadete ihm aber nicht,“ fügt der Chronist hinzu.

Nach diesem Berichte verfaßte nun der Magistratsrat und Glasermeister A. Hörber in Rothenburg ein Festspiel, „Der Meistertrunk“, dessen Rollen Männer und Frauen der Stadt mit ihren Söhnen und Töchtern durchzuführen unternahmen. Die Bühneneinrichtung ist ebenso echt wie



Rathaus mit Hertrichsbrunnen.

Digitized by Google

einfach, da das ganze Stück ſich an den „hiſtoriſchen“ Oertlichkeiten ſelbſt abſpielt. Die Mauern und Straßen

Aus der Franziskanerkirche: Ritter Hans v. Beulndorf und Gemahlin.

ſind unverändert ſo geblieben, wie ſie einſt Tilly als Sieger durchzog. Unverſehrt ſteht noch das Rathaus mit

seinem Saale und den Giebelhäusern am Markt. Im Turm der Jakobskirche hängen noch dieselben Glocken, die in den Schreckensstunden der Belagerung geläutet. Es

Hauptportal des ehemaligen Gymnasiums.

waren noch verschiedene Feldschlangen vorhanden, die damals so übel unter den Kaiserlichen gehaust, und der Riesenpokal war gleichfalls noch da, aus dem der „Meister-

From Harper's Magazine.

Aus dem Festspiel: Die Ratsherren.

Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

trunk“ gethan wurde, welcher Rothenburg vor dem Schicksale Magdeburgs bewahrte.

Endlich beschaffte man noch die erforderlichen Kostüme für alle Teilnehmer in möglichst echter Ausstattung, und dann ging zu Pfingsten 1881 die erste Aufführung des Spiels als eines 250jährigen Jubiläumsfestes der ihm zu Grunde liegenden geschichtlichen Begebenheit von statten. Es hatte einen ganz ungeahnten Erfolg, und seitdem ist das Festspiel in jedem Sommer am Pfingstmontag und

From Harpers Magazine.

Der historische Festzug.

Copyright, 1890, by Harper & Brotners.

dann noch mehrmals wiederholt worden. Die Eröffnungsſcene führt die Beratung der ſtädtiſchen Obrigkeit im Rathausſaale vor. Man beſchließt die Verteidigung der Stadt, deren aufgebotene ſtreitbare Bürgerſchaft mit ihren Waffen im Saale erſcheint. Es wird ihr befohlen, ſich auf die Wälle zu verfügen, und die

Aus dem Feſtzuge: Tilly.

Alten ſegnen und ermutigen ſie für ihren Dienſt, während der Kriegsgeſang des Volkes ihnen das Geleite giebt. Vor der Stadt donnern die Kanonen der Kaiſerlichen heftiger, und von den Wällen antworten die Geſchütze. Den Bürgermeiſter holt der Prediger Georg Zierlein zum Gottesdienſt in die Jakobskirche, deren große Glocke geläutet wird. Die Ratsherren bleiben im Saal und beten zu dem aus der nahen Kirche herüberſchallenden Orgelſpiel,

From Harper's Magazine.

Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

Aus dem Festzuge: Marodeure und Verwundete.

das den Geſang der Gemeinde: „O bleib mit deiner Gnade“ begleitet.

Es kommen Boten von den Wällen in den Saal geſtürzt. Zuerſt glaubt man, die Schweden kämen von Würzburg her zum Entſatze angerückt, dann aber vernimmt man die Unglücksbotſchaft, daß es vielmehr Tilly mit

Aus dem Festzuge: Gefangener Spion.

ſeiner ganzen Macht ſei, der bedingungsloſe Uebergabe der Stadt verlange. Nun folgt eine Hiobspoſt der anderen, bis endlich der Bürgermeiſter bleich aus der Kirche zu den zagenden Ratsherren zurückkehrt und ihnen die Uebergabe der Stadt verkündigt.

Die Geſchütze ſchweigen, Fanfaren und Trommeln ertönen, und Tilly tritt mit ſeinem glänzenden Gefolge in den Saal. Die Schlüſſel der Stadt, es ſind die gleichen

wie 1631, werden dem Sieger überreicht, der ein furchtbares Gericht halten will über dies Bürgervolk „im offenen Aufruhr wider Reich und Kaiſer“. Die Stadt ſoll vier

From Harper's Magazine.
Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

Aus dem Feſtzuge: Marketenderwagen.

Stunden lang ſeinen Kriegern zur Ausplünderung übergeben werden; vom Rate ſollen vier durch Wahl oder durch das Los zu Beſtimmende enthauptet werden, und als die Mitglieder ihm entgegenrufen:

„Wir loſen nicht! Wie einer ſtand für alle,
So gehn auch all' für einen in den Tod!
Für alle Gnade — oder Tod für alle!“

da lautet ſein ſchrecklicher Spruch: „Dann ſollt ihr all' für euren Hochmut ſterben!“ Während er den ſtädtiſchen Henker herbeizuholen befiehlt, ſtürzt des Altbürgermeiſters Nichte mit ihren Kindern herein, um des Feldherrn Gnade zu erflehen, allein ungerührt wendet ſich Tilly ab. Da erſcheint der Kellermeiſter Balthaſar Reimer mit ſeinem holden Töchterlein, das den Willkommentrunk den fremden Herren reichen ſoll. Der Generaliſſimus, der ſonſt bekanntlich den Wein verſchmähte, läßt ſich veranlaſſen, aus dem Kaiſerpokal ſeinen Untergeneralen Beſcheid zu thun. Er koſtet und läßt den Pokal dann unter den Herren ſeines Gefolges weiterkreiſen, denen der edle Tauberwein beſtens mundet. Der Senator, welcher das kunſtvolle Gefäß gebracht hat, erzählt deſſen Geſchichte:

„Kaiſer Matthias war's, für den gemacht
Zum Willkomm wurde der Pokal. Er kam nicht.
Darum ſeid Ihr es, der die erſte Weihe
Ihm gebt durch Euer karges Nippen.“

Dadurch geſchmeichelt, trinkt der geſtrenge Feldherr nun einen vollen Zug auf des Kaiſers Majeſtät. Der ungewohnte Trank geht ihm ſchnell ins Blut und verſetzt ihn in eine übermütige Stimmung, halb grauſamer, halb gemütlicher Natur. Er befiehlt, den Pokal aufs neue bis zum Rande zu füllen, und ſpricht zum Rat:

„Schlecht euer Rat! Schlecht euer Waffenglück!
Vielleicht, daß ihr mit euern weiten Kehlen
Beweiſen könnt ein beſſeres Geſchick.
Der Humpen hier iſt voll zum Rand gefüllt,
Iſt wer von euch im ſtande, ihn zu leeren
Mit einem Zug — dann ſoll euch Gnade ſein.“

Obwohl das Wagnis dem Betreffenden leicht das Leben koſten kann, erklärt ſich der greiſe Altbürgermeiſter Nuſch doch bereit, ſich für alle, wenn es ſein muß, zu opfern. Unter atemloſer Spannung der Anweſenden ſetzt er den rieſigen Pokal an die Lippen und leert ihn bis zum letzten Tropfen. Nach kurzer Erſchöpfung erholt er ſich wieder,

Aus dem Feſtzuge: Kroaten.

während die Räte ihn preiſen und beglückwünſchen. Tilly erklärt, daß er einen Meiſtertrunk gethan, eine Heldenthat vollführt habe, und ſichert dem Rat und der Stadt Gnade zu, wie er verſprochen. Unter Orgelſpiel und Glockengeläut von der Jakobskirche her ertönt das Danklied der Rothenburger.

Alsdann beginnt zum Abſchluß der hiſtoriſche Feſtzug durch die Straßen der Stadt. Voran Herolde und Banner,

Trommler und Pfeifer mit der Gruppe und dem prächtigen Feſtwagen der Rothenburger. Hierauf folgen die Kaiſerlichen mit Tilly und ſeinen Eiſengepanzerten, und zuletzt der Troß mit dem luſtigen Marketenderwagen, mit Marodeuren und Verwundeten auf Kanonenlafetten. Als fröhliches Nachſpiel entfaltet ſich auf dem Stadtwall, bei dem 1631 geſprengten „Ganſer“, ein buntes Lagerleben.

Dort ſind für die feindlichen Feldherren Zelte aufgeſchlagen, wie für die Ratsherren und ihre Angehörigen, die in ihren Prunkkleidern gleichfalls am Zuge teilgenommen haben und nun ein frohes Mahl halten. Die Kriegsknechte laſſen die Würfel auf der Trommel rollen, die Pfeifer und Stadtzinkeniſten ſpielen zum luſtigen Reigen auf, in dem das junge Volk ſich unermüdlich dreht. Dazu wird nach vollbrachtem Werke dem Tauberwein gar weidlich zugeſprochen, und mancher iſt bemüht, ſich nach dem Vorbilde des wackeren Altbürgermeiſters als Meiſter im Trunk zu bewähren.

Der Schimmel des Sultans.

Militärhumoreske von U. v. Lychdorff.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im Café Fischer am Donauufer, dem Zusammenkunftsort fast sämtlicher Offiziere der großen Garnison, saß Major Kerner hinter den hohen Spiegelscheiben und schaute mißmutig hinaus in den Vorgarten. Dieser bestand aus einer Anzahl verstaubter Oleanderstöcke und einigen graugrünen Epheuwänden, dazwischen stand eine größere Anzahl von weißen Marmortischen, die zum Teil von Offizieren der verschiedensten Waffengattungen besetzt waren.

Major Kerner war nicht heiter, ihn quälte eine Sorge, die er nicht zu verscheuchen vermochte. Vor gar nicht langer Zeit hatte er nämlich durch Zufall Gelegenheit gefunden, dem durchreisenden Schwager des türkischen Sultans einen Dienst zu erweisen. Er hatte die Sache beinahe vergessen, als er in sehr angenehmer Weise daran erinnert wurde. Der Großherr sandte dem Major Julius Kerner als Zeichen seines Dankes einen Orden von der Größe eine mäßigen Suppentellers und einen prachtvollen arabischen Schimmel.

Beide Geschenke machten dem Major außerordentliche

Freude. Bisher schmückte seine Heldenbrust nur das Offiziersdienstzeichen und eine Erinnerungsmedaille, jetzt kam der große Stern dazu, welcher dem bescheidenen Waffenrock des Majors ein überaus günstiges Relief gab. Was den Schimmel anbelangte, so entsprach er allen Anforderungen, die ein Pferdeliebhaber und -kenner an ein solches Tier zu stellen berechtigt ist. Achmed, so hieß der Wundergaul, schimmerte wie flüssig gewordenes Silber, das große Auge zeigte eine leichte rötliche Färbung, die Hufe waren weiß, die Fesseln zierlich und fein, Mähne und Schweif reichten bis auf die Erde herab. Geritten war das Pferd vortrefflich, es fügte sich jedem Schenkeldruck und war sehr empfindlich im Maul, mit einer scharfen Stange durfte man da nicht kommen.

Der Major war etwas eitel und daher nicht wenig stolz darauf, daß alle Leute, besonders die Damen, auf der Straße stehen blieben und ihm bewundernd nachschauten, wenn er auf Achmed vorüberritt.

Leider hatte der milchweiße Schimmel aber auch seine schwarzen Seiten. Wie alle arabischen Pferde war er nervös, in der Reitersprache nennt man das bodenscheu. Aus dieser Ursache war der Major gezwungen, die Hauptverkehrsadern, wo die Trambahn klingelte, die Stellwagen rasselten, und die Fiaker so unverschämt rasch fuhren, nach Möglichkeit zu vermeiden. Er mußte zu seinen Spazierritten kleine, vom Verkehr abseits liegende Seitengassen wählen, mußte, wie er sich selbst zu seiner Entschuldigung sagte, den Orientalen erst an europäische Verhältnisse gewöhnen.

Der Weg nach dem Infanterieexerzierplatz führte zum Glück durch lauter verschwiegene Gassen, welche der Major auf seinem Schimmel anstandslos passierte. Unmittelbar vor dem friedlichen Manöverfelde gab's jedoch stets eine kleine Schwierigkeit, die der Major durch Güte zu über-

winden wußte. Es ſtand nämlich dort ein kleines hölzernes Häuschen, genau ſo groß, daß ein Mann darin Platz fand. Darin führte ein Verzehrungsſteuerbeamter ein beſchauliches Leben.

An dieſem Bretterhaus nun wollte der Schimmel nie vorübergehen, denn im ganzen Orient giebt es keine Verzehrſteuer, das Ding war ihm alſo gänzlich neu. Die Anwendung von Sporen und Peitſche vermied der Major aus gewiſſen Gründen; ſobald er zu Pferde ſaß, war er außerordentlich tierfreundlich und verabſcheute jede ſogenannte Roheit. Das hing natürlich nicht etwa mit dem Reiten zuſammen, wie boshafte Leute argwöhnten; nein, der Herr Major ſaß feſt im Sattel und ließ im Geſpräch gerne durchblicken, daß an ihm eigentlich ein Kavalleriſt verloren gegangen ſei.

Um den ſtörrigen Achmed gefügig zu machen, trug Major Kerner in der Rocktaſche ſtets einige Stücke Zucker bei ſich. Blieb Achmed mit geſpreizten Beinen vor dem Steuerhäuschen ſtehen, ſo langte der Major in die rückwärtige Rocktaſche und ſchob dem Pferd ein Stück Zucker ins Maul, worauf der Schimmel ruhig ſeinen Weg fortſetzte.

Daran hatten ſich Roß und Reiter bald gewöhnt. Der Major dachte gar nicht mehr an dieſe Untugend ſeines Gaules; erſchien das Zollhäuschen, ſo bekam Achmed ſeinen Zucker. An dieſem ſtillſchweigenden Uebereinkommen hielten Herr und Pferd unverbrüchlich feſt.

An ſeinen Schimmel nun dachte eben jetzt der Major; das Pferd war die Urſache, warum er ſo mißmutig zum Fenſter hinausſah. Kerner hatte um einen vierwöchentlichen Urlaub nachgeſucht und ihn ganz gegen ſeine Erwartung unverkürzt erhalten. Nun ſollte es in irgend einen beliebten Kurort oder in eine vornehme Sommerfriſche gehen, das war ein lange gehegter Plan. Als

Digitized by Google

junger Offizier hatte Kerner es verabsäumt, sich um eine passende Lebensgefährtin umzuschauen, daran waren zum Teil auch die elenden Garnisonen schuld, in welchen er herumgestoßen wurde. Vielleicht war es gut so gewesen, denn in der Jugend wählt man zu sehr mit dem Herzen, in reiferen Jahren mehr mit dem Verstande, und das ist entschieden das bessere. Für die Verstandeswahl aber eignen sich teure Kurorte und kostspielige Sommerfrischen am besten, und zu einer solchen wollte er jetzt ausziehen. Major Kerner sah sich bereits mit einem schönen, jungen, reichen und vornehmen Mädchen verlobt und aller kleinlichen Sorgen, die ihn jetzt quälten, ein für allemal überhoben.

So weit wären ja die Gedanken des Herrn Majors alle sehr freundlich und angenehm gewesen, seinen schönen Plänen stand jedoch der arabische Schimmel störend im Wege. Was wird aus dem kostbaren Pferd werden, wer wird es reiten, wenn der Major in der Sommerfrische weilt? Dem nächsten besten Offizier konnte und wollte er seinen Schatz nicht anvertrauen, die älteren Infanterieoffiziere, auf die man sich hätte verlassen können, wollten kaum von ihren eigenen Pferden etwas wissen, alle zogen den bequemen Diwan dem unbequemen Sattel vor, und an die jungen Herren war leider nicht zu denken, die hätten mit dem edlen Achmed nur Fensterparaden geritten und ihn ohne Zweifel zu allerlei nichtsnutzigen Künsten gemißbraucht. Nein, das ging nicht!

Major Kerner verzweifelte fast, diese schwere Angelegenheit einer gedeihlichen Lösung entgegenführen zu können.

Plötzlich erhellten sich seine Züge, seine Augen leuchteten auf.

Im Vorgarten des Kaffeehauses tauchte ein junger Husarenleutnant auf, grüßte freundlich nach rechts und

links und ſetzte ſich zu einem Hauptmann vom Generalſtab, der ihn offenbar hier erwartete.

„Daß ich an Schüttgenau nicht gleich gedacht habe," ſagte der Major zu ſich ſelbſt. „Das iſt mein Mann. Schüttgenau gilt als der beſte Reiter ſeines Regiments, dazu ſchwärmt er die einzige Tochter unſeres Corpskommandanten an, vor Fenſterparaden bin ich alſo ſicher; denn beim Corpskommandanten reitet nur vorüber, wer dienſtlich unbedingt dazu gezwungen iſt. Den Schüttgenau hat mir unſer lieber Herrgott in meiner Verzweiflung geſchickt!"

Der Major ſtand auf und begab ſich in den Vorgarten zu den beiden Offizieren, die reſpektvoll grüßten.

„Ihr erlaubt, daß ich auf einen kurzen Augenblick Platz nehme?" fragte der Major. „Ich habe mit Schüttgenau ein paar Worte zu ſprechen."

Die beiden jungen Leute machten Platz, der Major ſetzte ſich.

„Du weißt," fuhr er, zu Schüttgenau gewendet, fort, „daß ich dieſer Tage einen vierwöchentlichen Urlaub antrete. Ich habe heute das Kommando bereits übergeben, bin alſo ſozuſagen ſchon ein ganz freier Mann, es hält mich nur noch eine unbedeutende Angelegenheit zurück, um derentwillen ich deine Gefälligkeit in Anſpruch nehmen möchte."

„Wenn ich dir mit etwas dienen kann," verſetzte Schüttgenau, „ſo weißt du, daß du nur zu befehlen brauchſt."

„Es iſt eine Bitte, die ich dir gegenüber ausſpreche, an deren kameradſchaftlicher Erfüllung mir allerdings ſehr gelegen wäre. Du kennſt meinen Achmed, das prächtige Pferd, welches der Großherr mir zum Geſchenk gemacht hat. Ich möchte den Gaul während meiner Abweſenheit gerne in ſicheren Händen wiſſen. Es wäre ein Freund-

ſchaftsdienſt, wenn du mir verſprechen würdeſt, auf Achmed zu ſehen und ihn ſelber perſönlich zu reiten, ſolange ich fort bin."

„Gerne, Herr Major," entgegnete Schüttgenau, „gerne will ich deinen Wunſch erfüllen. Das fällt mir freilich im Augenblick nicht ſo leicht, als du glaubſt. Ich muß morgen meinen bisherigen Burſchen abgeben. Deſſen Vater iſt geſtorben, er übernimmt die elterliche Wirtſchaft und wird aus dieſem Grunde vorzeitig beurlaubt. Was ich für ein Möbel bekomme, weiß ich noch nicht, unſere Mannſchaft ſteht am Schluſſe ihrer Dienſtzeit; für alle Fälle giebt es nur ein Proviſorium. Reiten werde ich das Pferd natürlich ſelbſt; ich werde übrigens auch den Wachtmeiſter beauftragen, auf den Schimmel ganz beſonders zu ſehen. Haſt du ſonſt noch irgend welche Wünſche?"

Dieſe Frage kam dem Major ſehr gelegen; er hatte diesbezüglich wirklich noch einige, und zwar ſehr weitgehende Wünſche, nur wollte er ſie aus perſönlicher Eitelkeit nicht direkt herausſagen. Er blies langſam den Rauch ſeiner Zigarette vor ſich hin und that, als denke er.

„Beſondere Wünſche?" begann er dann. „Nein! Das Pferd iſt vorzüglich geritten, ſehr gelehrig, empfindlich, leicht im Maul, nur leider wie alle Araber etwas nervös. Ich habe es nicht ohne Mühe an die elektriſche Trambahn und an die verſchiedenen Stellwagen und Hundekarren gewöhnt. Automobilen bin ich noch nicht begegnet, beim Anblick eines ſolchen ſurrenden und puſtenden Kaſtens würde Achmed wohl etwas unruhig werden. Ich möchte dich alſo bitten, keinem dieſer Hinderniſſe aus dem Wege zu gehen, ich vermied ſolche Sachen grundſätzlich nicht."

Ueber die Geſichter der beiden jungen Offiziere huſchte ein kaum merkliches Lächeln, wußten ſie doch nur zu gut,

was für ein unsicherer Reiter der Major war und wie er jedes Hindernis zu umgehen trachtete.

„Ich werde den Gaul täglich reiten," antwortete Schüttgenau, „auch beständig andere Wege nehmen. Ich gestehe dir offen, Herr Major,*) daß ich das Pferd gerne besitzen möchte, es ist ein außerordentlich figurantes Tier. Wie es mit der physischen Leistungsfähigkeit beschaffen ist, vermag ich noch nicht zu beurteilen, als Paradeschimmel aber wäre der Achmed vorzüglich."

„Ist nicht zu haben," lächelte der Major geschmeichelt. „Warum soll nicht der Abwechslung halber einmal ein Infanterist ein Rassepferd reiten? Vielleicht schenkt mir der Großherr noch einmal einen solchen Burschen; in diesem Falle verspreche ich dir den Achmed um den halben Preis."

Der Major erhob sich und reichte beiden Herren die Hand zum Abschied.

„Es bleibt also bei unserer Verabredung. Wann kann ich dir den Schimmel schicken?"

„Wann es dir beliebt. Im Stall ist von der Mannschaft immer jemand zu treffen; neben meinen Pferden ist ein Stand frei, und dieser steht ganz zu deiner Verfügung."

„Dann schicke ich den Achmed noch heute. Sei also herzlich bedankt, mein lieber Schüttgenau. Und schaue mir auf den Gaul, ich halte außerordentlich viel auf meinen Achmed."

---

*) In der österreichischen Armee ist es Sitte, daß die im Range gleichstehenden Offiziere einander mit „du" ansprechen. In den meisten Fällen sagt auch der Stabsoffizier zum Subalternen du; die Erwiderung darauf lautet dann: „Du, Herr Major; Du, Herr Oberst" u. s. w., was für den Fremden oft etwas sonderbar klingt.

„Sei ganz außer Sorge, Herr Major, der Schimmel iſt in den beſten Händen."

Dem Major war ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen. „Gott ſei Dank," ſagte er im Fortgehen zu ſich ſelbſt, „dieſe Geſchichte wäre erledigt. Hätte nicht geglaubt, daß es ſo glatt gehen würde. Iſt doch ein etwas beſchränkter Kopf, dieſer Schüttgenau, iſt mir ſofort auf den Leim gegangen. Nun, mag er ſich plagen mit dem Pferd, die Früchte ſeiner Arbeit werde ich genießen, wenn ich heimkomme. Ja, ſchlau muß man ſein, nur immer ſchlau!" —

Der Huſar und der Generalſtäbler ſahen dem ſich entfernenden Major lange nach.

„So," ſagte Schüttgenau gedehnt, „der Herr Major erwartet alſo, daß ich ſein Pferd an allen unſeren modernen Spektakel gewöhne. Wäre der Schimmel nicht ein ſo ſchönes Pferd, ich hätte ſicherlich nicht zugeſagt. Das prächtige Tier verdiente einen beſſeren Herrn."

„Gräme dich nicht darüber," entgegnete lächelnd der Generalſtabshauptmann. „Mit einem Fuß ſteht der Herr Major ohnedem ſchon im Cylinderhut, laß ihn doch die letzten militäriſchen Freuden genießen."

Die Herren zündeten ſich friſche Zigarren an und durchflogen die eben anlangenden Abendblätter.

„Gehſt du heute ins Theater?" frug der Hauptmann über die Zeitung weg.

„Nein," antwortete Schüttgenau, „ich will abends noch arbeiten. Es iſt dir ja bekannt, daß ich die Aufnahmeprüfung für die Kriegsſchule machen möchte; der Stoff iſt rieſengroß, ein normaler Menſch, der außer Dienſt nicht Uebermenſch iſt, kann ihn faſt unmöglich bewältigen."

„Du übertreibſt. Ich habe vor vier Jahren auch dieſes Examen gemacht und mich gewundert, wie wenig eigentlich verlangt wird. In erſter Linie muß man Mut

und Selbſtvertrauen haben, keck hineingehen ins Feuer, dann geht es ganz leicht. Aber in dieſer Beziehung fehlt es etwas bei dir. — Wie ſteht es denn mit der Tochter unſeres Corpskommandanten?“

„Ich bitte dich,“ antwortete Schüttgenau kleinlaut, „frage mich lieber nicht. Meine Ausſichten ſind ſehr trübe.“

„Das bildeſt du dir offenbar nur ein. Bei der letzten Reunion hat dich die ſchöne Hertha vor allen anderen Offizieren ausgezeichnet.“

„Sie hat mich ausgezeichnet! Mein Gott, was heißt denn das? Ich habe ein paarmal mit Hertha getanzt und das Glück gehabt, ſie zur Tafel führen zu dürfen — das iſt alles.“

„Lieber Max,“ lachte der Generalſtäbler, „du haſt dir offenbar unſeren guten Major Kerner zum Muſter genommen, du willſt auch mit der Sprache nicht heraus.“

„Weil ich nichts zu erzählen habe. Ich will zugeben, daß es mir vielleicht gelingen würde, das Herz der Tochter zu erobern, aber der Alte — nein, das iſt ausgeſchloſſen.“

„Das vermag ich nicht einzuſehen. Du biſt aus gutem Hauſe, haſt verwandtſchaftliche Verbindungen, die bis in die allerhöchſten Kreiſe hinaufreichen, und befindeſt dich finanziell in einer geradezu beneidenswerten Lage.“

Schüttgenau lächelte trübe. „Mein Einkommen dürfte wohl hinreichen, eine Frau zu erhalten — das Geld ſpielt hier überhaupt keine Rolle. Die Schwierigkeiten liegen aber ganz wo anders. Dir, als meinem beſten Freunde, kann ich es geſtehen, daß ich der Liebe meiner angebeteten Hertha ſicher bin, aber — aber vorläufig kann ich nur auf irgend einen günſtigen Zufall warten; vielleicht gelingt mir die Aufnahme in die Kriegsſchule.“

„Freund Maxerl, du befindeſt dich entſchieden auf dem Holzweg. Sei ein Mann, tritt friſch und fröhlich vor den Alten hin und halte um Hertha an. Meiner Anſicht

nach könnte er sich nur gratulieren, daß er einen solchen Schwiegersohn bekommt."

„Das sagst du so, aber du magst mich auslachen, meinethalben auch verspotten — ich gestehe es dir ganz offen, mir fehlt es wirklich an Mut, direkt zu unserem Corpskommandanten zu gehen. Lieber würde ich gegen die Mündungen von ein paar Dutzend feindlicher Geschütze anreiten, als Seiner Excellenz den Wunsch vortragen, sein Schwiegersohn werden zu wollen. Nein, nein, lieber Freund, das geht nicht; wenn sich nicht irgend eine passende Gelegenheit —"

„Die du natürlich versäumen wirst," warf der Hauptmann trocken ein. „Ich an deiner Stelle würde das fruchtlose Studium für die Kriegsschule aufgeben. Eine militärische Laufbahn zu machen, hast du nicht notwendig, überlasse das jenen Kameraden, die auf Gage dienen. Bleibe bei deiner Waffe und heirate deine bezaubernde Hertha. Bist du der Schwiegersohn des Alten, so wirst du in kurzer Zeit ohnehin sein Adjutant werden, er braucht sich dann von seinem einzigen Kinde nicht zu trennen, und du hast wunderbare Garnisonen. Die Verhältnisse liegen so günstig als nur möglich."

Schüttgenau wurde nachdenklich. Die Generalstabsoffiziere rekrutieren sich bekanntlich aus den besten Leuten der Armee; Hauptmann v. Miller besaß dadurch gegenüber dem Husarenleutnant keinen geringen Nimbus. Millers Worte waren für ihn ein Evangelium, an welchem man nicht zweifeln durfte.

„Komm jetzt mit ins Theater," fuhr der Hauptmann fort, „und laß deine Grillenfängerei. Ich wette darauf, daß der Corpskommandant samt Frau und Tochter in der Loge sitzt. Du mußt mitkommen!"

Schüttgenau ließ sich leicht überreden. Die beiden Offiziere zahlten und schritten Arm in Arm davon.

Digitized by Google

2.

In einer Loge des Opernhauses saß General v. Röder mit Frau und Tochter. Hertha, ein auffallend schönes Mädchen, mochte das achtzehnte Jahr kaum überschritten haben. Das feine Oval des pikanten Gesichtchens umgab eine Fülle schwarzen Haares, der Blick der großen Augen war weich und seelenvoll, über die ganze anmutige Gestalt war ein poetischer Zauber ausgegossen.

Schüttgenau und der Hauptmann hatten Sperrsitze in der ersten Reihe, sie grüßten respektvoll zur Loge hinauf. Hertha dankte freundlich, und das wetterharte Gesicht Seiner Excellenz legte sich in Falten, welche ebensogut Sturm wie Sonnenschein bedeuten konnten.

„Hast du gesehen," sagte der Husar leicht zu seinem Freunde, „hast du gesehen, wie mich der Alte mit seinen funkelnden Augen angeblitzt hat? Und da verlangst du, daß ich zu ihm hingehe?"

„Lieber Max, ich habe aber auch gesehen, daß dich Hertha länger und herzlicher gegrüßt hat, als es gerade notwendig ist. Wenn man eine solche Reserve im Hintergrunde hat, da kann man schon eine Schlacht wagen. Du verstehst eben von der Strategie noch nichts."

„Ich bitte dich, lasse mich mit der Strategie in Ruhe, ich mache mir ohnedem Vorwürfe, daß ich heute hier im Theater sitze, anstatt zu Hause zu arbeiten. Immer klarer wird es mir, daß ich nur als Generalstabsoffizier das holde Kind zu erreichen vermag. Aber als bloßer Leutnant —"

Der Beginn der Ouverture schnitt das Gespräch ab.

Als die beiden Offiziere ins Theater getreten waren, hatte oben in der Loge Frau v. Röder leise den Arm ihres Mannes berührt.

„Siehst du, Franz," sagte sie gedämpft, „siehst du,

daß ich recht gehabt habe. Ich wußte, daß Schüttgenau ins Theater kommen werde, ſobald er nur davon unterrichtet iſt, daß wir, oder beſſer, daß unſere Hertha da iſt. Beobachte nur den jungen Mann ein wenig, es wird dir auffallen, wie unruhig er iſt, alle Augenblicke ſchielt er nach unſerer Loge herüber. Das gilt natürlich nicht deinem Goldkragen und auch nicht meiner Wenigkeit. Etwas könnteſt du doch auch dazu beitragen, daß es endlich zu einer Erklärung kommt."

„Ich thue ohnedies, was ich vermag," erwiderte der General leiſe. „Lade ich ihn nicht beſtändig zum Thee ein, eine Auszeichnung, die ich ſonſt nur Stabsoffizieren zu teil werden laſſe? Kürzlich habe ich ſogar eine Partie Whiſt mit ihm geſpielt; mehr kann ich nicht thun, mehr kann man von mir auch billigerweiſe nicht verlangen."

„Eben euer Kartenſpiel hat mir einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht. Volle zwei Stunden haſt du mir den jungen Mann an den Spieltiſch gefeſſelt, und er durfte gegen dieſe Ehre nicht einmal proteſtieren, er mußte ſich noch geſchmeichelt fühlen. Die Abweſenheit Schüttgenaus benutzte der total verſchuldete Baron Königsberg, um unſerer Hertha auf Tod und Leben die Cour zu machen. Für einen ſolchen Schwiegerſohn danke ich! Du ſollteſt mir doch ein bißchen in die Hände arbeiten, du weißt, wie ſehr mir an dem Zuſtandekommen dieſer Partie gelegen iſt. Unſere Hertha iſt ſtreng genommen ein mittelloſes Mädchen, und Schüttgenau iſt reich, ſehr reich. Seine Familie zählt zu den beſten des Landes, ſeine Mutter iſt eine geborene Gräfin Münch-Heriſch, dieſe iſt mit den höchſten Kreiſen verwandt und verſchwägert, Schüttgenau ſelbſt iſt ein lieber und guter Menſch, und unſere Hertha hat eine innige Zuneigung zu ihm gefaßt. Daß es bisher zu keiner Erklärung gekommen iſt, daran

trägst nur du die Schuld. Sobald sich der Leutnant dir nähert, machst du sofort ein dienstliches Gesicht, und dieses schreckt selbst die ältesten Krieger ab. Sei freundlicher! Für das Glück deines Kindes kannst du doch auch etwas thun!"

Der General hatte diese Strafpredigt ruhig über sich ergehen lassen. Da ihn die Oper wenig interessierte — Seine Excellenz waren nicht musikalisch und zogen den Radetzkymarsch jeder klassischen Musik vor — so entgegnete er auf diese Auseinandersetzungen seiner Gattin, ohne viel auf die Oper hinzuhören: „Du sollst sehen, liebe Leontine, daß ich nicht engherzig bin. Ich werde dir sofort den Beweis dafür erbringen, wie sehr ich mich bemühe, auf alle deine berechtigten Wünsche einzugehen."

Als der Vorhang sich nach dem ersten Akte senkte, und die Herren im Parterre sich erhoben, um mit den Operngläsern den Zuschauerraum zu mustern, blickte Schüttgenau natürlich wieder zur Loge des Corpskommandanten empor. Dieser winkte ihm, heraufzukommen.

„Der Alte ruft dich," raunte ihm der Generalstabshauptmann ins Ohr. „Packe die Gelegenheit beim Schopf, der große Moment naht!"

Max drängte sich durch das Publikum, einige Augenblicke später stand er vor seinem hohen Vorgesetzten.

„Excellenz haben befohlen?"

„Ich wollte Sie fragen, lieber Schüttgenau, wie es mit Ihrer taktischen Ausarbeitung steht? Mich interessiert es sehr, wie Sie die Aufgabe behandelt und gelöst haben. Ich gedenke mir die Arbeiten vielleicht schon morgen vorlegen zu lassen."

Schüttgenau war über diese Anrede wie aus den Wolken gefallen. Er hatte die „taktische Ausarbeitung", die man ihm in herkömmlicher Weise aufgetragen hatte, vollständig vergessen. Wie alle anderen Offiziere ver-

ſchob er dieſe unangenehme Arbeit von einem Tag auf den anderen, jetzt ſollte er ſie plötzlich fertig vorlegen — das war ganz unmöglich!

Excellenz wartete auf Antwort. Dem armen Leutnant fiel abſolut keine Ausrede ein, er ſtand wie auf Kohlen. Er hatte nur den einen Wunſch, daß ſich die Erde öffnen möge, um ihn zu verſchlingen. Die Verſenkung, in welcher man ſo bequem verſchwinden konnte, war leider nur auf der Bühne angebracht und nicht auch in den Logen, er mußte alſo aushalten.

„Ich habe," ſtotterte er endlich, „ich habe ſehr reichhaltiges Material zuſammengetragen, insbeſondere die fremdländiſchen Reglements gründlich durchgegangen —"

„Das freut mich," ſagte Seine Excellenz, „das freut mich ſehr. Ich bin auf Ihre Arbeit geſpannt. Dann noch eines, lieber Freund, knöpfen Sie ſich den Attila gefälligſt zu und ſtecken Sie den rotſeidenen Lappen, den Sie da vorne an der Bruſt haben, dorthin, wohin er gehört — in die Taſche. Man könnte ſonſt glauben, Sie ſeien ein Erzherzog und trügen das goldene Vließ um den Hals."

Schüttgenau war wie mit kaltem Waſſer übergoſſen. Offenbar war der Corpskommandant heute bei ganz beſonders ſchlechter Laune, er brauchte ein Opfer, und dieſes Opfer war der arme Max. Wäre er doch lieber zu Hauſe geblieben und nicht in das unglückliche Theater gegangen! Er verwünſchte den Hauptmann, der ihn verleitet hatte, und den Herrn Corpskommandanten ebenfalls.

Zum Glück dauerte die Pauſe nicht lange. Der Kapellmeiſter klopfte mit dem Stab auf den Souffleurkaſten, die Muſik ſetzte ein. Max benutzte dieſen günſtigen Augenblick, ſich zu empfehlen. Mit den Damen hatte er auch nicht ein Wort geſprochen.

Als die Logenthür hinter dem jungen Offizier zufiel,

ſagte die Generalin zu ihrem Mann: „Franz, ich kann dir nur verſichern, daß ich deine Hilfe ſicherlich nie mehr in Anſpruch nehmen werde. Mit dir iſt es einfach zum Verzweifeln. Daß du von nichts anderem zu ſprechen vermagſt, als vom Dienſt! Der arme Schüttgenau iſt jetzt vollkommen kopfſcheu. Wenn Hertha ſitzen bleibt, ſo kann ſie ſich bei dir bedanken. Du haſt eben kein Herz für deine Familie, du biſt ein Rabenvater, du —“

Ihre Stimme brach. Der Corpskommandant ſchwieg. Im Innern mochte er ſich ſagen, daß die Art und Weiſe, wie er den jungen Offizier an ſein Haus zu feſſeln ſuchte, vielleicht doch nicht ganz die richtige ſei. Er beſchloß, ſich in dieſe heikle Sache gar nicht mehr zu miſchen und ſeiner Frau vollkommen freie Hand zu laſſen. —

Schüttgenau war wirklich in heller Verzweiflung; ganz gebrochen ließ er ſich auf ſeinen Sitz nieder.

„Haſt du geſiegt?“ frug der Hauptmann.

„Freund,“ antwortete Schüttgenau troſtlos, „Freund, ich mache der Sache ein Ende. Nach Schluß des Theaters gehe ich nach Hauſe und erſchieße mich.“

„Thu das,“ verſetzte Hauptmann v. Miller kalt, „thu, was du nicht laſſen kannſt, meinen Segen zu deiner Himmelfahrt haſt du. Wenn man zu ungewandt oder unentſchloſſen iſt, um ſich auf dieſer Welt durchzuſchlagen, muß man es mit der anderen verſuchen. — Was hat denn der Alte von dir gewollt?“

„Seine Excellenz verlangt für morgen früh die taktiſche Ausarbeitung.“

„So, und was weiter?“

„Ich habe aber noch keinen Federſtrich daran geſchrieben.“

„Nun und —?“

„Um Gottes willen, du fragſt noch?“

„Natürlich frage ich. Mir liegt es ob, die taktiſchen

Ausarbeitungen einzusammeln und zur Vorlage zu bringen. Vor drei Wochen denk' ich gar nicht daran. Bis dahin hast du Zeit, eine ganze Bibliothek abzuschreiben."

„Aber der General?"

„Der hat dich offenbar aus einer ganz anderen Ursache rufen lassen und denkt morgen nicht mehr an die famose taktische Ausarbeitung. Ich habe dir schon gesagt, lieber Max, gieb das Studium für die Kriegsschule auf, zum Generalstab passest du nicht, dir fehlt jedes diplomatische Talent."

Schüttgenau ließ sich beruhigen. Nach dem Theater gingen die Herren in ein Restaurant. Mitternacht war vorüber, als sie sich endlich trennten.

3.

Im Regimente diente seit nahezu drei Jahren Jan Paklewsky als gemeiner Husar. Dieser Jan war ein ganz merkwürdiger Mensch. Soviel sich aus den spärlichen Akten, die über ihn vorhanden waren, entnehmen ließ, war er der Sohn eines armen Hausierers und mit seinem Vater frühzeitig in die Welt gegangen. Mit dem zehnten Lebensjahre war Jan der väterlichen Aufsicht entwichen und trieb sich bis zu seiner Assentierung in der Welt herum. Schulbildung besaß er so gut wie gar keine, er war weder des Lesens noch des Schreibens kundig. Mußte er irgend ein Schriftstück unterfertigen, so malte er ein ganz sonderbares Zeichen darunter, vorgebend, sein Vater habe auch so geschrieben und ihn diese Art der Namensunterschrift gelehrt.

Dabei war Jan Paklewsky in anderer Beziehung ein seltenes Stück von einem Husaren. Er hatte einen völlig harmonisch entwickelten Körper, Muskeln und Sehnen waren wie aus Stahl, die Figur voll Ebenmaß. Leider saß auf diesem prächtigen Körper, der jedem Bild-

hauer zum Modell hätte dienen können, ein völlig nichtssagender Kopf. Beständig spielte ein blödes Lächeln um die halb offenen Lippen Paklewskys, der ungepflegte Schnurrbart war kurz und borstig, die blonden Haare trug Jan in einem wirren Durcheinander, was jedoch nicht hinderte, daß die mächtigen Formen des Schädels scharf hervortraten.

Paklewsky war gutmütig und ließ sich gerne und willig zu jeder Arbeit verwenden; er griff jedoch alles so ungeschickt an, daß man ihm sofort die Arbeit wieder aus den Händen nahm. Der Regimentskommandant hatte mit diesem Mann eine fürchterliche Plage. Im allgemeinen pflegte sich der Herr Oberst um die Mannschaft sehr wenig zu bekümmern, das ist auch nicht seine Sache, sondern Sache der Rittmeister, Oberleutnants und Leutnants, mit Paklewsky aber machte er eine Ausnahme. Dem war es gelungen, nicht nur die Aufmerksamkeit des Regimentskommandanten, sondern auch die des Generals auf sich zu lenken.

Der Himmel mochte wissen, wie viel Schweiß es dem Wachtmeister Horvat gekostet hatte, den Paklewsky so weit zu bringen, daß er aufs Pferd auch nur aufsitzen lernte. Der Unglücksvogel vermochte rechts von links nicht zu unterscheiden, natürlich trat er stets verkehrt an den Bügel an, kaum war er auf der einen Seite des Pferdes oben, so lag er auch auf der anderen schon unten.

Nach mehrwöchentlicher Rekrutenabrichtung erschien eines Tages der Oberst auf der Reitschule. Tags vorher hatte es etwas geregnet, dann hatte die Kälte eingesetzt und die offene Reitschule mit einer Decke von Glatteis überzogen. Um Unglücksfälle zu vermeiden, ließ der Rittmeister daher die Mannschaft in der gedeckten Reitschule, die sonst nur bei der strengen Kälte benutzt wurde, aufsitzen. Der Oberst musterte mit dem allen Vorgesetzten

eigenen untrüglichen Kennerblick Pferde und Mannschaft. In unmittelbarer Nähe Paklewskys hielt Wachtmeister Horvat, aus dieser Ursache nahm sich Jan sehr zusammen; als das Kommando: „Aufsitzen" erscholl, war er verhältnismäßig flink in den Sattel gekommen. Als der Oberst dann das Zeichen zum Anreiten gab, verwandte der Wachtmeister kein Auge von Paklewsky, welcher vorschriftsmäßig steif im Sattel saß. Horvat ließ sich aber dadurch nicht täuschen, ihm ahnte ein Unglück, und diese Ahnung sollte den alten Husaren auch nicht betrügen. Die Abteilung fiel auf Kommando vom Schritt in den Trab, alles ging tadellos, die Husaren saßen prächtig zu Pferde, der Oberst nickte befriedigt, die ernsten Züge des Rittmeisters heiterten sich zusehends auf.

„An der Ecke — Galopp!" tönte das Kommando. Richtig sprengten die Reiter an der vorgeschriebenen Ecke links ein. Paklewsky ritt als der letzte Mann in der Abteilung. Der Wachtmeister hoffte, das Pferd Jans werde selbst so vernünftig sein und mit der linken Schulter einsetzen, aber diese Hoffnung war trügerisch. Ungefähr zehn Schritte vor der Ecke machte Paklewsky ganz unglaubliche Manöver, das Pferd scheute und schleuderte den unglücklichen Reiter weit über den Hals an die mit Holz verkleidete Wand der Reitschule. Dröhnend schlug Jan an die Holzwand an. Der Oberst, der Rittmeister und die Unteroffiziere stürzten herbei, alle glaubten, Paklewsky habe sich alle Knochen gebrochen. Wunderbarerweise war dem Mann so gut wie gar nichts geschehen. Jan saß auf dem weichen Boden der Reitschule mit dem Rücken gegen die Bretterwand gelehnt und grinste blöd lächelnd vor sich hin.

Der Oberst sandte einen Unteroffizier nach dem Regimentsarzt, der wenige Augenblicke später mit Verbandzeug und allen sonstigen chirurgischen Behelfen erschien.

Digitized by Google

Der Arzt unterſuchte den Geſtürzten auf das gewiſſenhafteſte, er vermochte aber weder eine innerliche noch eine äußerliche Verletzung zu finden. Die Sache war alſo noch über Erwarten glücklich abgelaufen.

Einige Zeit ſpäter turnte die Mannſchaft im Freien am großen Gerüſt. Der Oberſt und die höheren Offiziere waren zugegen. Paklewsky ſtand wie gewöhnlich als der letzte in der Abteilung, von welcher eben ein Mann nach dem anderen die hohe Leiter emporkletterte. Endlich mußte auch Paklewsky an die Leiter.

„Iſt das nicht jener Mann, der kürzlich ſo glücklich geſtürzt iſt?“ frug der Oberſt.

„Zu Befehl,“ antwortete der Wachtmeiſter.

„Und wie benimmt er ſich jetzt zu Pferde?“

Der Wachtmeiſter zuckte anſtatt der Antwort mit den Schultern. Der Regimentskommandant warf dem Rittmeiſter einen fragenden Blick zu.

„Ich habe alle Hoffnung aufgegeben,“ ſagte dieſer. „Der Mann iſt nicht abrichtbar; er iſt außerordentlich willig, geht mit der größten Entſchloſſenheit ins Zeug, an Körperkraft fehlt es ihm nicht, aber er leidet offenbar an hochgradiger geiſtiger Schwäche. Ich möchte mir geſtatten, die gehorſamſte Bitte vortragen zu dürfen, daß der Regimentsarzt den Jan Paklewsky auf ſeinen Geiſteszuſtand unterſuchen möge.“

„Sie halten alſo den Mann für anormal? Hat er in der letzten Zeit wieder etwas Beſonderes angeſtellt?“

„Er macht allerlei, was ſich mit dem geſunden Menſchenverſtand nicht in Einklang bringen läßt.“

Während die Herren miteinander ſprachen, war Jan die hohe Leiter ſchwerfällig emporgeklettert. Vorſichtig faßte er Sproſſe auf Sproſſe an, als wolle er ſie auf ihre Haltbarkeit prüfen. Schon war er über die halbe Höhe hinaus, als der Wachtmeiſter ihm zurief, einzuhalten

und umzukehren. Jan hörte aber offenbar nicht, er stieg auf der schwankenden Leiter immer höher und höher, schon faßte er mit den Händen die letzte Sprosse an. Aber auch jetzt hielt er noch nicht, noch klomm er empor — die Hände verloren den Halt, der Mann stieß einen markerschütternden Schrei aus, überschlug sich und stürzte sausend in die Tiefe!

Das Unmögliche, das Unerhörte geschah! Neben der Leiter hing ein starkes Tau herab, an diesem fing sich Paklewsky im letzten Augenblick auf, er hätte sonst zerschmettert werden müssen. Das Tau schwankte wie ein Riesenpendel mit dem Mann auf und nieder. Eine Zeitlang hielt Paklewsky fest, dann kollerte er unbeholfen zur Erde und blieb regungslos liegen.

Eine Sanitätsabteilung wurde herbeigeholt, diese erschien in Begleitung des Regimentsarztes. Paklewsky war mittlerweile wieder zu sich gekommen und grinste blöd lächelnd. Die Handflächen hatte er sich durch das scharfe Tau etwas aufgerieben, sonst fehlte ihm nichts; die Sanitätssoldaten konnten mit ihrer Tragbahre wieder nach Hause gehen.

„Wenn die Sache nur keine unangenehmen Folgen hat," sagte der Oberst im Fortgehen zum Rittmeister, „ich will wünschen, daß alles gut ausgehen möge."

Die Sache aber hatte unangenehme Folgen. Ein Blatt brachte am anderen Tage einen fulminanten Artikel über den Paklewsky. Es hieß dort, der Regimentskommandant habe unter Androhung der schwersten Strafen dem an hochgradigem Schwindel leidenden Mann befohlen, die mächtige, nur ganz oberflächlich in den Boden eingerammte Leiter zu erklettern. Der Mann sei gestürzt, und die zerschellte Leiche des unglücklichen Opfers in aller Stille auf dem Militärfriedhof beerdigt worden.

Das ganze Offiziercorps war über diesen Zeitungs-

artikel außer ſich. Der Auditor ſetzte eine geharniſchte Berichtigung auf, welche Paklewsky unterſchreiben ſollte. Damit hatte es nun ſeine Schwierigkeiten. Paklewsky malte wohl ſein Zeichen unter das Schriftſtück, für dieſen ſchwierigen Fall war es aber leider ganz unbrauchbar.

Es mußte ein anderer Weg gefunden werden. Der Auditor las dem Jan die Berichtigung langſam Zeile für Zeile vor — vergebliches Bemühen! Er hätte ebenſogut ein Kapitel aus Kants „Kritik der reinen Vernunft“ vorleſen können. Schließlich kam dem Wachtmeiſter Horvat ein glücklicher Gedanke. In Begleitung einer Ordonnanz wurde Jan Paklewsky auf das Redaktionsbureau geſchickt, dort mußte er die von dem Auditor ſtiliſierte Berichtigung abgeben. Das half. Das Blatt erklärte, getäuſcht worden zu ſein, und damit war dieſe höchſt unangenehme Geſchichte aus der Welt geſchafft.

„Der Sache werden wir ein Ende machen,“ ſagte der Oberſt zum Rittmeiſter, „ich habe keine Luſt, mich mit den Zeitungsſchreibern herumzuſchlagen und Berichtigungen zu ſchreiben. Entlaſſen können wir den Paklewsky nicht, der Mann iſt kräftig und kerngeſund, vom äußeren Dienſt aber muß er entfernt werden. Laſſen Sie ihn in die Küche abkommandieren, dort kann er kein Unheil anrichten.“

Dieſe Hoffnung erwies ſich leider als trügeriſch. Der biedere Jan machte ſich in der Küche ſo unnütz, daß ein förmlicher Aufruhr in der Kaſerne ausbrach. Man ſah keinen anderen Ausweg, als ihn wegen unheilbarer Dummheit von jeder Art von Dienſt zu befreien.

Fortan wurde Paklewsky überhaupt zu keiner Arbeit mehr verwendet. Er lungerte in der Küche oder im Kaſernenhof herum, aß, trank und ſchlief, ſonſt that er gar nichts. Die Mannſchaft behauptete, er führe ein Leben wie ein Graf.

Zur allgemeinen Ueberraſchung meldete ſich Paklewsky

für die letzten acht Wochen seiner Dienstzeit als Bursche zum Leutnant v. Schüttgenau. Alles war gespannt, wie diese Sache ausgehen werde, am meisten der junge Offizier selbst.

Noch am Abend seines Eintritts führte er Jan in den Stall, um ihm die notwendigen Anweisungen zu geben.

„Du hast dich freiwillig zu mir gemeldet," sagte er zu Paklewsky. „Aus welcher Ursache?"

Jan grinste freundlich, gab aber keine Antwort.

„Du mußt doch irgend einen Grund gehabt haben, daß du gerade zu mir kommen wolltest. Wie lange hast du denn noch zu dienen?"

„Acht Wochen," antwortete Jan.

„Diese Zeit über hättest du immerhin bei deiner jetzigen Beschäftigung bleiben können."

„Herr Leutnant werden mit mir zufrieden sein."

„Ich will es wünschen," versetzte Schüttgenau seufzend. „Aber meine Hoffnung ist schwach. Du hast nur zwei Pferde zu besorgen, mein Chargenpferd und den Schimmel des Herrn Major Kerner; die Fuchsstute im Nebenstand gehört nicht mehr mir, ich habe sie heute früh verkauft."

Während Schüttgenau sprach, machte sich Paklewsky hinter den Pferden zu schaffen.

„Jan," sagte der Leutnant, „geh von den Hinterfüßen weg. Mein Japhet schlägt nicht, aber den Schimmel kenne ich zu wenig."

Schüttgenau hatte noch nicht ausgesprochen, da legte auch schon Achmed beide Ohren zurück, senkte den Kopf und schlug mit den Hinterfüßen aus, so daß die Streu bis an die Decke des Stalles flog. Jan stand unmittelbar hinter dem Schimmel, mit einer blitzschnellen Wendung war er dem Schlag ausgewichen.

„Bestie!" murmelte Schüttgenau. „Das Schlagen

würde ich dir bald abgewöhnen, wenn du mir gehörteſt.“ Zu Jan gewendet ſagte er dann: „Paklewsky, ich will mich mit dir nicht ärgern, es wäre ja doch alles umſonſt. Eine Meſſe werde ich leſen laſſen, wenn dieſe acht Wochen ohne Unfall vorübergehen. Für die beiden Pferde beſtelle ich einen eigenen Putzmeiſter, der auch die Wartung und Fütterung beſorgen wird. Deine Aufgabe beſteht lediglich darin, den Schimmel täglich an der Hand — ohne Sattel und ohne Decken — eine Stunde ſpazieren zu führen, das wirſt du hoffentlich können.“

Jan nickte und grinſte wie gewöhnlich. —

Die Befürchtungen des Offiziers hinſichtlich Paklewskys trafen merkwürdigerweiſe nicht zu. Zwiſchen Jan und dem arabiſchen Schimmel bildete ſich ein äußerſt freundſchaftliches Verhältnis heraus. Die Wartung des Pferdes beſorgte Jan perſönlich, eiferſüchtig wachte er darüber, daß der Schimmel von niemand anderem Futter und Waſſer bekam. Der angeſtellte Putzmeiſter war damit ſehr einverſtanden, um ſo mehr, als Jan das Pferd wirklich tadellos hielt. Täglich führte er Achmed zwei Stunden lang an der Hand ſpazieren, immer denſelben Weg nach der alten Infanteriekaſerne, in deren Hof um dieſe Stunde die Muſikkapelle übte.

Vormittags ritt Schüttgenau ſelbſt das Pferd, das hatte er Kerner verſprochen, und dieſes Verſprechen hielt der junge Offizier gewiſſenhaft. Es war ihm gelungen, das Pferd an alle neuen Erſcheinungen zu gewöhnen, welche nun einmal zum modernen Städteleben gehören. Er ſelbſt hatte ſich in den prächtigen Schimmel förmlich verliebt. Nur noch kurze Zeit, und das Pferd war dann ſo fein zugeritten, daß es als Damenzelter gehen konnte. Wie herrlich würde ſich die reizende Hertha auf dem Araber ausnehmen!

Eines Tages ritt Schüttgenau nach dem Infanterie-

exerzierplatz. Vor dem Steuerhäuschen machte der Schimmel alter Gewohnheit entsprechend plötzlich Halt, stemmte die Vorderfüße in die Erde und war nicht vom Fleck zu bringen. Schüttgenau nahm die Zügel hoch, mit voller Gewalt fiel die Reitpeitsche auf die Kruppe des Pferdes nieder. Dieses stieg kerzengerade empor und war mit einem gewaltigen Sprunge im nächsten Augenblick auch schon am Steuerhäuschen vorüber. Schüttgenau führte das Pferd wieder zurück, um nochmals vorbeizureiten, was auch mit Hilfe von Sporen und Peitsche gelang.

Von nun an ritt der Leutnant jeden Tag nach dem Exerzierplatz; immer spielte sich dieselbe Scene ab. Die Zeit war aber leider jetzt zu kurz, um das Pferd an das Steuerhäuschen zu gewöhnen. Hätte Schüttgenau diese ganz sonderbare Untugend des Schimmels früher gekannt, er hätte sie ihm sicherlich abgewöhnt; jetzt ließ sich wenig mehr dagegen thun.

— — — — — — — — — — — —

Major Kerner kam von seinem Urlaub heiter und wohlerhalten zurück. Was er während seines Urlaubs suchte, die junge, schöne, reiche und elternlose Braut, hatte er leider nicht gefunden; das that jedoch seiner guten Laune keinen Abbruch. Nachdem er sich zum Dienst gemeldet hatte, suchte er sofort Schüttgenau auf, er konnte das Wiedersehen mit seinem Schimmel kaum erwarten. Die beiden Herren begaben sich sofort nach den Stallungen; ein Blick genügte dem Major, um sich zu überzeugen, daß Achmed tadellos gehalten war. Paklewsky war selbstverständlich anwesend, er saß beim Eintritt der beiden Offiziere auf der Futterbarre und sprach eifrig mit dem Schimmel, welcher ihm mit sichtlicher Spannung zuhorchte.

„Bitte, Herr Major," sagte der Leutnant, „sieh dir das Pferd gründlich an, bevor du es übernimmst. Ich übergebe dir den Schimmel in tadelloser Verfassung."

„Beſten Dank, lieber Schüttgenau," verſetzte der Major, „dem Achmed ſieht man es auf eine Meile Entfernung an, daß es ihm gut ergangen iſt. Ich möchte jetzt gleich einmal nach dem Exerzierplatz reiten."

Zu Jan gewendet befahl der Leutnant, daß Achmed geſattelt werde.

Paklewsky bewegte ſich ſchwerfällig nach der Sattelkammer und brachte die gewünſchten Gegenſtände. Mit ſichtlicher Unbeholfenheit begann er mit dem Auflegen des Kopfgeſtelles; man ſah es dem Manne an, daß er ſich ſehr ſchwer von dem ihm ſo lieb gewordenen Schimmel trenne.

Endlich war alles fertig, und Paklewsky führte das geſattelte Pferd vor. Der Major kletterte in den Sattel — elegant hinaufſchwingen können ſich bekanntlich nur Romanhelden —, Paklewsky ſchob ihm den Bügel unter den linken Fuß, noch eine kurze Bewegung, und Major Kerner ritt zum Stall hinaus. Nachdem er um die Ecke verſchwunden war, gingen Herr und Diener ſchweigſam in den Stall zurück, beide betrachteten wehmütig den leeren Stand, wohin Achmed nicht wieder zurückkehren ſollte.

Major Kerner ritt kühn mitten durch die Stadt, es ging über alle Erwartung gut. Am Hauptplatze begegnete er einer Anzahl junger Damen; da wagte er es, dem Schimmel eine leichte Hilfe zu geben, welche dieſer ſofort annahm, er tänzelte nur ſo über das Pflaſter, was die Damenwelt zu lauter Bewunderung hinriß. Jetzt wollte Kerner nach dem Exerzierplatz, aber nicht mehr durch die kleinen, ſtillen Gaſſen, nein, ſo weit es nur möglich war durch belebte Straßen, wo die vornehmen Leute wohnten und wo hübſche junge Damen zu den Fenſtern herausſahen. Alles ging vortrefflich, bis der Major auf jenen ſchmalen Weg kam, der an dem bereits mehrfach erwähnten Steuerhäuschen vorüberführte. Seiner

alten Gewohnheit entſprechend blieb der Schimmel mit geſpreizten Beinen ſtehen. Das focht den Major nicht weiter an, hatte er doch von ſeinem Frühſtückskaffee den Zucker in die Rocktaſche geſteckt; er langte danach. Als der Schimmel die Bewegung der Hand nach rückwärts ſah, glaubte er jedenfalls, daß jetzt der Peitſchenhieb fallen werde, den er in den letzten Tagen mit Schrecken kennen gelernt hatte. Er zuckte zuſammen und machte einen furchtbaren Satz. Darauf war Kerner nicht gefaßt. Im Augenblick verlor er Sitz und Bügel und ſchoß wie eine Rakete über den Hals des Pferdes auf das Steuerhäuschen los. Die ſchwache Bude war einem ſolchen Anprall nicht gewachſen, krachend ſtürzte ſie zuſammen, und eine dichte Wolke Staubes wirbelte gegen den Himmel. Als ſich dieſe etwas verzogen hatte, ſah man einen wüſten Trümmerhaufen, unter welchem der Major und der ahnungsloſe Verzehrungsſteuerbeamte in wirrem Durcheinander lagen.

Der Schimmel aber jagte über den Exerzierplatz, woſelbſt gerade das ganze Kernerſche Bataillon die „Kniebeuge im Feuergefecht“ übte. Der Adjutant machte einen Verſuch, dem ſchnellfüßigen Achmed nachzuſetzen; noch ehe es ihm jedoch gelungen war, ſeinen ſteifen Vertrauensgaul in Galopp zu bringen, war Achmed auch ſchon verſchwunden.

„Herr Leutnant,“ ſchrie Hauptmann Winter, der auf dem Exerzierplatze das Kommando führte, dem Adjutanten nach, „Herr Leutnant, jagen Sie, was Ihr Pferd zu laufen vermag, nach der Stadt, rufen Sie von der nächſten Telephonſtelle nach dem Rettungswagen und nach einem Arzt, ich werde hier inzwiſchen das weitere veranlaſſen.“

Der Adjutant ritt in kurzem Trabe davon. Hauptmann Winter eilte mit einem Teil der Mannſchaft nach der Stätte des Unglücks. Der Steuerbeamte hatte ſich

bereits erhoben, er war unbeschädigt und mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Schlechter ging es dem Major. Dieser stöhnte vor Schmerzen und vermochte sich nicht zu erheben.

„Winter," sagte er mit gebrochener Stimme zu dem Hauptmann, der sich um ihn bemühte, „Winter, ich fürchte, mir sind sämtliche Rippen entzwei gebrochen, ich werde den heutigen Tag wohl kaum überleben."

Die Soldaten hatten den Major endlich unter den Trümmern hervorgezogen und mit Zuhilfenahme von Mänteln und Röcken weich gebettet. Hauptmann Winter knüpfte seinem gestürzten Freunde den Waffenrock auf und nahm ihm die steife Halsbinde ab; mehr Linderung vermochte er ihm nicht zu verschaffen. Zum Glück war der Rettungswagen rasch zur Stelle. Vorsichtig wurde durch die geschulte Mannschaft der jammernde Major hineingeschoben und nach dem nahe gelegenen Garnisonsspital befördert.

Major Kerner hatte sich die Schulter verrenkt, eine Quetschung des Armgelenkes zugezogen, zwei Rippen gebrochen und am Unterschenkel eine breite Rißwunde davongetragen. Als er nach ungefähr einer Stunde verbunden war, sah der Major genau aus wie ein Wickelkind.

„Mache dir nichts daraus," sagte der Regimentsarzt tröstend, „in längstens drei Wochen bist du so weit hergestellt, daß du wieder eine Badereise antreten kannst, die dich ganz herstellen wird."

In seiner hilflosen Lage hatte der Major hinlänglich Zeit, sich mit dem Gedanken eines längeren Urlaubs und einer daran geknüpften kleinen Badereise vertraut zu machen.

Kerner wußte nur zu gut, daß es ein Urlaub werden würde, von welchem es keine Wiederkehr giebt.

4.

Jan Paklewsky stürzte freudestrahlend in das Zimmer seines Herrn und meldete, daß der Schimmel Achmed wieder im Stalle stehe.

Schüttgenau, nichts Gutes ahnend, begab sich sofort hinunter, um sich von der Wahrheit der Meldung zu überzeugen. Der Schimmel befand sich richtig in seinem Stand, Paklewsky hatte ihm Kopfgestell und Sattel abgenommen und rieb das dampfende Pferd mit einem Strohwisch ab.

„Es muß ein Unglück geschehen sein," sagte der Offizier zu seinem Burschen. „Wie kam der Schimmel nach Hause?"

„Ich stand gerade vor der Stallthür," erzählte Paklewsky, „da sah ich den Achmed in vollem Galopp die Straße heraufkommen, reiterlos. Ich fürchtete, das Pferd werde stürzen, wenn es in zu kurzer Wendung die Stallthür zu erreichen suchte, und stellte mich mit gespreizten Armen hier auf. Dadurch kam der Schimmel, der ganz toll war, zur Besinnung; ich nahm ihn am Zügel, sattelte ab und rieb ihm den Schweiß tüchtig aus den Haaren, dann meldete ich das Vorkommnis dem Herrn Leutnant."

„Das hast du sehr gut gemacht, Paklewsky! Ich bin überhaupt mit dir zufrieden; wie lange hast du denn noch zu dienen?"

„Genau sechs Tage, Herr Leutnant."

„Eigentlich schade," murmelte Schüttgenau für sich. „Der Jan ist ein ganz anstelliger Mensch, man hat es nur nicht verstanden, ihn nach seiner Individualität zu behandeln." Und dann zu Jan gewendet: „Wenn jemand nach mir fragen sollte, so sagst du, daß ich zu Herrn Major Kerner gegangen bin, die Geschichte von Achmed kannst du miterzählen."

Jan lächelte blöde wie gewöhnlich; Schüttgenau ſchnallte ſich den Säbel feſter und ging.

Kerner hatte ſich ſchon etwas erholt, er vermochte bereits zu ſprechen.

„Ach," ſagte er mit matter Stimme, als Schüttgenau eintrat, „ach, du willſt nachſehen, wie es mir geht! Schlecht, lieber Freund, ſehr ſchlecht! Eben war der Oberſt da, er war ungemein milde und gütig. Er empfahl mir, nach meiner Wiederherſtellung einen längeren Urlaub zu nehmen, er werde mein Anſuchen warm befürworten. Als ob ich nicht ſelbſt wüßte, wo hinaus das will! Mit meiner Laufbahn iſt es zu Ende, und wem verdanke ich das? Nur dieſer hölliſchen Beſtie, dem Achmed!"

„Denk dir," verſetzte Schüttgenau, „der Schimmel iſt in meinen Stall zurückgekehrt. Was ſoll ich denn mit dem Pferd anfangen?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Als Penſionär kann ich kein Pferd brauchen. Haſt du keine Luſt, mir den Achmed abzunehmen?"

„Doch," ſagte Schüttgenau, „wenn du nicht zu teuer biſt. Du haſt einmal erwähnt, daß du den Schimmel ſehr hoch im Preiſe hältſt. Was koſtet er denn?"

„Achthundert Gulden, das iſt er unter Brüdern wert."

„Gut," ſagte Schüttgenau, „ich will nicht handeln und dich auch nicht im Preis drücken. Das Geld werde ich dir heute nachmittag ſenden, damit iſt die Angelegenheit erledigt."

Major Kerner war im Grunde ſeines Herzens froh, daß er Achmed los war, Schüttgenau ſeinerſeits war mit dem Handel auch zufrieden, niemand aber war glücklicher über den Kauf als Jan. Er tanzte vor Freude, als ihm der Leutnant die Mitteilung machte, umarmte und küßte den Schimmel und trieb allerlei tolles Zeug. Schüttgenau

mußte anläßlich dieses so urwüchsigen Freudenausbruches unwillkürlich lächeln.

Nachmittags wollte der Leutnant den Achmed reiten, er begab sich nach dem Stall, fand aber den Schimmel nicht vor; Paklewsky war mit Achmed spazieren gegangen. Da es weiter nichts zu thun gab, so ging Schüttgenau ins Café Fischer, dort traf er den Generalstabshauptmann v. Miller.

„Hast du schon von dem Unfall des Majors Kerner gehört?“ frug er diesen.

„Natürlich, die ganze Stadt spricht doch davon. Wie geht es ihm denn?“

„Er ist gräßlich zusammengeschunden, wird wohl kaum wieder Dienst thun können. Den Schimmel habe ich ihm abgekauft, ich glaube, daß unser guter Major kaum mehr Pferde nötig haben wird.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte lächelnd der Generalstäbler. „Dieser Mensch hat mit seinem Sturz ein wahrhaft borstiges Glück gehabt. Der Alte wollte ihn längst pensionieren, sei es so oder so. Nun ist Kerner im Dienst verunglückt, sein guter Stern hat ihn auf den Exerzierplatz getrieben. Er bekommt nicht nur eine höhere Pension, sondern sehr wahrscheinlich zu allem Ueberfluß noch den Oberstleutnantscharakter, eine Charge, die er im Dienst niemals erreicht hätte.“

„So müßte man ihm eigentlich gratulieren,“ lachte Schüttgenau.

„Gewiß, seine militärische Laufbahn hätte er gar nicht glücklicher abschließen können. Aber reden wir von etwas anderem. Weißt du schon, daß für den kommenden Montag große Parade angesagt ist?“

„Nein, davon wußte ich noch nichts. Ich bin dir sehr dankbar, daß du mir davon Mitteilung machst. Ich führe den ersten Zug der ersten Eskadron und besitze

gegenwärtig kein anderes Pferd als den Schimmel und meinen Dienſtgaul; ich werde alſo wohl letzteren reiten müſſen."

„Thue das, Kamerad. Die Beſtie, die heute früh den Major Kerner in den dauernden Ruheſtand geworfen hat, iſt derartig auffallend, daß ſofort aller Augen an ihr hängen. Das iſt immer mißlich, man wird zu ſehr beobachtet. Die Damen werden in Wagen an der Parade teilnehmen, was der ganzen Sache einen beſonderen Schwung giebt. Reite dein Dienſtpferd, die göttliche Hertha könnte ſich ſonſt am Ende anſtatt in den Reiter in den Schimmel vergaffen."

„Du biſt heute ganz beſonders biſſig."

„Fällt mir gar nicht ein, lieber Schüttgenau. Wenn ich dir aber als erprobter und aufrichtiger Freund einen guten Rat erteilen darf, ſo geht dieſer dahin: Plündere bei irgend einem guten Blumenhändler den Laden und ſende zur Frühjahrsparade ein paar prächtige Sträuße an Ihre Excellenz und Fräulein Tochter. Du mußt doch endlich einmal aus dieſer Zwickmühle heraus. Kommen die Damen mit den Blumen zur Parade, ſo bedeutet das für dich offenbar die beſte Hoffnung, erſcheinen ſie ohne Blumen, ſo ſtellſt du den Feldzug ein. Jedenfalls weißt du, woran du biſt."

„Eigentlich haſt du recht," verſetzte Schüttgenau, „ich muß der Sache ein Ende machen. Von Hertha laſſe ich aber nicht, das ſteht bei mir feſt. Iſt der Alte unzugänglich, ſo hänge ich meinen Säbel an die Wand, trete ins Zivil zurück, wodurch ich ſeiner Machtſphäre entrückt bin. Wir haben uns entſchloſſen, ſelbſt gegen den Willen des Vaters zu heiraten; die letzte Begegnung in der Theaterloge hat dieſen Entſchluß gezeitigt."

„Na alſo. Ein Entſchluß iſt auf alle Fälle beſſer als keiner. Ob dies der richtige iſt, darüber läßt ſich reden."

„Weißt du, Miller, mir iſt dieſe Parade im gegenwärtigen Augenblick recht zuwider. Ganz abgeſehen davon, daß ich die Fatalität mit den Pferden habe — eine innere Stimme ſagt mir, daß die kommenden Ereigniſſe nichts weniger als angenehm für mich ſein werden, ich habe ſo eine Ahnung von Unglücksfällen und dergleichen. Ich bin dir dankbar, daß du über mich lachſt."

„Auf Ahnungen halte ich nichts," entgegnete der Hauptmann achſelzuckend.

„Freilich, freilich, es iſt Unſinn," entgegnete Schüttgenau, „das ändert aber an der Sache nichts. Ich wollte, die Parade wäre ſchon vorüber! Am Montag verläßt mich auch mein bisheriger Burſch, der rühmlichſt bekannte Jan Paklewsky, der die ganzen drei Jahre ſeiner Dienſtzeit ſo gut wie gar nichts gethan hat. Mir thut es leid um den Menſchen, er hat ſich bei mir ſehr ordentlich gehalten und mir nie Urſache zur Klage gegeben. Was wird der Unglücksvogel nur im Zivil beginnen?"

„Zerbrich dir nicht über das Schickſal deines Burſchen den Kopf. Das Heer iſt keine philanthropiſche Anſtalt, der Soldat geht uns nur ſo lange etwas an, als er die Uniform anhat. Doch ich muß dich jetzt verlaſſen, ich habe heute noch zu thun und muß morgen vor Sonnenaufgang im Sattel ſein, wir haben eine Brigadeübung."

Die beiden Freunde ſchüttelten ſich die Hände und trennten ſich; erſt bei der großen Parade ſollten ſie ſich wiederſehen.

5.

Der von vielen gefürchtete Paradetag war angebrochen. Schon bei Tagesgrauen wurde es in der Kaſerne lebendig, lange vor der beſtimmten Zeit war das Regiment aufgeſeſſen, die Wachtmeiſter muſterten jeden einzelnen Mann nochmals mit aller Gründlichkeit, dann muſterten ihn die

Subalternoffiziere, dann der Rittmeiſter und dann noch einmal der Major — ſo mußte wohl alles tadellos ſein.

Etwas Gruſeliges hat ſo eine große militäriſche Parade immer an ſich; in der Luft hängt es wie ein drohendes Gewitter, die ganze Atmoſphäre iſt mit Elektrizität geladen. Die Regimenter treffen ſich am Paradeplatz, woſelbſt Generalſtabsoffiziere das Gerippe der Aufſtellung bereits abgeſteckt haben, die Truppen rücken in ihre Stellungen. Richtung, Gliederdiſtanzen werden haarſcharf genommen, in die älteſten und bequemſten Hauptleute fährt plötzlich eine Beweglichkeit, die geradezu unheimlich iſt. Das ohnedies überreiche Regiſter militäriſcher Schelt- und Kraftworte erfährt an Paradetagen ſtets eine weſentliche Bereicherung, kein Menſch iſt vor einem ausgiebigen Rüffel ſicher.

Pünktlichkeit iſt bekanntlich die heiligſte Pflicht des Soldaten, möge dieſer nun Feldmarſchall oder nur gemeiner Infanteriſt ſein. Genau mit dem Glockenſchlag der achten Stunde erſchien eine glänzende Reiterſchar am Horizont, es war der Corpskommandant mit ſeinem Stabe; den Reitern folgten in offenen Landauern die Damen, Hertha hatte einen prächtigen Blumenſtrauß vor ſich liegen.

Der Corpskommandant ritt die Front der Truppen ab, dann gab er den Befehl zum Vorbeimarſch. Die höheren Offiziere nahmen zur linken Seite des Corpskommandanten Aufſtellung, die Damen in ihren Wagen zur rechten.

In elaſtiſchem Gleichſchritt zog zuerſt die Infanterie vorüber, dann folgte die Jägertruppe, die ſich mit ihren hechtgrauen Uniformen und den wallenden Federbüſchen auf den Hüten ſehr gut machte. Nach dieſer raſſelte in Kolonnen, je vier und vier Geſchütze nebeneinander, die Artillerie vorüber, ihr folgte auf fünfzig Schritte Entfernung die Reiterei.

Einer alten Ueberlieferung entsprechend spielt die Musik den Savoyermarsch, sobald die Kavallerie defiliert; seit nahezu drei Jahrhunderten hat sich diese Gewohnheit eingebürgert. Leutnant v. Schüttgenau als Führer des ersten Zuges der ersten Eskadron kam an die Spitze des Regiments zu stehen. Er ritt den arabischen Schimmel und hatte von weitem mit Freuden erkannt, daß Hertha mit dem Blumenstrauß, den er ihr gesendet hatte, erschienen war. Dreißig Schritte vor dem Corpskommandanten gab der Oberst seinem Gaul die Sporen und sprengte im Galopp an die Seite des Generals; Schüttgenau blieb allein an der Spitze des Husarenregimentes, welches im Schritt defilierte.

Kurz vor der Musik wurde Achmed plötzlich unruhig. Das Pferd legte die Ohren zurück, blies die Nüstern auf, um tief Atem zu holen, und schlug mit dem langen prächtigen Schweif seine Flanken. Ohne auf den Willen seines Reiters zu achten, setzte sich der Araber auf die Hinterfüße und begann regelrecht nach dem Takte der Musik zu tanzen.

Schüttgenau war starr. Er glaubte, daß der Schimmel plötzlich wahnsinnig geworden sei, daß eine Art Veitstanz, eine bei europäischen Pferden bisher unbekannte Krankheit, das Pferd ergriffen habe. Aber er war vollkommen machtlos, er befand sich ganz in der Gewalt seines Schimmels, den er nicht einmal zu strafen vermochte. Dem wahnsinnigen Roß die Sporen in die Flanken zu hauen, das ging nicht, das Pferd würde in die vorne marschierende Artillerie hineinstürmen und dort das größte Unglück anrichten; eine Peitsche wird bekanntlich zur Parade nicht mitgenommen, in diesem Falle wäre sie auch ganz wertlos gewesen. Max dachte schon daran, das Pferd durch einen Säbelhieb zu Boden zu strecken, ließ diesen Gedanken aber sofort fallen. Was würde die gefühlvolle Hertha zu einem solchen Akt der Grausamkeit sagen?

Während im Kopfe des Leutnants die Gedanken durcheinanderjagten, tanzte der Schimmel unermüdlich auf den Hinterbeinen höchſt anmutig weiter. Genau nach dem Takt der Muſik ſetzte er die Füße kokett und zierlich nebeneinander und peitſchte mit dem mächtigen Schweif dabei die Flanken. Zuerſt unterdrücktes, dann immer lauter werdendes Gelächter belohnte dieſe bei einer Parade noch nicht dageweſenen Produktionen.

Dem unglücklichen Reiter war jedoch gar nicht lächerlich zu Mute, er hätte viel lieber weinen mögen.

„Herr Oberſt," rief der Corpskommandant, der dieſem merkwürdigen Schauſpiel wortlos zugeſehen hatte, „Herr Oberſt, rufen Sie dieſen ſonderbaren Herrn, der uns da was vortanzt, zu mir herüber."

Der Oberſt winkte Schüttgenau mit dem Säbel heran.

Ohne alle Schwierigkeiten gelang es dem Leutnant, das Pferd zu wenden, vom Tanzen aber brachte er es abſolut nicht ab. Auf den Hinterbeinen kam Achmed voll Grazie direkt auf den Corpskommandanten zu. Der Oberſt lachte, alle Offiziere lachten, ſelbſt Seine Excellenz konnte ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken. Die Damen, als ſie das Pferd in ſolcher Haltung unmittelbar auf ſich zukommen ſahen, gerieten in Schrecken, der ſchönen Hertha entfiel der Blumenſtrauß und rollte gerade auf Achmed zu. Der Schimmel und nicht etwa der gänzlich faſſungsloſe Leutnant bemerkte dieſes Vorkommnis, plötzlich ſtellte Achmed den Tanz ein, ſchritt graziös auf den Strauß zu, erfaßte ihn mit den Zähnen ſorgfältig am Stiel und überreichte ihn der glühend errötenden Hertha, indem er ſich dabei auf die Kniee niederließ.

Schüttgenau ſaß noch immer im Sattel. Ihm war, als ob ein böſer Traum ihn äffe, aus welchem er ſofort erwachen müſſe. Die Stimme Seiner Excellenz brachte

ihn zum Bewußtſein, daß er wirklich wache, daß er durchaus nicht träume.

„Sitzen Sie endlich ab, Herr Leutnant," ſagte der General, „geben Sie den Donnersſchimmel einem Mann zum Halten und kommen Sie nach der Parade zu mir in meine Wohnung."

Schüttgenaus Herz ſchlug wie ein Schmiedehammer, er glaubte, die ſchweren Goldſchnüre ſeines Attilas müßten unter dem Druck der Bruſt zerreißen. Wer hätte dem Schimmel ſo eine Teufelei zumuten können, welcher Satan war in das Tier gefahren? Der ganze herrliche Vorübermarſch war zerſtört, kein Menſch würdigte die ſtramm vorüberreitenden Huſaren auch nur eines Blickes, aller Augen haſteten auf dem vom Teufel beſeſſenen Schimmel. Nach der reizenden Hertha wagte der Leutnant gar nicht auszublicken, er trat zu den Offizieren und drückte ſich möglichſt in den Hintergrund. Ein wilder Trotz war über ihn gekommen, finſter blickte er vor ſich nieder.

„Ich habe die militäriſche Schinderei ohnedem ſatt bis zum Ekel," murmelte er für ſich. „Nach dem heutigen Vorkommnis bin ich ſo gut wie unmöglich geworden, das braucht mir der Corpskommandant gar nicht weiter auseinanderzuſetzen. Ich werde mein Abſchiedsgeſuch einreichen, aufs Land gehen und dort in Ruhe und Frieden meinen Kohl bauen. An Hertha trete ich jetzt offen heran; wenn ich gezwungen bin, Farbe zu bekennen, ſo muß ſie es auch!"

Dieſe und ähnliche Erwägungen beruhigten den jungen Offizier weſentlich. Seinen Kameraden wich er des unausbleiblichen Spottes halber ſorgfältig aus, am wenigſten mochte er dem Oberſten begegnen, er wußte, daß ihn dieſer nicht übel anfauchen werde.

Eine Droſchke brachte den Leutnant nach der Parade

zurück nach der Stadt. Während der Fahrt zerbrach er ſich vergeblich den Kopf über das merkwürdige Beginnen des Schimmels, den er keinen Tag länger in ſeinem Stall dulden wollte.

Endlich näherte ſich der Zeiger der Uhr der elften Stunde. Jetzt war es Zeit, bei dem Corpskommandanten anzutreten. Schüttgenau machte ſich auf den Weg.

„Den Kopf kann es ja nicht koſten," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wenn Hertha ein braves Mädchen iſt, wofür ich alle Urſache habe ſie zu halten, dann nimmt ſie mich als Ziviliſten auch. An meiner Uniform darf ihr Herz nicht hängen. Ich bin eigentlich froh, daß alles ſo gekommen iſt, endlich erhalte ich Klarheit."

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken ſtieg der Leutnant langſam die teppichbelegte Treppe empor, energiſch zog er an der Klingel.

Anſtatt der Ordonnanz öffnete ihm der Kammerdiener die Thür. „Seine Excellenz erwarten den Herrn Leutnant im grünen Salon. Darf ich bitten —" ſagte der Bediente und ſchritt voraus, klopfenden Herzens folgte ihm Schüttgenau.

Im Salon war der General bereits anweſend. Er hatte den Waffenrock aufgeknöpft, ein ſicheres Zeichen für den Leutnant, daß keine dienſtliche, ſondern eine private Auseinanderſetzung folgen werde. Schüttgenau ſchlug die Abſätze zuſammen, eine kurze Verbeugung folgte, dann ſtand er ſtramm aufgerichtet vor dem Corpskommandanten.

Ueber das wetterharte Geſicht des Generals huſchte ein leiſes Lächeln. „Bitte," ſagte er, „nehmen Sie Platz." Damit deutete er auf einen ihm gegenüberſtehenden Armſeſſel.

Der junge Offizier ſetzte ſich, die Sache wurde für ihn immer rätſelhafter.

„Herr Leutnant," begann der General nach kurzer

Pauſe ungewöhnlich milde, „Herr Leutnant v. Schüttgenau, Sie haben heute nicht ganz korrekt gehandelt, Sie haben meine Tochter vor aller Welt geradezu kompromittiert. Welcher Satan hat Ihnen denn dieſen heilloſen Gedanken eingegeben, ſich in ſolcher Weiſe öffentlich zu erklären? Warum kamen Sie nicht einfach zu mir, wie ſich das für einen Offizier ſchickt, und brachten mir Ihr Anliegen vor? War eine ſolche öffentliche Scene notwendig? Sprechen Sie, Herr Leutnant, ich will wiſſen, was Sie dazu bewogen hat, ſolche Kunſtſtücke auszuführen.“

Schüttgenau brachte kein Wort über die Lippen. Er hätte eher den Einſturz des Himmels für möglich gehalten, als daß der General die Tollheit des Schimmels in dieſem Lichte betrachten werde.

„Ich habe gegen Ihre Perſon ja nicht das geringſte einzuwenden,“ fuhr der General, Schüttgenaus Verwirrung bemerkend, fort, „Sie ſind ein tüchtiger Offizier und können es noch zu etwas bringen. Aber ſolche Narrenſtreiche, wie Sie heute auszuführen die Laune hatten, muß ich mir entſchieden verbitten. Eigentlich hätte ich Sie vom Fleck weg in Arreſt ſchicken ſollen, Herr Leutnant.“

In dieſem kritiſchen Augenblick öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers, und Frau v. Röder erſchien auf der Schwelle; dadurch nahm der Auftritt, der hart daran war, trotz ihrer eindringlichen Verwarnung wieder einen dienſtlichen Anſtrich zu erhalten, eine freundlichere Wendung.

Schüttgenau gab der lieben Mama die Verſicherung, daß er Hertha über alles liebe und daß er keinen anderen Wunſch, kein anderes Glück kenne, als das angebetete Mädchen auf den Händen durchs Leben tragen zu dürfen. „Meine Mutter,“ ſchloß er, „billigt meinen Entſchluß, ſie iſt glücklich über die Wahl, welche ich getroffen habe. Hertha wird an ihr eine zweite liebevolle Mama finden.“

Ihre Excellenz nahm dieſe Herzensergießung freundlich auf, der Herr Corpskommandant ſchaute zum Fenſter hinaus und trommelte auf den Scheiben ſein Lieblingsſtück, den alten Grenadiermarſch.

„Der Herr Leutnant hält alſo in aller Form um unſere Hertha an, lieber Mann,“ ſagte die Generalin lächelnd. „Da müſſen wir das Mädchen aber wohl auch erſt noch fragen.“

Hertha wurde herbeigerufen, das Elternpaar verließ den Salon, die Liebenden waren allein.

Weder Max noch ſeine Braut vermochten die Fülle ihres Glückes zu faſſen.

6.

„Das ſoll heute ein Feſttag werden im Regiment,“ ſagte Schüttgenau zu ſich ſelbſt, als er wieder auf der Straße war. „Wer hätte an eine ſolche Löſung, an eine ſolche Fülle des Glückes glauben können!“

Am Franz Joſephs-Platze begegnete Schüttgenau ſeinem Oberſten. Dieſer hielt ihn an. „Sie waren bei Seiner Excellenz?“ fragte der Oberſt kurz.

„Zu Befehl, Herr Oberſt,“ antwortete Schüttgenau.

„Nun und —?“

„Ich habe mich mit der Tochter des Herrn Corpskommandanten verlobt und werde morgen beim Rapport um die Bewilligung zur Heirat nachſuchen.“

Der Oberſt war ſtarr vor Erſtaunen. „So hat Seine Excellenz Sie aus dieſer Urſache heute zu ſich befohlen?“ fragte er.

„Ich glaube das annehmen zu dürfen.“

„Dann kann ich Ihnen alſo gratulieren. Nehmen Sie meine beſten Glückwünſche; ich habe Sie als Offizier immer ſehr hoch geſchätzt, gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen. Es iſt eine Auszeichnung für unſer ganzes Re-

giment, wir können ſtolz darauf ſein, den Schwiegerſohn eines unſerer hervorragendſten Generale als Kameraden zu haben. Ich fürchte nur, daß Sie uns nicht lange erhalten bleiben werden, Seine Excellenz wird Sie jedenfalls zum Adjutanten machen, das iſt ja ſelbſtverſtändlich. Sie werden natürlich auch dieſe verantwortungsvolle Stelle mit Glück ausfüllen."

Die Herren ſchüttelten ſich die Hände, obwohl der Oberſt dem „Paradetänzer" urſprünglich ganz etwas anderes hatte ſchütteln wollen, und trennten ſich ſehr freundſchaftlich. Schüttgenau begab ſich nach ſeiner Wohnung.

Im Vorzimmer wartete ſeiner ein überaus elegant gekleideter Herr. Dieſer war nach der allerneueſten engliſchen Mode gekleidet. Er trug einen langen gelben, bis auf die Erde reichenden Ueberrock, der mit ſchwerer Seide gefüttert war, dazu blaue, unten aufgeſchlagene Beinkleider und ſpitze Lackſchuhe mit ſcharlachroten Strümpfen. Im Auge war ein ſchnurloſes Monocle feſtgeklemmt, die Hände ſteckten in orangegelben Handſchuhen, die ganze Geſtalt war in eine Wolke von Parfüm gehüllt.

Schüttgenau verneigte ſich höflich vor dem Fremden und frug, ob er ihn ſuche.

Der elegante Herr bejahte die Frage des Leutnants. Letzterer ſchloß die Wohnungsthür auf und bat durch eine Handbewegung den Herrn, einzutreten. Dann ſchob er einen Armſeſſel herbei und frug, mit was er dienen könne.

„Iſt es denn möglich," frug der elegante Ziviliſt, „daß der Herr Leutnant mich nicht mehr erkennen ſollten? Es iſt doch erſt wenige Tage her, daß ich das Vergnügen hatte, Sie täglich zu ſehen."

„Es thut mir außerordentlich leid," entgegnete Max, „aber ich erinnere mich Ihrer abſolut nicht. Ich will gerne glauben, daß wir uns in Geſellſchaft öfters getroffen

haben, mein Personengedächtnis ist aber sehr schlecht, ich bitte diesbezüglich um Entschuldigung."

Der Fremde lächelte. „Die Gesellschaft, in der wir uns täglich trafen, Herr v. Schüttgenau, war, was Stand und Name der Mitglieder anbelangt, nicht die vornehmste. Schuster, Schneider, Landstreicher, Zigeuner und so weiter waren darin vertreten — ich bitte, haben Sie die Güte und schauen Sie mich doch ordentlich an, Sie müssen mich erkennen!"

Schüttgenau betrachtete aufmerksam das intelligente, bartlose Gesicht des Fremden. Plötzlich trat er einen Schritt zurück und starrte wie entgeistert den jungen Mann an. „Nein," murmelte er für sich, „nein, es ist nicht möglich! Und doch — Herr des Himmels, Sie sind doch nicht — ja, Sie sind es doch, Sie sind Jan Paklewsky!"

„Gewiß," lächelte dieser, „ich heiße Jan Paklewsky, die Welt aber kennt mich unter dem Namen Tom Balling. Ich bin jetzt erster Clown des Zirkus Salamonsky. Morgen trete ich mein Engagement in Berlin an. Vor meiner Abreise wollte ich Ihnen, Herr Leutnant, danken für Ihre Freundlichkeit mir gegenüber, und dann wollte ich noch —"

Schüttgenau, der langsam seine Fassung wieder gewonnen hatte, unterbrach den Sprecher. „Bitte, Herr Paklewsky" — das „Herr" wollte dem Offizier seinem ehemaligen Burschen gegenüber nicht recht von der Zunge — „bitte, sagen Sie mir, wie ist denn nur eine solche Verwandlung möglich? Ich kann das wirklich nicht begreifen."

„O, das ist sehr einfach," entgegnete lachend der Clown. „Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich den „dummen August" spiele, jenen Allerweltsnarren, den Sie aus der Manege hinlänglich kennen. Ich kam, als man mich zum Militär einzog, zu der Ueberzeugung, daß mir die Fort-

führung meiner Rolle dort außerordentlich nützlich werden könnte; sie verschaffte mir wesentliche Erleichterungen im Dienst, und ich hatte alle Ursache, meine intelligenteren Kameraden zu bedauern. Ich gestehe es Ihnen, Herr Leutnant, daß mich namentlich der arme Wachtmeister Horvat oft recht dauerte. Ich konnte ihm aber leider nicht helfen. Ein Sturz vom Pferde, daß die Reitschulwand kracht, ein Sprung von der Leiter — das sind für mich nur Kleinigkeiten, die ich produzieren konnte, so oft ich nur wollte. Alle Unglücksfälle, die mich während meiner Dienstzeit getroffen haben, sind zu meinem Vorteil ausgeschlagen, ich war wohl der einzige Soldat im ganzen Heer, der wirklich bequem gedient hat. Hätte der Herr Rittmeister geahnt, daß in mir ein vorzüglicher Reiter steckt, daß ich als Pferdedresseur mich eines Weltrufes zu erfreuen habe, ich wäre ausgenützt worden bis auf den letzten Blutstropfen. Das wollte ich vermeiden."

„Herr Paklewsky," sagte Schüttgenau resigniert, „Herr Paklewsky, Sie haben den dummen Kerl nur markiert, wir anderen sind in Wahrheit die dummen Kerle gewesen. Hätte man geahnt, welch blutige Komödie Sie mit uns spielen, es wäre Ihnen schlecht ergangen. Aber da Sie jetzt wieder Zivilist sind und mir vertrauen, will ich Sie nicht verraten."

„Das habe ich von dem Herrn Leutnant als sicher vorausgesetzt," entgegnete Paklewsky. „Sehen Sie, Herr Leutnant, das Pfund, welches wir von der gütigen Vorsehung mit auf den Lebensweg bekommen haben, sollen wir nicht vergraben, sondern damit wuchern. Das habe ich in meiner Weise trotzdem redlich gethan. Ich möchte Sie vor meiner Abreise nur noch fragen, ob Sie nicht geneigt wären, mir den Achmed zu verkaufen."

„Den Achmed wollen Sie? Alle Hagel, jetzt geht mir ein Licht auf! Der Dresseur Tom Balling und der

Schimmel Achmed! — Daher Ihre Liebe zu dieſem Pferd! Tom, Sie haben den Schimmel tanzen gelehrt, Ihnen verdanke ich den Skandal auf der heutigen Parade, geſtehen Sie es nur."

„Ich habe die Fähigkeiten des Schimmels, als wir ihn von Major Kerner übernahmen, ſofort erkannt und ihn allerlei Kunſtſtücke gelehrt. Er tanzt nach dem Takte der Muſik, apportiert Blumenſträuße und parfümierte Sacktücher, er wird es vorausſichtlich in der Kunſt noch weit bringen."

„Sagen Sie mir nur, wann haben Sie denn die Zeit zu dieſem Unterricht gefunden?"

„Ich führte auf Ihren Befehl den Schimmel täglich zwei Stunden ſpazieren. Hinter der Infanteriekaſerne liegt eine verlaſſene bretterne Tenne. Dieſe mietete ich, und dort unterrichtete ich den Schimmel. Im Hofe der Kaſerne übte die Regimentsmuſik, ich hatte alſo gleich die nötige inſtrumentale Begleitung, ich konnte mir wirklich nicht mehr wünſchen."

„Wahrhaftig," murmelte Schüttgenau, „es iſt unglaublich, wie kurzſichtig der Menſch iſt. Das alles geſchah ſozuſagen unter meinen Augen, und ich merkte nichts. Da verliert man das ganze Selbſtvertrauen. Alſo, Herr Paklewsky, Sie wünſchen den Schimmel, ich bin bereit, Ihnen das Pferd zu überlaſſen, doch gebe ich es nicht unter zwölfhundert Gulden ab."

Wortlos zog der Clown aus ſeiner Rocktaſche ein elegantes, mit einem fürſtlichen Wappen geſchmücktes Portefeuille, offenbar ein Geſchenk, blätterte darin herum und legte nach kurzem Suchen einen Tauſendgulden- und zwei Hundertguldenſcheine auf den Tiſch.

„Ich danke Ihnen beſtens," ſagte er zu dem Offizier. „Achmed laſſe ich ſofort durch meinen Diener abholen. Morgen ſind wir beide ſchon in Berlin auf dem Sand."

Schüttgenau und Hertha waren ein glücklich vermähltes Paar, sie befanden sich eben auf der Hochzeitsreise. Die warme Jahreszeit ließ eine Reise nach Italien nicht angenehm erscheinen, die jungen Leute wählten daher den Norden. Bis an die ferne Küste Norwegens sollte die Reise gehen. In Berlin wurde längerer Aufenthalt genommen. Große Plakate verkündeten eine Galavorstellung im Zirkus Salamonsky, Hertha und Max begaben sich dahin. In der Friedrichstraße begegnete ihnen ein eleganter Herr, der überrascht stehen blieb. Es war der ehemalige Major Kerner, der seit Erlangung seines ehrenvollen Abschieds in der deutschen Kaiserstadt lebte.

Das gab ein fröhliches Wiedersehen.

„Weißt du," sagte Kerner zu Schüttgenau, „ich bin dem Schimmel des Sultans eigentlich zu Dank verpflichtet. Ohne jenen Sturz wäre ich kaum nach Berlin gekommen, woselbst ich meine Braut, die Witwe eines ehemaligen Justizrates, kennen gelernt habe. In vier Wochen machen wir Hochzeit, dann treten wir eine längere Reise durch ganz Europa an. Das habe ich mir immer gewünscht."

Schüttgenau und Hertha gratulierten herzlichst. „Siehst du, lieber Freund," sagte Schüttgenau, „dieser türkische Schimmel war ein überaus glücklicher Ehestifter, auch mich und mein liebes Weibchen hat er zusammengebracht. Die Geschichte will ich dir später einmal erzählen."

Oberstleutnant a. D. Kerner ließ sich leicht überreden, mit dem jungen Paar den Abend im Zirkus zu verbringen. Unterwegs trat er in einen Blumenladen und brachte der schönen Hertha einen prächtigen Strauß, worüber diese hocherfreut war.

Im Zirkus nahmen die Herrschaften in der vordersten Reihe Platz, das Haus war bis an die Decke gefüllt. Der Clown Tom Balling zog die Leute in Scharen an.

Digitized by Google

Heute wollte er eine neue Nummer geben, sie hieß: Der „Stern des Orients".

Die Pforten der Manege öffneten sich; herein stürmte ein prächtiger arabischer Schimmel, der wie toll den kleinen Kreis durchjagte. Kerner und Schüttgenau warfen sich einen überraschten Blick zu — kein Zweifel, der „Stern des Orients" war Achmed!

Jan Paklewsky hatte recht behalten; Achmed produzierte die unglaublichsten Kunststücke, das Publikum applaudierte wie toll, man hatte von einem Pferde eine solche Leistung noch nicht gesehen.

Einer plötzlichen Eingebung folgend nahm Schüttgenau plötzlich seiner jungen Frau den Blumenstrauß aus der Hand und schleuderte ihn mitten in die Manege. Nur einen Augenblick schien es, als ob Achmed überlege, dann faßte er mit dem Maul sorgfältig die Blumen an und überreichte diese der errötenden Hertha.

Jan näherte sich überrascht der Gruppe, die nicht in seinem Programme stand, und auf den ersten Blick erkannte er seinen ehemaligen Leutnant. Nur wenige Worte konnte er mit ihm wechseln, sie betrafen eine Zusammenkunft nach der Vorstellung, dann nahm die Produktion ihren weiteren Fortgang.

Der Schimmel des Sultans enthusiasmierte den ganzen Zirkus.

Die elektrische Zentralbahn in London.

Technische Skizze von Otto Häussler.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der ungeheure und stetig wachsende Verkehr unserer Großstädte, besonders der inneren, eigentlichen Geschäftsviertel erfordert zu seiner Bewältigung außerordentliche Mittel. Omnibus, Droschken, Pferdebahn, elektrische Straßenbahnen genügen nicht mehr, und so gelangte man zum Bau von normalgeleisigen Stadteisenbahnen. Aber diese modernen und schnellen Beförderungsmittel stören in stark belebten Straßen den Verkehr nahezu in gleichem Maße, als sie ihn fördern, und so stellte sich denn eine Notwendigkeit heraus, entweder Hoch- oder Tiefbahnen zu bauen.

In beiden ist London, als größte Stadt der Erde, naturgemäß allen übrigen Großstädten vorangegangen. Während für die äußeren Stadtgebiete noch Raum genug für Hochbahnen vorhanden war, konnten für die City, den Stadt- und Geschäftsmittelpunkt, nur Tiefbahnen in Frage kommen, von denen die erste 1868 eröffnet wurde. Diese Londoner Untergrundbahn, welche kolossale Kosten ver-

Anfang der Schachtarbeiten an der Bond Street-Station.

ursachte, war lange eine Art Weltwunder. Sie läuft in Tunneln unter den Häusern im Kreise unter der ganzen inneren Stadt und hat eine Menge Zweiglinien nach den Außendistrikten.

Aber der Verkehr stieg immer mehr, dazu machten sich die mit einer Untergrundbahn verbundenen Uebel: Kellerluft, Rauch, Schwefeldunst, Schmutz und das ohrenbetäubende Geräusch in unangenehmster Weise geltend; allein man wußte keinen Rat. Da trat die Elektrizität als neueste Bewegungsart auf den Plan. Leistet sie bei oberirdischen Bahnen so gute Dienste, warum nicht auch bei unterirdischen? So sagte man sich. Und sofort ging man ans Werk, eine elektrische Tiefbahn zu bauen, die City-South London-Bahn, die eine Verbindung zwischen der City und dem Südwesten der Stadt herstellt. Es wurde diesmal nicht eine bloße Untergrund-, sondern eine richtige Tiefbahn. Die Stationen liegen über 12 Meter unter der Straßenoberfläche, und die Bahn geht in einer Tiefe von 18½ Meter unter der Themse durch.

Die Vorteile dieser Tieflegung der Bahn sind augenfällig. Es ist keinerlei Grundeinlösung, Häuserunterfangung, Umgehung der Gas- und Wasserleitungen und Abzugskanäle nötig, wodurch sich die Baukosten erheblich verringern. Die Eröffnung fand im Dezember 1890 statt. Die Endstationen sind in King William Street (City) und Stockwell; die Länge beträgt 5,7 Kilometer. Außer dem nicht wegzubringenden Geräusch hat diese Bahn keine der oben gekennzeichneten Unannehmlichkeiten der unterirdischen Dampfbahn.

Daher erklärte im März 1892 ein gemeinsamer, zur Beratung der wichtigen Frage eingesetzter Ausschuß der beiden Häuser des englischen Parlamentes den Bau elektrischer Tiefbahnen in der Londoner City für ein dringendes Bedürfnis, und nun wurde der Bau der neuesten,

größten und tiefſten elektriſchen Tiefbahn Londons, der Zentralbahn, in Angriff genommen, die bisher das großartigſte Werk dieſer Art und in techniſcher Beziehung

„Schild“ für die Tunnelbohrung.

vorbildlich iſt. Die Londoner elektriſche Zentralbahn iſt von der britiſchen Thomſon-Houſton-Geſellſchaft im Verein mit der Berliner Union Elektrizitätsgeſellſchaft erbaut und am 27. Juni 1900 feierlich eröffnet worden. Sie verbindet,

von der Bank von England ausgehend, die City mit den verkehrsreichsten westlichen Stadtteilen und dem vornehmsten, hinter dem Hyde Park liegenden Villenviertel. Die Endstation ist Shepherd's Bush, wo auch die Kraftstation liegt. Die Strecke besteht aus zwei nebeneinander

Fertiger Tunnel der Zentralbahn.

her laufenden Tunneln, die von starken Stahlröhren von 3,5 Meter Durchmesser gebildet sind. Sie liegen im Durchschnitt 25 Meter unter der Straßenoberfläche. Der Zugang zu den kleinen Bahnhöfen der Zwischenstationen geschieht von der Straße aus durch Schachte, in denen Treppen und Fahrstühle hinabführen. Die Fahrstühle können gleichzeitig hundert Personen aufnehmen. Jede

Unterirdische Bahnstation beim Holland Park.

Lokomotive besitzt vier Motoren und vermag einen Zug mit 336 Fahrgästen zu befördern. Der Aufenthalt auf den kleinen Stationen beträgt 20 Sekunden, die Züge können einander in Zwischenräumen von 2½ Minuten folgen. In fast gerader Linie durchzieht die elektrische Zentralbahn London, indem sie unter den Hauptverkehrsadern Holborn und Oxford Street dahingeht, die sie in wirksamer Weise entlastet.

Die Schwierigkeiten des Baues waren nicht gering, und viele unserer Leser werden fragen: wie ist es überhaupt möglich, unter dem belebtesten Teil einer Weltstadt eine Bahn zu bauen? Unsere Ingenieure und Techniker verstehen das heutzutage auszuführen ohne jede Störungen des Verkehrs, ja, ohne daß man droben im Straßengebiete etwas merkt, ausgenommen an den Stellen, wo die Stationen hinkommen sollen. Werfen wir, um uns den Hergang klar zu machen, einen kurzen Blick auf die Baugeschichte der Londoner Zentralbahn.

An der Stelle, wo die künftigen Stationen hinkommen sollten, wurden die dort stehenden Häuser angekauft, niedergerissen und an der freien Stelle mit der Austiefung eines Schachtes begonnen, das heißt eines runden Loches von 9 Meter Durchmesser und 25 Meter Tiefe, dessen Wände aus ringförmig zusammengenieteten Eisenblechplatten bestehen. Unsere Abbildung S. 153 zeigt den Schacht der Bond Street-Station in seinen Anfängen. Man gräbt zuerst die Erde 1,20 Meter tief aus; dann wird in das Loch der erste Ring der eisernen Wandung eingesetzt, indem man die einzelnen Stücke an Ort und Stelle aneinander nietet. Ist das geschehen, so hebt man innerhalb des eisernen Ringes wieder 1,20 Meter Grund aus und setzt darauf den zweiten Ring ein, den man mit dem oberen verbindet. So schreitet man immer weiter fort, bis die erforderliche Tiefe erreicht ist.

Nun beginnt das schwerere Stück Arbeit, die Ausbohrung der Tunnel, die im rechten Winkel zu dem Schacht zu erfolgen hat. Nachdem die Richtung genau

Unterirdischer Gang für die Wasserleitungs-Abzugs- und Gasröhren.

festgestellt worden ist, wird der „Schild" aufgestellt, und nun können die Tunnelarbeiter ihr Werk anfangen. Dieser „Schild" oder Schutzrahmen für die Arbeiter ist bei Tunnelbauten überall unerläßlich, wo man nicht im festen Gestein, sondern in weichem Boden bohrt, der nachstürzen

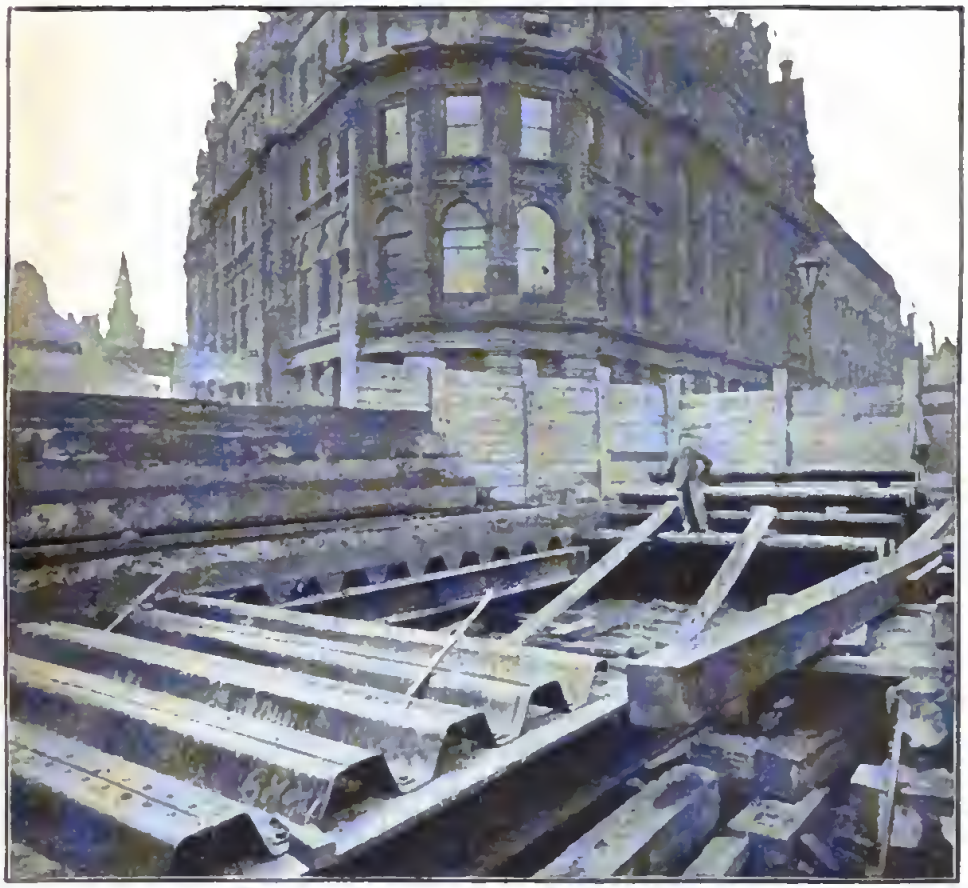
Digitized by Google

würde. Der „Schild“, ein eiserner Rahmen mit verschiedenen Abteilungen für die Arbeiter, wird an den auszugrabenden Boden gestellt und mittels hydraulischer Pressen vorwärts geschoben, während die Arbeiter mit Hacke und Schaufel innerhalb seiner Rundung die Erde entfernen. Der Rahmen schützt sie so lange, bis der Tunnel an dieser Stelle ausgemauert oder anderweitig gesichert ist. Bei der Zentralbahn wurden die beiden Tunnel aus Ringen von Schmiedeeisen hergestellt, die man in dem Maße, wie das Werk fortschritt und die „Schilde“ unter dem Boden vordrangen, aneinander setzte. Die fertigen Tunnel bilden eine durch viele ringförmige Rippen gestützte und verstärkte eiserne Röhre von 3,5 Meter Durchmesser. Es sind zwei, je einer für die Hin- und die Herfahrt, so daß Zusammenstöße zwischen Zügen unmöglich sind. Unten liegen die Schienen, an der Seite laufen die Kabel für den elektrischen Strom.

Ganz ebenso wie die Tunnel wurden die unterirdischen Stationen hergestellt, nur daß man dazu einen viel größeren Schild, nämlich einen solchen von 6,5 Meter Durchmesser, benutzte und die Wände mit weißen, glasierten Ziegeln bekleidete.

Bei weitem das schwierigste und bemerkenswerteste Stück Arbeit aber war der Bau der Haupt- und Endstation an der Bank von England im Mittelpunkt der City. Der Grund und Boden an diesem belebtesten Punkte der Riesenstadt ist unerschwinglich teuer. Anstatt also ein Grundstück zu erwerben, verfiel die Gesellschaft auf folgenden Gedanken. Der große Platz zwischen der Börse (Royal Exchange), dem Mansion House, der Amtswohnung des Lord Mayors, und der Bank von England ist der Brennpunkt des Geschäftsverkehrs der Londoner City, und wer das Leben dort an gewissen Stunden des Tages nicht gesehen hat, macht sich keinen Begriff davon.

Den Platz inmitten des Gewirres von einander kreuzenden Omnibuslinien, Droschken und Privatfuhrwerken zu überschreiten, galt seit lange als lebensgefährlich, und man hatte wiederholt beantragt, unterirdische Gänge anzulegen, damit das Publikum sicher von einer Seite des



Legen des Stahldachs der Hauptstation in der City.

Platzes zur anderen gelangen könne. Die Schwierigkeit und die Kosten hatten die Ausführung stets verhindert.

Diesen Umstand machte sich die Zentralbahngesellschaft zu nutze. Sie erklärte, sie wolle die unterirdischen Fußsteige bauen und sie kostenlos der Stadt übertragen, wenn ihr gestattet werde, mitten unter dem Platze ihre Station anzulegen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Ausführung gereicht beiden Teilen zur Befriedigung.

Aber leicht war die Ausführung nicht. Zwei Hindernisse gab es zu überwinden: die zahlreichen Wasser- und Abzugsröhren, Gasleitungen u. s. w., die dicht unter dem Pflaster in allen Richtungen den Boden durchziehen, mußten verlegt werden, und zwar durfte weder ihre Benutzung unterbrochen, noch der riesige Straßenverkehr erheblich gestört werden.

Beides gelang, und zwar auf folgende Weise. Man grub der Börse gegenüber einen kleinen Schacht aus und trieb dann einen schmalen Stollen dicht unter dem Pflaster hin, nur 1,20 Meter lang und 22 Centimeter breit. In diesen kleinen Stollen schob man ein dickes Brett ein, das fest gegen das Pflaster gekeilt wurde und diesem als Stütze diente. Nun konnte die zweite Schicht ausgehoben werden, und so ging man Schicht für Schicht weiter und tiefer, stützte das Pflaster durch Bretter und Holzbalken und unterhöhlte nach und nach den ganzen Platz, während droben die Wagen dahinrasselten, und die Menschen sich tummelten, ohne zu merken, was dicht unter ihren Füßen vorging.

Die zahlreichen Abzugskanäle, Wasserröhren und Gasleitungen umging man anfangs und stützte sie sorgfältig, bis man einen besonderen Gang gebaut hatte, in dem sie zusammengeleitet und um die Station herumgeführt werden konnten. Dann wurde die Station ebenfalls ausgehöhlt, und es handelte sich nun nur noch darum, an Stelle der die obere Decke stützenden Holzbretter die stählerne Bedachung treten zu lassen. Zu dem Zweck mußte notwendigerweise das Pflaster abgehoben werden, und eine kleine Verkehrsstörung war nicht zu umgehen. Doch gelang es, sie auf das möglichst geringe Maß zu beschränken. Man stellte immer nur ein kleines Stück des Stahldaches zur selben Zeit her, legte dann sofort das Pflaster wieder darüber und gab die Stelle dem Verkehr frei, während

man die dicht daneben gelegene absperrte. Es dauerte drei Monate, bis das Stahldach fertig war.

Man kann von allen Seiten zu dieser unterirdischen Hauptstation hinabgelangen, und zwar vermittelst der unterirdischen Fußsteige. Zwei Eingänge sind bei der Börse, zwei am Mansion House-Platz und Princes Street, einer bei Walbrook und der Ecke der Poultry. Die Stadt-Hauptstation hat natürlich nur Bureaus, Schalter, Warteräume, während die Wagenschuppen, Reparaturwerkstätten u. s. w., sowie die elektrische Kraftanlage sich über der Erde an der Endstation Shepherd's Bush befinden. Die kleinen unterirdischen Zwischenstationen liegen in Abständen von je 700 bis 800 Meter voneinander und heißen: Holland Park, Notting Hill Gate, Queens Road, Lancaster Gate, Marble Arch, Bond Street, Oxford Circus, Tottenham

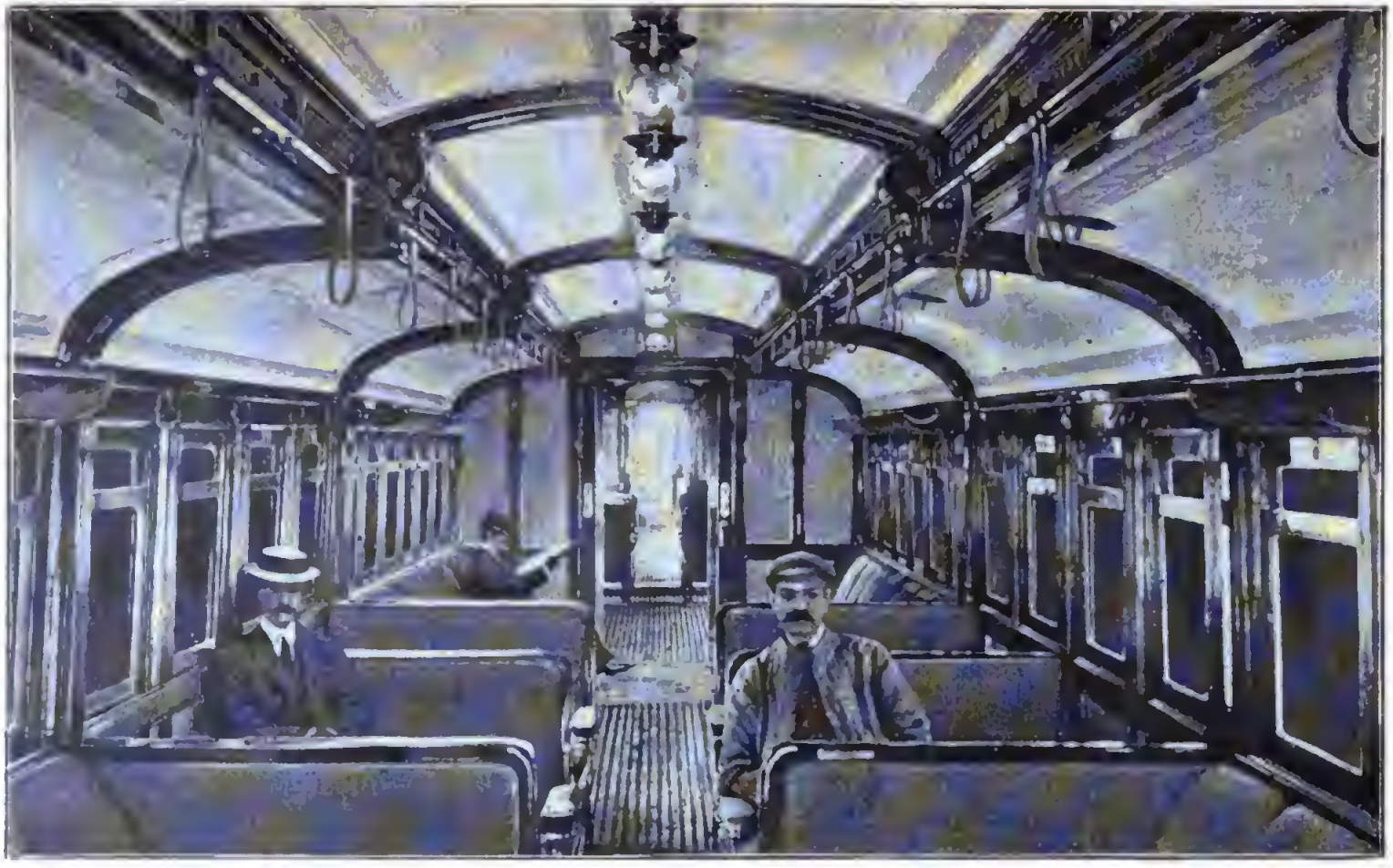
Vollständiger Zug der elektrischen Zentralbahn.

Court Road, British Museum, Chancery Lane und Generalpostamt.

Die elektrische Kraftanlage in Shepherd's Bush erzeugt einen Strom von 5000 Volt, der durch Kabel die Tunnel entlang geleitet wird. Da man aber einen Strom von solcher Stärke nicht direkt für die Bewegung der Züge gebrauchen kann, so sind an drei Stellen der Linie kleine elektrische Stationen eingerichtet, in denen durch besondere Maschinen der Strom in solchen von 500 Volt Spannung umgewandelt und der auf unserem Tunnelbild S. 156 deutlich sichtbaren Mittelschiene zugeleitet wird. Von dieser erhält ihn die elektrische Lokomotive während der Fahrt mittels eines Kontaktschuhes.

Die elektrischen Lokomotiven wiegen rund 45 Tonnen und haben vier Motoren, von denen aber drei zur Fortbewegung genügen, falls einer versagen sollte. Die Wagen sind nach dem amerikanischen Durchgangssystem gebaut und mit bequemen Polstersitzen versehen, die teils quer, teils langseits angeordnet sind. Jeder Wagen hat 48 Sitzplätze. Da eine Lokomotive sieben Wagen ziehen kann, so können gleichzeitig stets 336 Personen befördert werden. Die Fahrzeit von der Bank von England bis Shepherd's Bush beträgt 25 Minuten, das heißt genau die Hälfte der Zeit, die ein Omnibus für die gleiche Strecke braucht.

Da, wie schon erwähnt, zwei Tunnel vorhanden sind, einer für die Hinfahrt nach der City, der andere für die Rückfahrt, so können Zusammenstöße nicht vorkommen, und ein äußerst genaues Signalsystem sorgt dafür, daß auch ein Auflaufen zweier Züge derselben Linie unmöglich gemacht wird. Sollte etwa der Lokomotive ein Unfall begegnen und der Zug zwischen zwei Stationen stecken bleiben, so können die Passagiere aussteigen und auf dem ebenfalls auf unserem Tunnelbilde sichtbaren, zwischen den Schienen



Inneres eines Personenwagens der elektrischen Zentralbahn.

befindlichen Bretterſtege leicht bis zur nächſten Station zu Fuß gelangen.

Die Londoner elektriſche Zentralbahn iſt alſo nicht nur das neueſte, ſondern auch eines der bequemſten und ohne Zweifel ſicherſten Beförderungsmittel. Da die Temperatur infolge der tiefen Lage der Tunnel faſt das ganze Jahr hindurch äußerſt gleichmäßig iſt, nämlich etwa 16 Grad Celſius, ſo hat man auch noch die Annehmlichkeit, es im Sommer während der Fahrt herrlich kühl, im Winter hübſch warm zu finden, ein Vorzug, der ſich auf oberirdiſchen Bahnen bisher bekanntlich nicht im entfernteſten erreichen ließ, ſo daß auch in dieſer Hinſicht die elektriſche Tiefbahn alle anderen Verkehrsmittel ſchlägt.

Die Bewältigung des Verkehrs in den Geſchäftsmittelpunkten der Weltſtädte iſt durch die bisherigen Mittel — oberirdiſche Straßenbahnen, Omnibus, Droſchken — anerkanntermaßen nicht mehr zu erreichen. Die Hochbahnen machen ſich durch ihr Geräuſch den Bewohnern der Straßen, durch die ſie führen, äußerſt läſtig. Es ſcheint daher, daß den Tiefbahnen, und zwar den elektriſchen, die Aufgabe zufallen wird, dieſen Uebelſtänden abzuhelfen.

Deutschlands Bollwerk in der Nordsee.

Ein Besuch auf Helgoland. Von Hans Scharwerker.

Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Ungefähr elf Jahre sind verflossen, seitdem ein Stück verlorener deutscher Erde, die kleine Nordseeinsel Helgoland, durch Vertrag mit England dem Deutschen Reiche wiedergegeben wurde. Am 10. August 1890 erschien Kaiser Wilhelm II. mit der Jacht „Hohenzollern" und dem Nordseegeschwader und nahm selbst Besitz von dem Eiland, das tags zuvor der englische Gouverneur verlassen hatte. Jubelnd erklang auf dem sturmumtosten Oberland das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles", das Hoffmann von Fallersleben einst auf Helgoland gedichtet hatte, und die Kanonen der Kriegsschiffe gaben dazu ihren dröhnenden Salut ab. Jetzt bezeichnet ein Denkstein die Stelle, auf der die Besitzergreifung stattfand, die rote Klippe ist durch zweckentsprechende Befestigungen zu einem Vorwerk deutscher Macht in der Nordsee geworden, zu einem Stützpunkt unserer Flotte, zu einem Bollwerk gegen jeden Feind, der unsere Küsten blockieren will, und es ist

Die Insel Helgola

us der Vogelschau.

Digitized by Google

nicht zu befürchten, daß uns die alte Frieſeninſel wieder entriſſen werden könne, auf der mit uns einmal einen Beſuch zu machen wir heute unſere Leſer einladen.

Wenn man mit einem der zwiſchen Hamburg und Helgoland regelmäßig verkehrenden Dampfer die Elbe hinuntergefahren iſt bis zu ihrer Mündung und dann von Kuxhaven aus nordweſtlich ins Meer hinausſteuert, ſo kommt man alsbald an der Inſel Neuwerk mit ihrem charakteriſtiſchen Leuchtturm, an der langgeſtreckten Sandbank Schaarhörn mit ihrer wunderlich geformten Baake und den letzten Feuerſchiffen vorüber in offenes Waſſer. Die niedrigen Geſtade des Feſtlandes verſchwinden, die graugelben Wogen der Nordſee umgeben rings das Schiff, als übler Gaſt ſtellt bei den meiſten Fahrgäſten die Seekrankheit ſich ein, und ſehnſüchtig ſchaut alles nach vorn, wo das Ziel, die Inſel Helgoland, erſcheinen muß. Von der Roten Klippe hat jedermann gehört, aber nicht in grellem roten Farbentone, wie auf den Anſichtspoſtkarten, ſondern als graues, kleines, mauerähnliches Gebilde ſteigt endlich die Inſel aus den Waſſern empor. Raſch wächſt ſie in die Höhe und Breite, und wenn wir nahe genug herangekommen ſind, wenn wohl gar von Weſten her die Sonne ſie beſtrahlt, ſo iſt allerdings der Eindruck, den ſie auf den Beſchauer macht, ebenſo eigenartig als imponierend. Schon aus der Ferne trennt ſich deutlich von dem hohen, ſteilen Südabfall des Oberlandes ein einzelner, mächtiger Felſen ab, der Mönch, der neben der Inſel im Meere ſteht. Nun gewahren wir auch zur Rechten in einiger Entfernung von ihr einen ſchmalen Streifen, der immer mehr anwächſt, bis wir die kleine Düne mit ihren niedrigen Sandhügeln und ihren Pavillons deutlich erkennen. Auch der Felſen liegt nun dicht vor dem Bug unſeres Schiffes. Auf der geraden Südkante des Oberlandes unterſcheiden wir die Häuſer mit der Kirche, den

Die Reede zwischen Düne und Unterland.

runden Leuchtturm, ja sogar die Brüstung neben der Treppe und den Aufzug, die vom Unterland, einem breiten Vorstrand, zum Oberland hinaufführen. Die Farbe des Eilands, die aus der Ferne eintönig grau erschien, zeigt sich jetzt als ein lebhaftes Rotbraun, das von schräglaufenden hellen Streifen durchsetzt ist und zu dem der grüne Saum des Oberlandes und das helle Weiß der Düne einen anmutigen Gegensatz bilden. Und nun begreifen wir auch die Wahrheit des alten Spruches, der die Flagge von Helgoland folgendermaßen erklärt:

Grün ist das Land,
Rot ist die Kant,
Weiß ist der Sand,
Das sind die Farben von Helgoland.

Kaum ist das Schiff auf der Reede zwischen Unterland und Düne vor Anker gegangen, so naht sich schon eine Anzahl offener vierruderiger Boote, in denen die Passagiere ausgeschifft und zur Landungsbrücke gebracht werden.

Wenn man festen Boden betritt, befindet man sich im Unterlande, dem kleinen sandigen, dicht mit Häusern besetzten Vorstrand. Rechts und links von der Landungsbrücke erheben sich zwei neue, schon durch ihre Größe vor den Wohnungen der Eingeborenen auffallende Bauten. Das eine ist die gut eingerichtete Bade- und Schwimmanstalt, das andere das neue Konversationshaus, der Mittelpunkt des Badelebens. Es enthält außer einigen Fremdenzimmern alle erforderlichen gemeinschaftlichen Räume, Musik-, Lese-, Billardzimmer, eine große Glasveranda nach dem Meere zu und einen schönen Ballsaal. Auch das neue Postgebäude befindet sich auf dem Unterlande, sowie das Theater, die Biologische Station zur Erforschung des Tier- und Pflanzenlebens der Nordsee, das Nordseemuseum (im alten Konversationshause), die Apotheke und zahlreiche Restaurants und Bäder. Die übrigen kleinen

Häuser der Helgoländer Schiffer und Fischer sind alle zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, und man erblickt sogar in den Straßen und am Fuß des Oberlandes einzelne Bäume, Ulmen und Linden, die hier im Schutz der Felswand ein freilich etwas kümmerliches Dasein fristen.

Von der Landungsbrücke führt uns die Kaiserstraße gerade auf die große Treppe zu, welche den einzigen Aufgang zum Oberlande bildet; daneben ist noch ein mechanischer Fahrstuhl vorhanden, der bequeme Leute mühelos auf die Felsplatte des Oberlandes befördert. Wir steigen nun gemächlich die Treppe von 190 Stufen, auf deren mittlerem Absatz eine Bank zum Ausruhen steht, empor und gehen die Straße am Südoststrande der Klippe, den Falm, entlang bis zur Südspitze, dem Sathurn. Auf diesem Wege haben wir einen herrlichen Ausblick auf das Meer, die Insel und die durch einen 1200 Meter breiten Streifen blauen Wassers von ihr getrennte Düne. Tief drunten branden die Wogen am Fuße der fast senkrecht abstürzenden

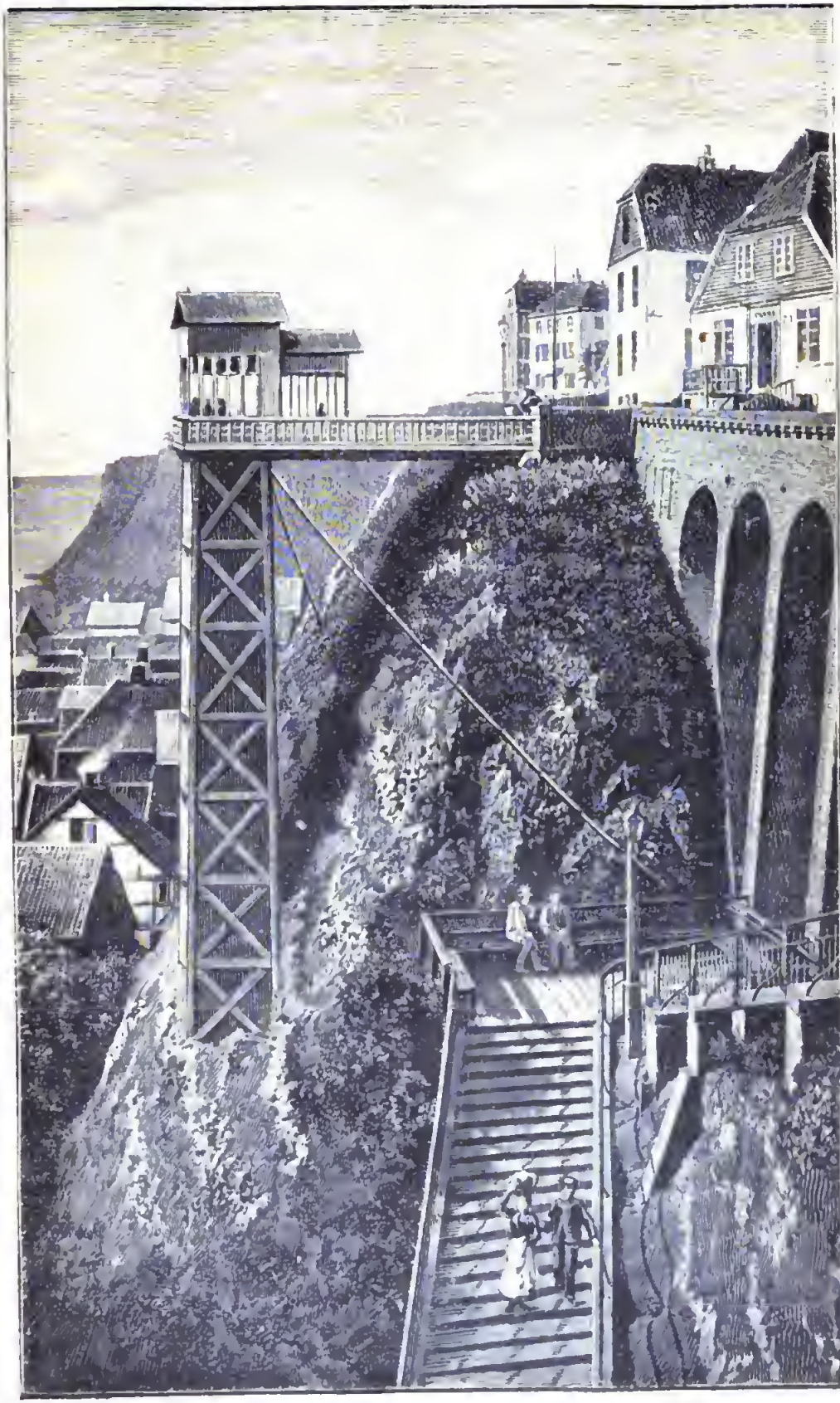
Blick auf Helgoland von der Düne aus.

Felsmauern, die im Weſten 53 Meter Höhe erreichen und gegen Oſten zu ſich allmählich abdachen. Unmittelbar unter uns ſteht der Mönch, ein gewaltiger Felskegel, der an ſeinem Fuße mit dem Sathurn zuſammengewachſen ſcheint. Bereits verwittert und angenagt, trotzt er doch noch machtvoll den Wogen.

Von hier an wendet ſich die zerriſſene Küſte nach Nordweſt, und wir wandern an ihrem Saum entlang. Die Länge Helgolands beträgt nur 1600 Meter, die Breite an der Südkante gar nur 500 Meter und nimmt nach der Nordſpitze, dem Nathurn, zu beſtändig ab; der ganze Flächeninhalt erreicht noch nicht einen halben Quadratkilometer, und die Wanderung um die Inſel iſt daher nur ein Spaziergang. Vor dem Nathurn ſteht ein ähnlicher Felskegel wie der Mönch; er wird Hengſt genannt, obwohl er mit einem ſolchen Tiere nicht die geringſte Aehnlichkeit hat. Aber der Phantaſie ſind bekanntlich keine Schranken geſetzt.

An der Nordſpitze umkehrend, gelangen wir an die ſtillere Oſtſeite der Inſel. Auch hier ſtürzt die Rote Klippe jäh zum Meere ab, aber ſie iſt weniger zerriſſen und ausgenagt, da ihr Fuß nur von ſchwacher Brandung beſpült wird. Der faſt ausſchließlich herrſchende Weſtwind treibt die Wellen gegen die andere Seite.

Schauen wir von der Nordoſtſpitze zur Ebbezeit nach der Düne hinüber, ſo ſehen wir eine Reihe niedriger ſchwarzer Klippen. Es ſind die Reſte ſtattlicher Felſen, welche vor noch nicht allzu langer Zeit die Düne, die mit der Inſel zuſammenhing, vor der Wut des Meeres ſchützten. Ein Teil davon, die Weiße Klippe, lieferte Gips, den die Helgoländer nach Hamburg verfrachteten. Dadurch wurde die Felswand an dieſer Stelle allmählich ſo geſchwächt, daß im Jahre 1711 eine ſchwere Sturmflut die Weiße Klippe durchbrach. Weitere Sturmfluten vollendeten



Treppe und Fahrstuhl zum Oberland.

Digitized by Google

die Zerſtörung. Die Klippen ſind nach und nach bis auf den Spiegel der Ebbe abgetragen, und die Düne iſt ein ſelbſtändiges, ſtetig kleiner werdendes Eiland geworden. Noch im Jahre 1866 nahm ſie ſich ganz ſtattlich aus. Aber jede folgende Sturmflut riß mehr von ihr fort, bis ſie auf ihre gegenwärtige Größe zuſammengeſchrumpft iſt.

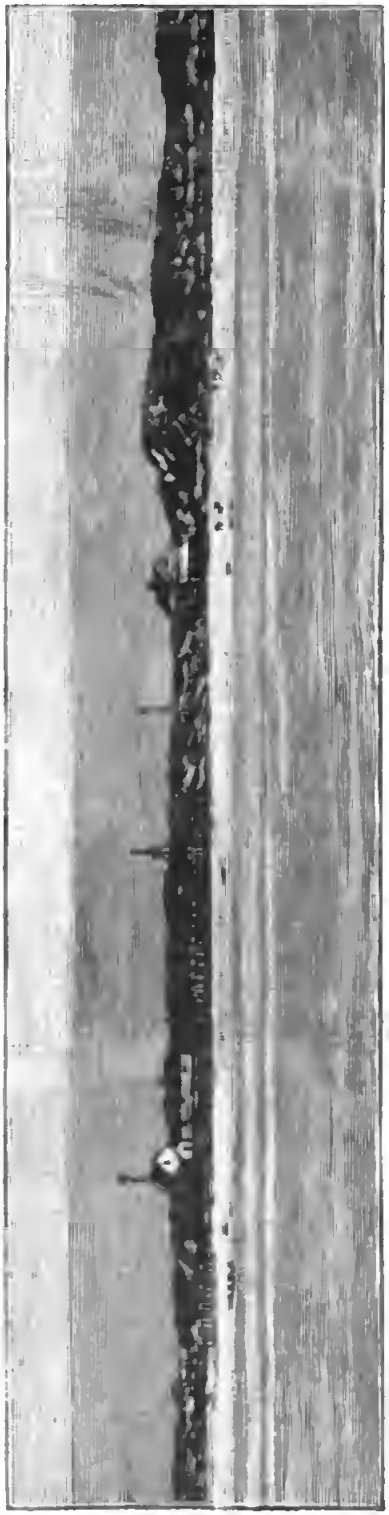
Zur Ebbezeit kann man auch unten am Fuß der Roten Klippe einen Rundgang um die Inſel machen, da dann ein ſchmaler, von losgebröckelten Felstrümmern gebildeter Küſtenſaum freiliegt. Der Weg iſt aber beſchwerlich, auch wegen des von oben ſtetig drohenden Steinfalls nicht unbedenklich, und man ſollte ihn nur in Begleitung eines Helgoländers unternehmen.

Doch wir befinden uns ja gegenwärtig noch auf dem Oberland. Schauen wir uns dort um, indem wir uns etwa in der Mitte desſelben aufſtellen, ſo ſehen wir eine grüne, mit Gras, Klee, Gerſten- und Kartoffeläckern beſtandene Fläche. Die Oſtecke nimmt der Ort mit der Kirche ein; ſüdlich davon ragt der Leuchtturm empor. Sonſt gewahrt man nur noch hie und da die Kuppel eines Panzerturms, neu aufgeführte Bauten des Feſtungswerkes, Kranen und Kanonen, Zäune, die dieſe Bezirke abſchließen, und Tafeln, die vor dem Betreten des zur Feſtung Helgoland gehörigen Gebietes warnen. Der Spaziergang auf der berühmten Kartoffelallee, die von Süden nach Norden das Oberland durchzieht, wird übrigens durch die militäriſchen Anlagen ſo wenig gehindert, als das Betreten der Ausſichtspunkte an der Kante. Die Stadt auf dem Oberland hat etwa 380 Häuſer, die auf dem Unterland 140.

Dieſes ewig von den Wogen und Winden der Nordſee umbrauſte Stückchen Erde bewohnen gegen 2100 Menſchen, kerndeutſche Angehörige des kräftigen, wetterharten frieſiſchen Volksſtammes. Die Helgoländer ſprechen frieſiſch mit-

einander, aber die Sprache von Schule und Kirche iſt deutſch und iſt es auch unter der ſeit dem Jahre 1807 beſtandenen engliſchen Herrſchaft geblieben.

Als mutige Schiffer, Fiſcher und Lotſen ſuchen die Männer ihresgleichen. Es ſind hohe, kräftige Geſtalten, mit gebräunten Geſichtern und ſcharf ausgemeißelten Zügen; ihr Weſen iſt äußerſt wortkarg und ruhig, erſt im Augenblick der Gefahr lernt man ſie recht kennen und ſchätzen. Der ſtetige Aufenthalt in der friſchen Seeluft und der Kampf mit den Elementen hat ihre Nerven und Muskeln geſtählt, ihre Thatkraft entwickelt. Wenn man ſie ſo halbe und ganze Tage lang unthätig droben an der Brüſtung des Falms lehnen, ihre kurzen Pfeifen rauchen, aufs Meer hinausſchauen und in langen Pauſen ein paar Worte wechſeln ſieht, ſo ahnt man nicht, was in ihnen ſteckt. Erſt wenn es auf den Fiſchfang hinausgeht, ein Schiff um einen Lotſen ſignaliſiert oder gar in Sturm und Wetter nach Hilfe verlangt, wenn dann alles zu den Booten eilt, und an Stelle träger Ruhe die anſtrengendſte Thätigkeit tritt, bei der nicht nur alle Kräfte



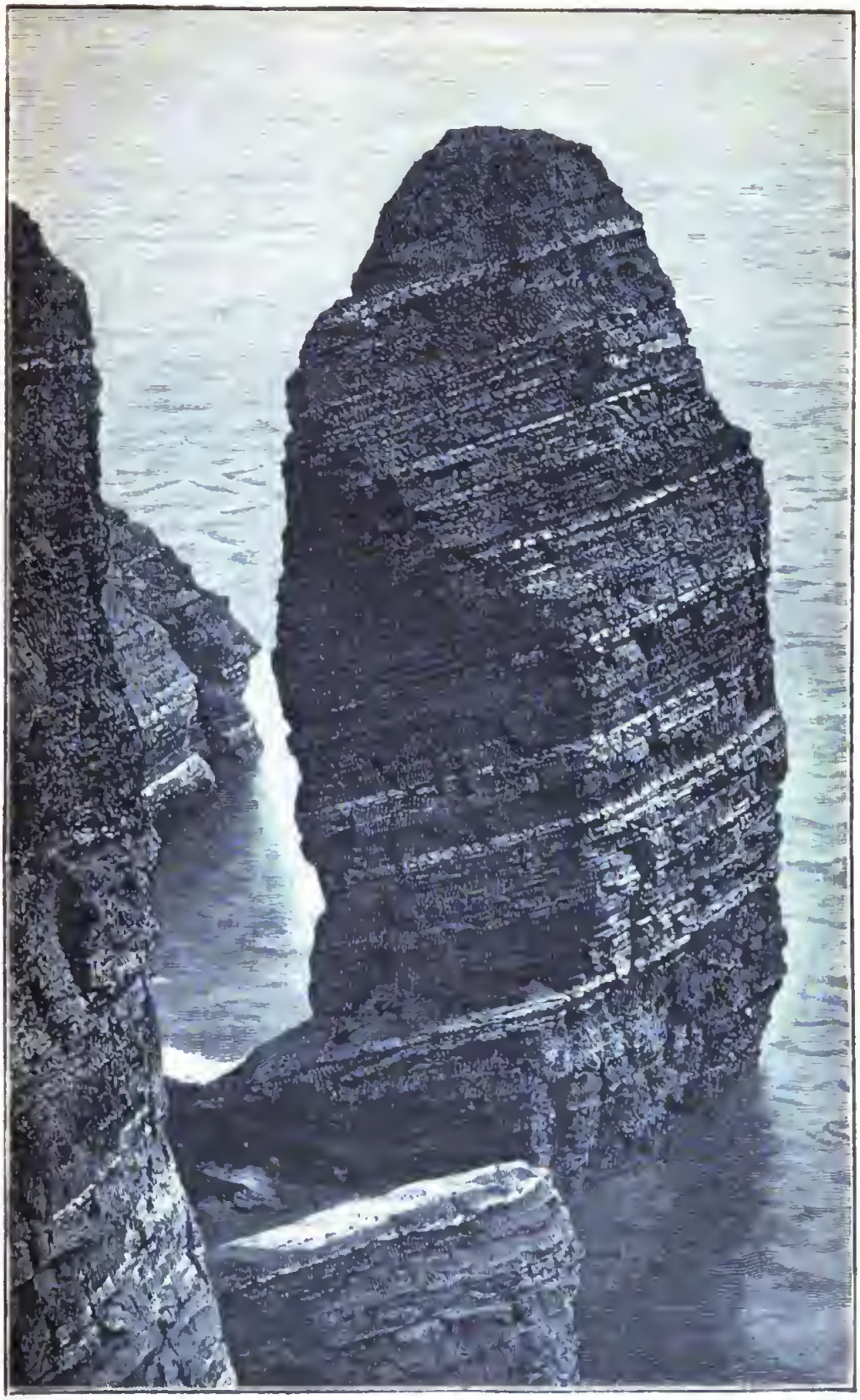
Die Helgoländer Düne im Jahre 1806.

angeſpannt, ſondern oft genug auch Leib und Leben gewagt werden, dann zeigt ſich der Helgoländer von ſeiner Glanzſeite.

Die Frauen, obwohl anmutig und oft hübſch, ſind gegenüber den Männern auffallend klein und zart. Auch altern ſie früh. Alle Haus- und Feldarbeit, dazu das Stricken und Ausbeſſern der Netze, das Heraufſchaffen des Fanges aus den Booten u. ſ. w. ruht auf ihnen. Sobald der Helgoländer ſeinen Fuß auf den Boden ſetzt, rührt er nichts mehr an, die Frauen müſſen alles machen. Daher ſind ſie ſtark überarbeitet und verbrauchen ſich früh.

Helgoland iſt aber nicht nur ſeit 1890 ein ſtarkes maritimes Bollwerk, ein Meeresfort, und eine Schiffer- und Lotſeninſel, ſondern vor allem eines der herrlichſten und beſuchteſten deutſchen Seebäder, von ſo ausgeſprochener Eigenart wie kein anderes. 56 Kilometer von dem nächſten Punkte Schleswigs (Eiderſtedt) und 58 Kilometer von Kuxhaven entfernt, wird es von allen Seiten von der reinſten Seeluft umſpült, und ſchwüle Landwinde, wie ſie auf Sylt, Norderney oder Borkum öfters wehen, kennt man dort nicht. Der Wind mag kommen, woher er will, es mag ſtilles oder ſtürmiſches, ſonniges oder bedecktes Wetter, trocken oder regneriſch ſein — ſtets iſt man von reinſter, bazillenfreier, etwas ſcharfer Luft umſpült, und dieſes ſtetige Luftbad iſt ohne Zweifel eines der anregendſten und wirkſamſten Kur- und Kräftigungsmittel für den abgehetzten oder verhockten Städter, der ſich zur Erholung auf ein paar Wochen nach Helgoland flüchtet. Für ſtark angegriffene Konſtitutionen, die Seebäder gar nicht vertragen, iſt es allein genügend, eine lebhafte Anregung des Stoffwechſels und eine Umſtimmung der Lebensthätigkeit im günſtigen Sinne zu bewirken.

Die Seebäder werden bei gutem Wetter auf der Düne, bei ſchlechtem, wenn die Ueberfahrt nicht möglich iſt, im



Der Mönch.

neuen Badehauſe auf dem Unterland genommen. — Dieſe tägliche Dünenfahrt iſt für manche Leute eine Unannehmlichkeit, für die meiſten ein eigenartiger Reiz des Helgoländer Badelebens mehr. Die ſicheren, 14 bis 15 Perſonen faſſenden Fährboote, von den Einheimiſchen gerudert, bringen die Gäſte in 10 bis 50 Minuten — je nach dem Wetter — zum Badeſtrand auf der Düne. Auch eine Dampfbarkaſſe iſt jetzt vorhanden. Nach dem Bade erfriſcht man ſich im Frühſtückspavillon, lagert in der Sonne im warmen weißen Sande, promeniert und kehrt nach Belieben wieder zurück. Die Badeeinrichtungen ſind vortrefflich, ſie ſind aber auch die Haupteinnahmequelle der Einwohner Helgolands, und das Entſetzen war nicht gering, als Sturmfluten vor einigen Jahren an der Düne die ſchwerſten Verwüſtungen anrichteten und den nahen Untergang dieſes kleinen und doch ſo koſtbaren Sandſtreifens als nahe bevorſtehend erſcheinen ließen.

Dieſe Befürchtungen waren glücklicherweiſe übertrieben. Die preußiſche Regierung griff ſofort mit Energie ein. Sie verwendete die bis dahin bei den Feſtungsbauten beſchäftigten Arbeiter dazu, den Schaden nach Möglichkeit auszubeſſern und neuem durch Errichtung künſtlicher Dünenhügel an Stelle der weggeſchwemmten und Anlegung von Schutzbauten vorzubeugen. Es wurden nämlich von der Düne aus weit ins Meer Buhnen gebaut, beſtehend aus Reiſigbündeln, die durch Draht miteinander verbunden und mit Steinen beſchwert ſind. Zwiſchen ihnen fängt ſich der vom Winde verwehte und von den Wellen herangeſpülte Sand, der dann durch Anpflanzung von Strandgräſern und Dünenpflanzen befeſtigt wird. So iſt ſeither die Düne zur größten Freude der Helgoländer ſchon wieder etwas gewachſen, und die Schutzbauten haben ſich auch gegenüber der jüngſten großen Sturmflut im Winter 1901 bewährt.

Den größten Teil des Tages bringen die Badegäste, auch jene, die im Oberland wohnen, im Unterland im neuen Konversationshaus, in den sonstigen Restaurants oder am Strande zu. Man plaudert, hört der Kurmusik zu, schaut nach den Segelbooten oder vorüberfahrenden Schiffen, macht selbst im Segelboot einen Ausflug aufs Meer oder eine Rundfahrt um die Insel — kurz, schlägt seine Zeit im wesentlichen auf dieselbe Weise tot wie in

Auf dem Oberland.

anderen Seebädern auch. Wenn aber ein Passagierdampfer naht, dann strömt alles zur Landungsbrücke und bildet Spalier. Durch diese „Lästerallee" müssen die neuanlangenden, zum Teil von der Seekrankheit noch deutliche Spuren in Gesicht und Haltung aufweisenden Besucher passieren, und es fallen rechts und links allerlei spöttische Bemerkungen, die von den armen Opfern meist stumm und resigniert ertragen werden. Am nächsten Tage sieht man letztere dann schon, angethan mit der weißen Helgoländer Mütze, als zünftige Badegäste ebenfalls an

der Landungsbrücke ſtehen und für die erlittene Pein Rache an den diesmal anlangenden Unglücklichen nehmen.

Gegen Abend verſammeln ſich die Naturſchwärmer auf dem Oberland an der roten Kant, um den Sonnenuntergang zu betrachten, der ſtets ein intereſſantes, oft ein unbeſchreiblich ſchönes und erhabenes Schauſpiel iſt. Welche Farben, welche Lichtwirkungen, keinem Pinſel erreichbar, entwickeln ſich da! Und dazu als einzige Muſik das Rau-

Weſtküſte bei Flut.

ſchen und Donnern der Brandung drunten am Fuß der Klippen und das Sauſen des ewig wehenden Windes. Man kann ſich hier an einſamer Stelle, im Anblick des bis zum weiten Horizonte reichenden Meeres und der tiefen, von Menſchenlauten nicht geſtörten Stille, auf eine weltenferne Inſel verſetzt wähnen, und die tiefe Ruhe dieſes Bildes teilt ſich auch dem Gemüt des nervöſen, ſorgengeplagten Städters mit und läßt ihn für kurze Zeit aufatmen vom Druck aller der Kulturplagen, die die moderne Zeit in immer raſcherer Folge auf uns häuft.

Die Zahl der Beſucher ſteigt denn auch von Jahr zu Jahr. Ein Modebad zwar wird Helgoland — glücklicherweiſe — nie werden, dazu fehlt unter anderen Vorbedingungen der Raum für alle die Veranſtaltungen, die in Modebädern zum Vergnügen der gelangweilten Reichen getroffen ſind; aber ein deſto köſtlicherer Ort für müde Menſchen iſt es und wird es bleiben noch auf lange Zeit hinaus. Wohl haben Gelehrte berechnet, daß die Rote Klippe nur noch etwa 600 Jahre dem Andrang der Wogen ſtandhalten wird, aber das genügt ja zunächſt, und der Gedanke an die Vergänglichkeit der eigenartigen Nordſeeinſel wird daher keinem der dort Weilenden den Genuß der Gegenwart trüben.

Die Helgoländer Düne nach der Sturmflut vom 23. Dezember 1894.

Viele prophetiſch veranlagte Leute fürchteten von dem Uebergang Helgolands in deutſchen Beſitz allerlei Nachteile, beſonders eine Beeinträchtigung des Seebades durch den Bau der Feſtungswerke. Das Gegenteil iſt eingetreten. Die Inſel hat in jeder Beziehung durch die Fürſorge der preußiſchen Regierung gewonnen, und der Fremde findet jetzt dort geordnetere Verhältniſſe, mehr

Bequemlichkeit und beſſere Einrichtungen als je vorher. Und wenn einmal wieder Deutſchland mit einer fremden Macht einen Exiſtenzkampf auszufechten haben wird, dann wird ſich hoffentlich auch zeigen, daß die kleine Inſel als Bollwerk in der Nordſee den auf ihre Erwerbung und Erhaltung verwendeten Preis wert iſt.

Erwacht.

Novelle von Otto Behrend.

(Nachdruck verboten.)

„Du haſt mich ja heute wirklich geküßt, Max.“

„Ja gewiß. Darf ich das denn etwa nicht?“ Leutnant Gronich lächelte, ſeinen blonden Schnurrbart drehend, und ſah ſeine kleine Braut ſchelmiſch an. „Wir ſind doch verlobt, dächte ich.“

„Ja, Max, und bei den Proben jetzt habe ich ja auch nichts dagegen, da ſieht es ja nur der Onkel Major, und da ſchäme ich mich nicht — wenigſtens nicht ſo ſehr,“ verſetzte Ella Hellinghaus. „Aber bei den großen Proben und der Aufführung vor den vielen Menſchen darfſt du es nicht thun.“

„Ich bitte dich, Kind, warum denn nicht? Jeder weiß doch, daß wir verlobt ſind und daß wir uns daher auch küſſen. Und je natürlicher wir ſpielen, deſto beſſer werden wir gefallen, und mein Kurmärker wird unübertrefflich ſein, wenn ich weiß, daß mir zum Schluſſe ein herzlicher Kuß der niedlichen kleinen Picarde winkt.“ Er zog das Mädchen an ſich, nahm ihr braunes Köpfchen in beide Hände, bog es bedächtig ein wenig hintenüber und drückte ihr einen heißen Kuß auf die friſchen roten Lippen.

Digitized by Google

Mit raſcher Bewegung entzog ſie ſich dem Geliebten, ihre Wangen waren erglüht, bittend blickten ihn die dunklen Kinderaugen an.

„Du biſt doch noch ein rechtes Kind, wirklich ein rechtes Kind, Ella.“

„Bitte, achtzehn Jahre,“ ſagte ſie.

„Und doch das reine Kind.“ Er wollte ſie wieder an ſich ziehen.

„Nein, Max,“ ſie wehrte ab, „wir wollen jetzt hinübergehen.“

Und da ließ er ſich denn von ihr zu Onkel und Tante hinüberführen.

— — — — — — — — — — — —

Im „Vereinigten Kaſino“, der erſten Geſellſchaft der Stadt, war ein Theater- und Konzertabend in Vorbereitung. Man hatte auch den alten, aber ſtets ſeines Erfolges ſicheren Einakter „Kurmärker und Picarde“ auf das Programm geſetzt. Die Wahl für den Kurmärker konnte auf niemand anders fallen als auf den Leutnant Gronich, einen ſtattlichen, männlich ſchönen Offizier, der viel Talent für die edle Schauſpielkunſt beſaß.

Aber die Picarde hatte anfangs Schwierigkeiten verurſacht, bis ſich auch hier ein guter Ausweg ergab. Major Hellinghaus lud ſeine Nichte Ella, die ſeit etwa einem Vierteljahre mit dem Leutnant Gronich verlobt war, zu Beſuch ein. Abgeſehen davon, daß die zierliche Figur und die brünette Erſcheinung des jungen Mädchens für die niedliche franzöſiſche Bäuerin Marie durchaus geeignet waren, bewies Ella Hellinghaus auch nach den erſten ſchüchternen Verſuchen, daß ſie der ihr anzuvertrauenden Rolle gewachſen ſei. Liebe iſt eine gute Lehrmeiſterin; das Talent des Geliebten riß ſie fort, und ihre herzige Naivetät ließ ſie ſich vorzüglich in die Rolle einleben.

Ihr Onkel, der Major, leitete selbst als Regisseur zunächst die Proben in seiner Wohnung, und es ist am Ende nur erklärlich, daß die Verlobten möglichst oft Proben zu haben wünschten. Nachher war dann immer gemütliches Beisammensein für den Abend im Familienkreise. Onkel und Tante waren sehr nett, und wenn sie den künftigen Neffen mit ernsterem Gespräch in Beschlag nahmen, konnte Ella, selbst noch ein halbes Kind, nach Herzenslust mit ihren Cousinen, zwei Backfischchen, und Vetter Gustav, dem Tertianer, lachen und scherzen. Sie war glücklich in ihrer jungen Liebe, die für sie allerdings vorerst mehr eine geahnte, als eine wirklich voll empfundene Glückseligkeit in sich barg. Sie besaß noch ihre ganze, reine Kindlichkeit, an eine baldige Vermählung dachte man deshalb auch noch nicht. Sie hatte noch kein klares Empfinden für das, was sie zu dem Manne hinzog, dem sie ihr Jawort gegeben, für die sie unbewußt fesselnde Harmonie der Seelen; und für seine Küsse war sie noch ohne Verständnis. Sie küßte nicht einmal besonders gern, und lieb war es ihr, wenn er sie dazu stürmisch an sich zog. Dann konnte sie doch nicht anders, und ihr leichtes Widerstreben ward dann erklärlich; sie empfand auch, daß er damit keineswegs unzufrieden sei, und bisweilen schauspielerte sie dann mehr, als gerade nötig sein mochte. Jedes echte Weib ist ja etwas Schauspielerin und lernt schnell in der Liebe und durch die Liebe.

Innerlich begann sie so aus der Kindlichkeit, die sie äußerlich noch völlig beherrschte, allmählich herauszuwachsen. — —

„Ja, Ella, ich sehe wirklich nicht ein, warum Max dich nicht küssen soll," pflichtete der Major dem Bräutigam bei, als das Gespräch auf diesen Gegenstand kam. Auch die Tante war gleicher Ansicht. Ella sah leicht errötend auf den Tisch nieder und schüttelte den Kopf.

„Na, das gehört doch dazu," meinte Vetter Guſtav, „ſtell dich doch nicht ſo an, Ella."

„Was verſtehſt denn du davon, dummer Junge," ſagte der Major lächelnd.

Der Tertianer nahm eine ſehr ſelbſtbewußte Miene an, während ſeine beiden Schweſtern zugleich ausriefen: „Er hat ja auch ſchon eine Flamme, Li —"

„Wenn ihr es ſagt, kriegt ihr Haue," fiel ihnen der Bruder ins Wort.

„Wir haben noch lange keine Angſt vor dir!"

„Ruhe!" gebot der Major. — „Ella, ich muß wirklich ſagen, daß du ruhig den Kuß geben kannſt."

Die kleine Braut hatte unter dem Tiſch die Hand ihres Verlobten gefaßt; es war ihm, als bitte ſie in leichtem Drucke um ſeine Hilfe.

„Wir wollen Ella nicht quälen," nahm er daher das Wort, „wenn ſie es nicht gern will, ſo werde ich den Kuß nur markieren."

„Schade!" ſprach der Major.

„Laß ſie nur," meinte jetzt auch die Tante, ihrem Mann zuzwinkernd, „wir wollen ſie nicht zwingen." —

Die nächſte Probe nach einigen Tagen verlief zur Zufriedenheit des die Regie führenden Onkels, das Stück ſaß nun gut im Kopf, auch mit allem Aeußerlichen der Scenen waren die Spieler allmählich vollkommen vertraut geworden, und ſo konnten ſie ſich ganz in den Geiſt ihrer Rollen vertiefen. Lebhaft und flott ging die Sache, namentlich zum Schluß, und als der märkiſche Landwehrmann zum Abſchied die kleine Picarde durch die Luft ſchwang, da gab er ihr doch wieder einen herzhaften Kuß.

„Bravo!" rief der Major von ſeinem Regieplatze aus, nachdem er einen Augenblick ſeine Nichte ſcharf beobachtet hatte und ſah, daß ſie lächelte, ſichtbarlich nicht böſe über

dieſes auf ihren Wunſch doch eigentlich vom Programm geſtrichene Vorkommnis.

„Ella iſt doch vernünftig geworden," meinte er nachher zu ſeiner Frau, „ſie hat ſich heute ohne Widerſpruch küſſen laſſen. Na, es wäre auch ſonderbar, wenn's anders wäre bei ſo einem Kerl wie dem Gronich, und wenn der nicht, wie er will, ein Mädel zum Küſſen bringen könnte. Es freut mich übrigens, denn ſie werden ſo bei ihrem reizenden Spiel viel eher Beifall ernten." —

Wenn der Major meinte, daß ſeine Nichte vernünftig geworden ſei, ſo traf er damit nicht ganz das Rechte. Mit der Vernunft hatte ihre zufriedene Hinnahme des Kuſſes ganz und gar nichts zu thun. Die Sache war, daß ihr der nach dem Vorangegangenen gänzlich unvermutete Kuß behagt hatte. Er war ſo weich, ſo ſüß geweſen, es hatte ſie ſo eigen dabei durchſchauert, daß ſie in ihrer kindlichen Unſchuld gar nicht daran hatte denken können, verſchämt oder gar böſe über die Ueberrumpelung zu ſein. „Ich bin doch ſeine Braut, und alle Menſchen wiſſen doch, daß wir uns küſſen" — ſo dachte ſie, aber erſt eine Weile ſpäter. Und das war allerdings ein vernünftiger Gedanke, der indeſſen nicht der Grund für ihr Benehmen bei der Probe geweſen war, wie ihr Onkel meinte, ſondern nur eine Folge, um ſich gewiſſermaßen vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, daß ſie nicht hatte böſe werden können.

Es blieb alſo bei dem Kuſſe auch in der erſten Probe vor dem größeren Kreiſe der geſamten Mitwirkenden des Theater- und Konzertabends auf der Bühne im Saale des Gaſthofs zum weißen Falken, wo das „Vereinigte Kaſino" ſeine Vergnügungen abhielt.

Während dann eine muſikaliſche Clownſcene probiert wurde, ſtand das Brautpaar in einer Fenſterniſche.

„Nun, Ella, war es denn wirklich ſo ſchrecklich vor einem größeren Publikum?" fragte der Verlobte.

„Nein, ich habe an die vielen Menſchen gar nicht gedacht, beim ganzen Spiel nicht ein einziges Mal.“

„Das iſt gerade das Rechte. Dem Schauſpieler muß ſein, als ſäßen lauter Kohlköpfe im Saal.“

Die kleine Braut lachte, ohne dieſen Gedanken aber weiter zu folgen. „Du küſſeſt aber auch ſo ſüß, Max,“ ſagte ſie und blickte in leichter Verwirrung zu dem Geliebten auf.

„Na, wenn wir Leutnants das nicht könnten!“ er warf ſich ſcherzhaft in die Bruſt.

„Ja, haſt du denn das gelernt?“ fragte Ella lächelnd; doch in einem plötzlich auftauchenden Vermuten ſetzte ſie ernſter hinzu: „Haſt du denn ſchon andere geküßt?“

„Nu natürlich, glaubſt du, mein Kirſchenmäulchen, ich könnte es ſonſt ſo gut?“ ſagte er übermütig.

Sie aber ging nicht auf ſeinen Ton ein. „Ich meine andere — nicht deine Eltern und Geſchwiſter.“

Er bemerkte nicht den ſeltſamen Blick ihrer Augen, mit dem ſie plötzlich an ihm hing. „Aber natürlich,“ entgegnete er noch immer neckiſch.

„Wirklich? — Nein, du willſt mich nur zum beſten haben, Max.“

Jetzt wurde er aufmerkſam, betroffen durch den Ausdruck in ihrer Stimme. Es lag ſo volles kindliches Vertrauen in der Ungläubigkeit gegen ſeine Worte und doch ein leiſer Verdacht.

„Laſſen wir das, Ella,“ ſprach er ruhig, um abzulenken.

Doch das junge Ding ließ ſich nicht abweiſen. „Haſt du wirklich ſchon andere geküßt, Max?“

„Aber Mäuschen, wie magſt du nur ſo fragen.“

„Ich möchte es wiſſen, Max. Du haſt es mir eben ja ſchon ſelbſt geſagt, aber es klang ſo — ich konnte nicht recht klug daraus werden.“

„Ella, sieh mal die Clowns, der Malte ist wirklich großartig.“ Der junge Offizier machte einen Schritt vom Fenster in den Saal.

„Max, sage mir es doch,“ sie trat ganz dicht neben ihn.

„Nein, Kind, später.“

„O bitte, bitte.“

„Na, denn ja! Aber nun sei zufrieden.“ Er sprach es kurz, fast unfreundlich.

„Wirklich?“ Sie schlug plötzlich die Augen nieder und wurde bleich. Ganz still stand sie da.

Er legte leicht den Arm um ihre Schultern. „Komm, Liebling.“

„Wen hast du denn geküßt?“ fragte sie, noch immer unbeweglich vor sich hin sehend.

„Weiß ich's? Ich habe es längst vergessen, seit ich dich zum erstenmal gesehen, dich, meinen einzigen Gedanken seitdem, mein ganzes Glück für alle Zeit.“

Er zog sie wieder in die Nische. Sie ließ es geschehen, machte sich aber dort in sanftem, doch energischem Widerstreben von ihm frei.

„Hast du schon viele geküßt?“ Ihr dunkles Auge richtete sich ihm aus bleichem Gesicht groß entgegen.

„Ella, sei doch nicht so thöricht.“

„Ich muß es wissen,“ sie stampfte leicht mit dem Fuße auf.

„Genug davon,“ entgegnete er jetzt mit der gleichen Bestimmtheit, mit der sie die letzten Worte gesprochen hatte.

Sie erkannte seine Entschlossenheit, aber mit dem scharfen Instinkte des Weibes wußte sie auch, wo ihre Macht lag.

„O bitte, bitte, sage es mir,“ begann sie zu schmeicheln und legte ihr Köpfchen an seine Schulter, ihm ganz dicht

ins Auge ſchauend, ſo daß ihm alles zu verſchwimmen anfing. „Haſt du ſchon viele geküßt?“

Er war überwunden. „Nicht mehr als andere — eher weniger.“

„Wen denn?“

„Ich weiß es nicht mehr, ich ſagte es dir ſchon.“

„Deine Couſine Marie?“

„Nein.“

„Vielleicht Fräulein Liddy, die Gouvernante deiner kleinen Schweſter?“

„Nein.“

„Wen denn aber, Max? — Doch nicht euer Zimmermädchen?“

„Nein, bewahre. Aber nun ſei zufrieden.“

„Immer nein. So nenne mir doch nur eine, nur eine einzige, Max.“

Er atmete tief auf. „Weil du es denn durchaus willſt — alſo — eine Blumenverkäuferin.“

„Und die haſt du wirklich geküßt?“

„Ja.“

„Und die haſt du heiraten wollen?“

„Nein doch!“ Unwillkürlich huſchte ein flüchtiges Lächeln über ſeine, gelinde Verzweiflung ausdrückenden Mienen.

„Du lachſt, Max. Warum lachſt du?“

„Weil du ein dummes kleines Schäfchen biſt.“

„Weshalb? — Alſo die Verkäuferin haſt du geküßt und haſt ſie doch nicht heiraten wollen?“ Sie überlegte einen Augenblick. „Sie hat es aber gewiß gemeint.“

„Nein.“

„Was hat ſie ſich denn aber dabei gedacht?“

„Ella, mach mich nicht wahnſinnig, frage nicht mehr! Du ſollſt ja alles wiſſen, ich bin nie ſchlecht geweſen, habe nie ein Unrecht begangen, das muß dir für jetzt genügen, ich kann dir frei ins Auge ſehen. Später, wenn

du einmal meine süße kleine Frau bist, dann will ich dir alles sagen."

Er wollte sie an sich ziehen, geschützt durch den faltigen Vorhang. Aber sie widerstrebte ihm mit aller Kraft.

„Ella!" sprach er verwundert und ließ sie los.

„Laß mich!"

„Was soll das?" fragte er streng.

„Du sollst mich nicht mehr anrühren, du hast schon andere vor mir geküßt, und die eine war eine Verkäuferin, und die hast du betrogen, du hast sie nicht geheiratet, wahrscheinlich weil — weil mein Onkel dein Major ist. Aber ich werde zu ihr gehen und ihr sagen, daß — O mein Gott, daß ich — so — unglücklich werden mußte! Wie wird Mama das ertragen, meine arme, unglückliche Mama!"

Zwischen den Fingern ihrer Hände, die sie vors Gesicht preßte, quollen dicke Thränen hervor.

„Ella — Kind, sei doch vernünftig!"

„Geh weg, laß mich, oder ich schreie!"

Er zuckte mit ärgerlicher Miene die Achseln. „Ella, nimm doch Vernunft an," sprach er in ruhigem, doch festem Tone, „ich gehe jetzt in den Saal, folge mir bald."

Sie zog sich so weit wie möglich von ihm zurück. Er ging in den Saal.

Glücklicherweise hatte niemand auf das Brautpaar geachtet, da die überaus lustige Probe der Clowns die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nach einer ganzen Weile erst kam auch Ella Hellinghaus aus der Fensternische zum Vorschein. Sie war bleich und hielt die Augen gesenkt. Was ihr fehle, wurde sie gefragt. — Ihr sei nicht gut, sie habe Kopfschmerzen. — Gewiß von der Erregung bei der ersten öffentlichen Probe. — Ja. — Sie wollte nach Hause. Ihr Verlobter machte

ſich bereit, ſie zu begleiten, ſie meinte aber, er ſolle nur bleiben, ſie könne mit der Tante allein gehen.

„Ella — Kind!“ bat er.

„Laß mich.“ Sie ſetzte einen ganz hübſchen Trotzkopf auf. Er war nicht der Mann, ſich das bieten zu laſſen.

„So geh,“ ſprach er. Doch ſanfter fügte er hinzu: „Sei verſtändig, Kind.“

„Das haſt du wohl allen geſagt, wenn du nichts mehr von ihnen wiſſen wollteſt?“

Er biß ſich auf die Lippen und ſagte nichts mehr. Höflich half er den Damen in die Mäntel und begleitete ſie bis an die Thür des Gaſthofes. Ella wußte einen Händedruck zu vermeiden.

Zu Hauſe angekommen ging ſie ſofort in ihr Zimmer, ſchloß ſich ein und weinte ſich zunächſt herzbrechend aus. Sie war betrogen, verraten, in die Hände eines herzloſen Verführers, eines Ungeheuers geraten. Wie ſollte ſie das ertragen! Sie mußte ſich von dem Verräter losſagen, ſie mußte, und wenn auch ihr Herz bräche — und brechen würde es, das fühlte ſie zu gewiß. Sie ſah ſich ſchon im Sarge liegen, im weißen Brautkleide, den Myrtenkranz im Haar, den Schleier über den bleichen Zügen. Geſtorben an gebrochenem Herzen, würden die Leute ſagen. Ein Gefühl ſtiller Selbſtbewunderung hob ihre Bruſt. Und er, der Treuloſe, würde dabeiſtehen und — ja, was würde er thun? — Sich totſchießen? Nein, das durfte er nicht. Sie verſcheuchte den Gedanken, ſie wollte kein Mitleid mit ihm aufkommen laſſen, ſie wollte auch nicht in einem Grabe mit ihm ruhen. Nein, das würde er auch gar nicht thun, er würde wieder andere küſſen, wie vordem, ohne ſie zu heiraten, aber manchmal würde doch die bleiche Geſtalt ſeiner unglücklichen Braut ihm im Traume erſcheinen, und das würde ſeine Strafe ſein.

Noch einmal weinte sie sich herzhaft aus im Gedanken an ihre Mutter, an den Vater, die kleinen Geschwister; und dann, als der Thränen genug waren, die natürliche Ruhe nach dem reichlichen Erguſſe eintrat, gewann das Gefühl des Heroismus in ihr die Oberhand. Es sollte sich nichts ändern, sie wollte freundlich, aber kalt gegen Max sein und so ruhig das unausbleibliche Ende, den Bruch ihres armen, tödlich getroffenen Herzens erwarten. Aber küſſen durfte er sie nie wieder, niemals, auch nicht, wenn er an ihrem Sterbebette kniete und unter heißen Thränen bitter bereute. Und sie würde auch verzeihen, aber erst ganz zuletzt; sie durfte die Großmut ihrer Seele doch nicht verleugnen.

So auf den Tod vorbereitet, aber in der angenehmen Lage, daß sie nicht nötig hatte, ihm, der ja ganz von selbst kommen mußte, irgendwie entgegenzugehen, zeigte sie sich abends wieder im Familienkreiſe. Leutnant Gronich war nicht zugegen. Ihr seltsames, gemeſſenes Wesen schob man zunächst noch auf die Kopfschmerzen von der Probe her.

Vom nächsten Tage an aber mußte jeder merken, daß zwiſchen den beiden Brautleuten nicht alles in Ordnung sei. Sie verkehrten zu steif und förmlich miteinander.

„Max," hatte die kleine Braut gesagt, als er anderen Vormittags kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, „du hast mich zu tief verletzt, als daß ich dir jemals verzeihen könnte, aber ich will nicht treulos sein wie du gegen mich. Ich harre treu bei dir aus, bis" — nein, er durfte nichts von ihrem nahen Tode ahnen, er mußte völlig davon überrascht werden — „bis, na, das wirst du ja sehen. Also ich bleibe deine Braut, und du kannst mir auch die Hand geben, aber küſſen darfst du mich nie, nie wieder!"

Wie sie ihn dabei jetzt groß ansah, damit er ihre unerschütterliche Festigkeit auch begreife, und zugleich wirklich

die volle Größe der Entſagung empfinde, und während ſie meinte, ſie müſſe ihm ganz ſchreckliche Verzweiflung anſehen, da ſchien es ihr im Gegenteil, als huſche ein kaum verſtecktes Lächeln über ſein hübſches Geſicht.

Empörend! — Ja, ſie glaubte es wohl, daß er ſchon viele, viele geküßt hatte. Dem da, dieſem entſetzlichen Manne, mußte es ja ein leichtes ſein, zu bethören, ſie fühlte es ſo klar in ſich ſelbſt und empfand auch, daß ſie feſt ſtehen müſſe wie eine Heldin, um ſeinen Ränken nicht aufs neue zu verfallen. „Nie darfſt du mich wieder küſſen, nie," wiederholte ſie nochmals mit Entſchiedenheit.

Er verbeugte ſich artig wie vor einer Königin, der abſcheuliche Menſch! O, ſie hätte ihm die Ohren, den ganzen Schnurrbart ausreißen mögen.

Der Major nahm den Leutnant beiſeite und fragte, was zwiſchen ihm und Ella vorgefallen ſei. Eine kleine Verſtimmung, durch Ellas allzu kindliches Weſen hervorgerufen, verſetzte Max. Näheres wolle er nicht ſagen, es ſei aber alles auf dem beſten Wege, und in kurzer Zeit würde die kleine Verſtimmung ſich heben.

Als die Tante ihrerſeits Ella vornahm, bekam ſie nur ein großartiges: „Frage mich nicht, Tante, wir Frauen ſind ja beſtimmt zu dulden," als Antwort und fühlte ſich völlig beruhigt.

Bei den wenigen noch folgenden Proben ſpielte Ella ſchlecht, zerſtreut, und der Kuß beim Fallen des Vorhanges wurde nur markiert. Man fürchtete mit Recht, das Stück würde ins Waſſer fallen, und manches wurde über ein Zerwürfnis zwiſchen den Verlobten getuſchelt. Mütter, die heiratsfähige Töchter hatten, machten ſich ſchon wieder Hoffnungen, die Leutnant Gronich durch ſeine Verlobung mit dem dummen Gänschen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ſei, ſeiner Zeit hatte zu nichte werden laſſen.

Wenn Max aber gemeint hatte, Ella würde bald zur Vernunft kommen, so war dies ein Irrtum gewesen. Er unterschätzte die Empfindungen einer reinen Unschuld, der zum erstenmal etwas aus dem wirklichen, meist so häßlichen Leben nahetritt; er unterschätzte auch das harte Köpfchen seiner Braut, das kennen zu lernen er bisher keine Gelegenheit gehabt hatte. Im Gefühle seiner eigenen Schuldlosigkeit aber wurde er allmählich ernstlich verstimmt, und da er sich als Mann unwürdig behandelt sah, stieg in ihm sogar bisweilen ein Gefühl der Erbitterung gegen seine Braut auf. Andererseits begann er auch zu fürchten. Sollte wirklich eine ernsthafte Erschütterung ihrer Liebe zu ihm eingetreten sein?

Die Verhältnisse gestalteten sich recht unerquicklich. Ella wurde die Triumphierende, denn sie behauptete ihre Stellung. Daß eigentlich ihr Herz brechen sollte, vergaß sie mehr und mehr. Max war lässig, zerfahren, zog mißmutig neben ihr her. Onkel, Tante und wer sonst ein Recht hatte oder sich eines herausnahm, offen oder versteckt zu fragen, wurde mit allgemeinen Redensarten abgespeist.

— — — — — — — — — — — — —

Der Tag der Aufführung war da. Dicht gedrängt saß das „Vereinigte Kasino" im großen Saale des „Weißen Falken". Die ersten Nummern waren vorüber, jetzt sollte nach einer kurzen Pause „Kurmärker und Picarde" folgen. Wer die letzten Proben gesehen hatte, war auf ein Fiasko gefaßt.

Noch einmal mahnte der Major, ihm als Regisseur keine Unehre zu machen.

Ella zuckte die Achseln. „Ich kann nichts dafür," sprach sie.

„An mir soll's nicht fehlen," sagte Max, aber es klang nicht gerade zuversichtlich.

Der Major ging, nachdem er noch einmal ermahnt hatte.

Das Brautpaar ſtand allein hinter dem herabgelaſſenen Vorhang, Max als ſtattlicher Landwehrmann vom Jahre 1815. Er war ganz das Bild eines martialiſchen Kriegers. Ella ſah reizend aus in der kleidſamen Tracht der Picardie, im kurzen, etwas mehr als fußfreien Röckchen, wie ein zierliches Nippesfigürchen.

Max heftete einen langen Blick auf ſie. O, wie drängte es ihn, ſie zu ergreifen und im heißen, innigen Verſöhnungskuſſe feſt an ſeine Bruſt zu preſſen. Sie mochte ſo etwas ahnen, ſie blickte ein wenig ſcheu von der Seite. War ſie ſicher vor ihm, vor ihm, der ſchon ſo viele geküßt hatte?

„Ella,“ ſagte er haſtig, „Verſöhnung! Wenn ich in deinen Augen ein Unrecht begangen habe, ich bitte dir es ab.“ Er ſtreckte ihr die Hand hin.

Es klang ſo ehrlich, ſo treuherzig, aber ſie ſchwieg und regte ſich nicht.

„Ella, ſei doch vernünftig.“

„Das bin ich auch. Sehr, ſehr vernünftig.“ Sie hob den Kopf, die Augen ihm entgegen.

Sie ſah entzückend aus.

„Mach mich nicht raſend, Ella, oder ich —“

Da erſchallte die Klingel, beide eilten in die Kuliſſen; ſcheu drückte Ella ſich von ihm weg, ſie fürchtete ſich plötzlich; aber er ging gelaſſen, ohne ſie weiter anzuſehen, hinter die Mitte, von wo er auftreten mußte.

Das zweite Klingelzeichen — der Vorhang rollte in die Höhe. Gleich darauf trat die kleine Picarde aus der Thür des Bauernhauſes auf den Hof. Tiefe Stille empfing die liebliche Erſcheinung, dann vereinzeltes Klatſchen, das ſich aber ſchnell wieder verlor.

Einen Augenblick würgte es Ella am Halſe, ſie meinte kein Wort hervorbringen zu können. Nicht Lampenfieber war es, nein, ein unwillkürliches Gefühl von Angſt, was

kommen würde, weſſen ſie ſich von dem Manne zu gewärtigen hätte. „Mach mich nicht raſend, oder ich —“ es tönte ihr noch immer in den Ohren, und ſeine Augen hatten dabei ſo ſchrecklich geblitzt. Ob er im ſtande war, ihr etwas anzuthun mit dem Gewehr, dem ſcharfen Bajonett?

In wirklicher Angſt ſprach ſie ſo die erſten Worte ihrer Rolle, daß ſie ganz allein auf dem Hofe ſei und ſich ſo fürchte, weil die Preußen in der Nähe ſein ſollten. Sie ſprach ſo natürlich aus ihrem innerſten Gefühl heraus, und wie ſchrak ſie nun zuſammen, als draußen heftig ein Kolben aufgeſtoßen wurde, und der laute Ruf einer markigen Männerſtimme erklang: „Heda, Wirtshaus!“ Ihr Spiel war ſo natürlich, denn ſie ſpielte ja nur ganz ſich ſelbſt.

„Ah, ce sont des Prussiens — ſo melden ſie ſich immer an,“ ihre Stimme zitterte.

Und da war er, der ſtattliche märkiſche Landwehrmann.

Und das Paar begann ſein Spiel, Max mit vollkommener Zuverſicht, Ella immer geleitet von ihren eigenen, innerſten Empfindungen. Wie natürlich gelang ihr die Darſtellung der Furcht, die allmählich, als ſie ſah, daß ihr Partner nur ſeine Rolle ſpielte, in Schüchternheit, in zunehmendes Vertrauen, in ſchalkhafte Koketterie überging. Sie ſpielte ſo ungezwungen wie die routinierteſte Naive, atemlos ſchaute und lauſchte alles.

Und wie allerliebſt, als ſie dann ihren heimiſchen Tanz zeigte, und wie ſie darauf wieder im neu erwachenden Mißtrauen zurückwich, als der „Pruſſien“ ſie umfaſſen wollte, um mit ihr den deutſchen Walzer zu tanzen. Sie fürchtete irgend etwas Schreckliches, ſie wollte fliehen, doch er erwiſchte ſie gewandt, und es geſchah nichts Schreckliches, kaum berührte er ſie, wie er ſich leicht mit

ihr im Walzertakt drehte. „Warum faßt er mich nur nicht feſter," dachte ſie, „ich kann ſo ja gar nicht ordentlich tanzen." Sie tanzte unter ſeiner kaum fühlbaren Führung in Wirklichkeit ausgezeichnet, doch ſie hätte ſich ſo gern etwas feſter umfaßt gefühlt. Warum war er ſo kalt? Sie hatte einen Augenblick ganz vergeſſen, daß er doch nur nach ihrem Willen handelte.

Wirklich hingeriſſen ſtand ſie dann, als Max: „O Tannenbaum" ſang, das alte, ſchlichte, herzliche Lied. Seine ſchöne Baritonſtimme nahm ſie völlig gefangen.

Das Stück ging zu Ende, der Generalmarſch wurde geſchlagen. Dann kam der Abſchied beider, die ſich ſo ſchnell befreundet hatten. Ella ſpielte vortrefflich, ſie empfand wirklich den Abſchiedsſchmerz, es kam ihr wie eine Ahnung, daß jetzt der Augenblick der Entſcheidung da ſei. Ja, ja, Max würde von ihr ſcheiden auf ewig, ſie fühlte, ſie wußte es, er hatte nur noch ſo lange gewartet, um die Aufführung nicht zu verderben.

Und wirklich, als er ihr die Hand ſchüttelte und die Abſchiedsworte geſprochen hatte, da fügte er leiſe, nur ihr hörbar hinzu: „Auf ewig lebe wohl!" Sie ſah nicht das Lächeln, das ſeine Lippen umſpielte, alles verſchwamm ihr vor den thränenüberflorten Augen. Noch eine Minute Spiel, dann durfte ſie zuſammenſinken, kaum hielt ſie ſich noch aufrecht, die widerſprechendſten Gefühle durchbrauſten ſie, und nur eines gellte klar aus allen heraus: „Ich liebe ihn, ich kann ihn nicht laſſen."

Hoch ſchwang der Landwehrmann in kräftigen Armen die kleine Picarde zum wehen Abſchied. „Küſſe mich, Max," flüſterte ſie im gleichen Augenblick, als ſie an ſeine Bruſt gepreßt auch ſchon ſeinen Mund auf ihren ihm ſich bietenden Lippen fühlte.

Schnell fiel der Vorhang. Donnernder Applaus brach los. Der Vorhang ging wieder auf, abermals ſchwang

der Kurmärker die liebliche Picarde — wieder ein Kuß bei fallendem Vorhang, ein Kuß, der nicht enden wollte auf einsamer Scene, während draußen immer und immer wieder rasender Beifall erschallte.

Und wieder hob sich der Vorhang. Wie aus Stein gehauen, ein echter Soldat, stand der stattliche Landwehrmann, den rechten Arm um die Schulter der entzückenden Picarde gelegt, seine linke Hand in ihrer rechten. Unbeweglich standen sie, keine Wimper zuckte, während ihnen innerlich alles wirbelte und brauste — ein herrliches lebendes Bild.

Dann fiel er zum letztenmal. Die Verlobten blickten sich an, tief Auge in Auge. Ella glühte wie im Fieber.

„Max —"

„Ich habe heute zum erstenmal geküßt, Ella — nie, nie bisher einen solchen Kuß."

Seine Stimme zitterte gewaltsam.

Sie warf sich an seine Brust, unter heißen Thränen zuckten in ihr alle Glieder; sie war nicht mehr das Kind, nein, ein junges, erwachendes Weib, das da begreift, was es heißt — lieben.

Im Reiche der Süssigkeiten.

Ein technisches Kapitel von Ernst Montanus.

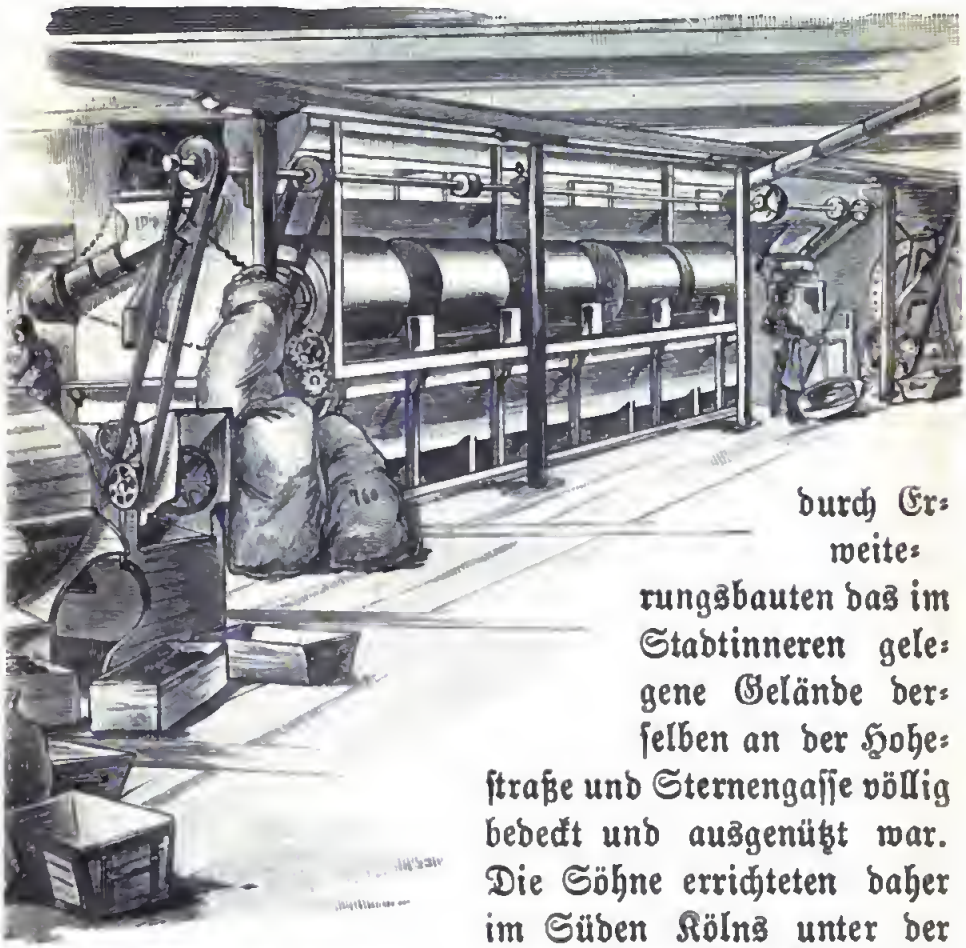
Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unter den Schokolade- und Zuckerwarenfabriken Deutschlands, ja man darf wohl sagen aller Länder steht die Stollwerckſche in Köln am Rhein mit in vorderſter Reihe. Ein Gang durch die Arbeitsſtätten dieſer berühmten Firma in der rheiniſchen Metropole, an dem wir die Leſer im Geiſte ſich zu beteiligen einladen, wird uns eine Vorſtellung davon geben, wie jene hundert und tauſend Süßigkeiten und leckeren Dinge erzeugt werden, die aber durchaus nicht alle bloße Näſchereien ſind, ſondern von denen ein großer Teil zugleich ſehr wertvolle nährende und die Geſundheit fördernde Stoffe darbietet.

Ueber die Entſtehung und Entwickelung jenes Rieſenetabliſſements ſei vorausgeſchickt, daß der Begründer Franz Stollwerck (geb. 1815 zu Köln) Ende der dreißiger Jahre eine kleine Fabrik zur Herſtellung von Bonbons und haltbaren Backwerken gründete, von deren Erzeugniſſen ſich zuerſt die Stollwerckſchen Bruſtbonbons einen rühmlichen Ruf erwarben, den ſie bis heute bewahrt haben. Stollwerck ſandte ſeine Söhne, nachdem ſie bei ihm gründliche fachtechniſche Ausbildung erfahren hatten,

Digitized by Google

in die Welt hinaus, um überall Neues und Gediegenes für ihren Beruf zu erkunden und zu erlernen. Nachdem sie heimgekehrt waren, wurde 1866 die inzwischen neugebaute und für Dampfbetrieb eingerichtete Fabrik eröffnet, die sich nun bald auch räumlich so ausdehnte, daß schon 1870



Kakaozerkleinerungsmaschine.

durch Erweiterungsbauten das im Stadtinneren gelegene Gelände derselben an der Hohestraße und Sternengasse völlig bedeckt und ausgenützt war. Die Söhne errichteten daher im Süden Kölns unter der jetzigen Firma Gebrüder Stollwerck eine eigene Fabrik, welche in erster Linie die Herstellung der zahlreichen Neuheiten betrieb, auf die im elterlichen Hause wegen Raummangels verzichtet werden mußte. Beide Firmen arbeiteten Hand in Hand, bis nach dem 1876 erfolgten Tode des Vaters und nach Fertigstellung der erforderlichen Neubauten der Gesamtbetrieb auf dem im Süden der Stadt

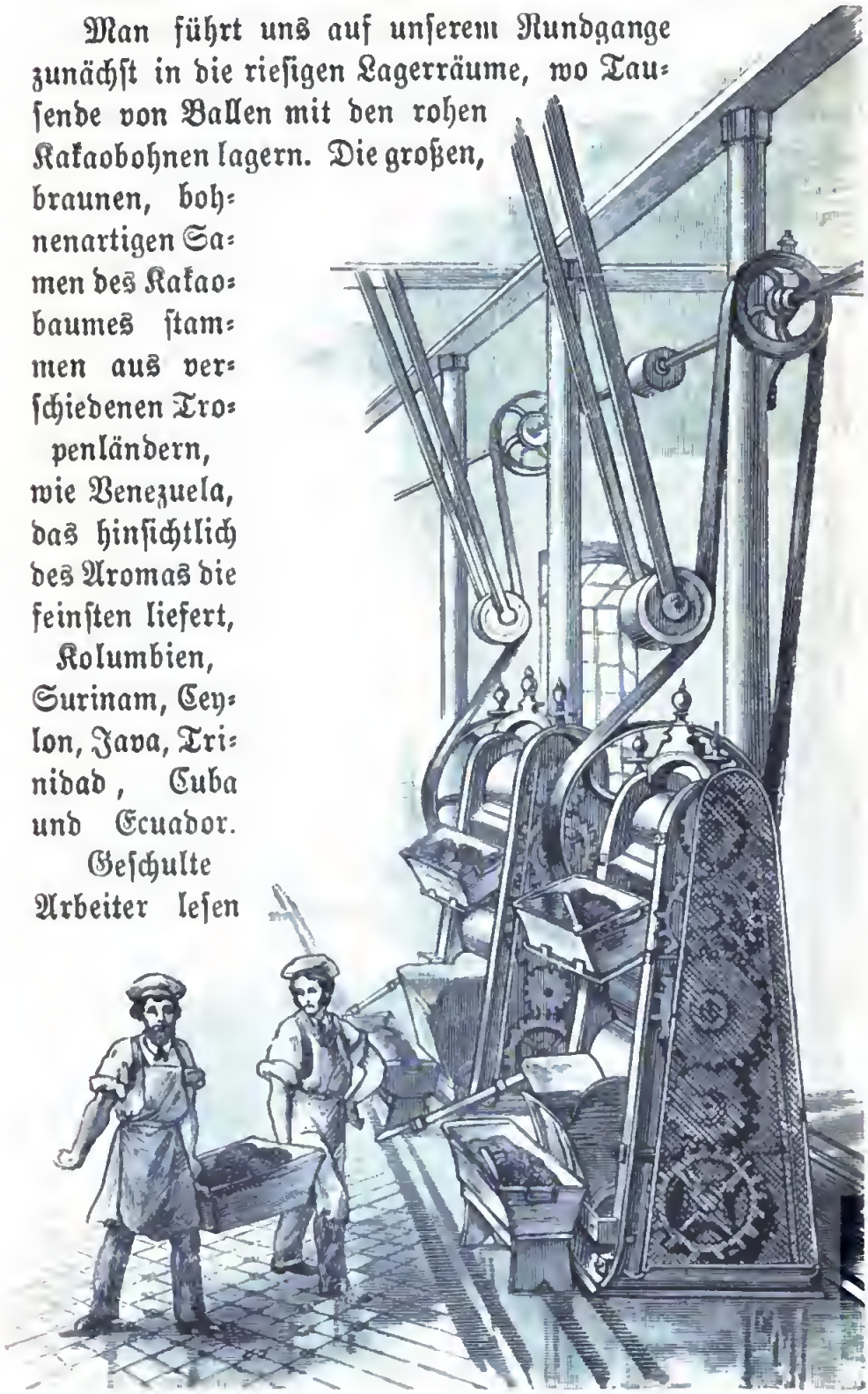
gelegenen Grundstück vereinigt wurde, wo er schon 1883 ein ganzes Häuserviertel ausfüllte. Nachdem die Gebrüder Stollwerck zuerst eine eigene Maschinenfabrik zur Herstellung von Maschinen für die Großproduktion errichtet hatten, schufen sie auch eine gesonderte, ausschließlich fürs Ausland arbeitende Exportfabrik, die neben der Inlandfabrik erbaut wurde, da Ende der achtziger Jahre die deutsche Regierung durch Rückvergütung des Kakaozolles und der Zuckersteuer für alle nach dem Ausland gehenden Erzeugnisse dem Export freiere Bahn geschaffen hatte. Außerdem wurden in Wien, Amsterdam, Brüssel, London, New York und Chicago Zweiggeschäfte, sowie in Preßburg eine Zweigfabrik eingerichtet.

Die Stollwerckſche Fabrik, die in der Gesammtheit ihrer Arbeitsstätten über 2000 Menschen beschäftigt, ist gegenwärtig unbestritten die größte ihrer Art in Deutschland und wird auch wohl von keiner ausländischen Konkurrenzfabrik bezüglich der räumlichen Ausdehnung und vielseitigen Produktionsmenge übertroffen. Schon deswegen dürfte eine einigermaßen eingehende Schilderung der Hauptzweige dieses großartigen Unternehmens auch für weitere Kreise wohl nicht ohne Interesse sein.

Wir beginnen mit der Schokolade, die ja zuerst den Weltruf der Firma begründet hat. Bekanntlich ist Schokolade ein Gemisch von Kakao und Zucker mit oder ohne Zusatz von Gewürz oder Arzneistoffen, das größtenteils in Tafelform in den Handel gebracht wird und nach dem Zerreiben zu Pulver mit Wasser oder Milch gekocht ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk liefert. Die Schokoladenfabrikation, für die in Deutschland Dresden, Berlin und Köln die Hauptplätze sind, wie in Oesterreich das nördliche Böhmen (auch die Schweiz ist nennenswert), umfaßt eine ganze Reihe von Prozessen, unter denen die Zurichtung des Kakaos obenan steht.

Man führt uns auf unserem Rundgange zunächst in die riesigen Lagerräume, wo Tausende von Ballen mit den rohen Kakaobohnen lagern. Die großen, braunen, bohnenartigen Samen des Kakaobaumes stammen aus verschiedenen Tropenländern, wie Venezuela, das hinsichtlich des Aromas die feinsten liefert, Kolumbien, Surinam, Ceylon, Java, Trinidad, Cuba und Ecuador.

Geschulte Arbeiter lesen



Schokoladenwalzwerk.

die Kakaobohnen aus und sortieren sie nach ihrer Güte, worauf sie in große Apparate gelangen, um bei langsamem Umdrehen ähnlich wie die Kaffeebohnen durch Dampf geröstet zu werden. Diese Maschinen sind eine patentierte Erfindung der Fabrikinhaber; die Röstung erfolgt in ihnen ganz gleichmäßig bis ins Innerste jeder Bohne, wobei ein Anbrennen ganz unmöglich ist.

Nach dem Erkalten kommen die gerösteten Kakaobohnen in die Zerkleinerungsmaschinen und hierauf in die Entschälmaschinen, wo die Schalen völlig abgesondert werden. Die Kakaokerne werden sodann in große und kleine sortiert. Nach abermaliger Auslese und Zusammensetzung nach Geschmack und Aroma, wonach sich die verschiedenen Qualitäten ergeben, wandern die Kerne in die Kakaomühlen. Sind die Bohnen zu Pulverform zermahlen, dann kommt der Teil davon, welcher zur Herstellung von Schokolade dienen soll, in die Mischmaschinen, wo er mit gleichfalls gepulvertem Zucker vermengt wird. Es sind riesige Apparate, welche 300 Kilogramm auf einmal aufnehmen können. In derselben Weise erfolgt nötigenfalls auch der Zusatz von Arzneistoffen und Gewürzen.

Die auf solche Weise entstandene Schokolademasse wird nun auf die aus mächtigen Granitwalzen bestehenden Walzwerke gebracht, um ganz fein gerieben zu werden. Sie passiert sogar drei solcher Walzwerke hintereinander, von denen eins immer enger wie das vorhergehende gestellt ist, denn von der möglichst feinen Zerreibung des Materials hängt wesentlich der Geschmack und die Verdaulichkeit der Schokolade ab. Nach dem Durchlaufen des letzten Walzenstuhles schüttet man die Masse in große verzinnte Behälter, um sie darin in dem Wärmekeller, wo eine gleichmäßige hohe Temperatur herrscht, einige Tage ruhen zu lassen.

Die weitere Verarbeitung geht im Formraum vor ſich. Hier wird die Maſſe auf der Entlüftungsmaſchine von der eingeſchloſſenen Luft befreit, damit die daraus hergeſtellten

Schokoladenformmaſchine.

Tafeln blaſenfrei ausfallen. Sie wird durch eine unter dem Fülltrichter angebrachte rotierende Schnecke zuſammengepreßt, ſo daß die Luft entweicht. Aus der ſeitlichen

Oeffnung schiebt sich die Masse stangenförmig heraus, um auf der Formmaschine sofort in Stücke geteilt zu werden, deren Größe den Tafeln entspricht. Diese Teile werden in noch weichem Zustand in flache Blechkästen gestrichen, die man auf die Klopf- oder Rütteltische stellt. Mittels eines Mechanismus bewegen sich deren Platten unaufhörlich rasch auf und nieder, so daß die Kästchen darauf klappernd umhertanzen. Infolgedessen rüttelt sich die darin befindliche Masse zusammen und legt sich dicht an die glatten Blechwände, wodurch die in den Handel kommenden Tafeln ihre Glätte erhalten.

Die gefüllten Formen gelangen in einen gegen 30 Meter langen Kühlapparat, durch den sie in langsamer Bewegung hindurchgeführt werden, bis sie ihn nach Verlauf von drei bis vier Stunden völlig erkaltet als fertige Schokoladentafeln am anderen Ende verlassen. Dieser nehmen sich, wiederum in einem anderen Saale, geschickte weibliche Hände an, um die Tafeln, die in der Formmaschine auch gleich ihre Stempelung erhalten haben, in die für die verschiedenen Sorten bestimmten Umhüllungen aus Stanniol und Papier zu verpacken.

Der Kakao, welcher als Pulver verschickt, und als ein treffliches, gesundes Getränk allgemein geschätzt wird, macht zunächst dieselben Prozesse, bis zur Walzung einschließlich, durch wie die Schokolade. Dann wird die Masse durch heißes Auspressen zum Teil von ihrem Fett befreit, wozu man sich hydraulischer Pressen bedient, bei denen das Gemenge in mittels Dampf geheizten Preßtöpfen zusammengedrückt wird. Das hierbei gewonnene Fett gießt man in Blöcke und stellt so die Kakaobutter her, die bei der Schokoladenfabrikation selbst in großer Menge zur Herstellung von sogenannter Couvertüremasse, sowie von billigen Schokoladensorten verwendet wird. Im übrigen dient sie zur Anfertigung von feineren parfümierten Seifen (Kakao-

ſeifen) und ferner wegen ihrer Eigenſchaft, erſt nach langer Zeit ranzig zu werden, zur Fabrikation von Salben und Suppoſitorien. Die in den Preßtöpfen zurückbleibenden Kuchen dagegen werden geſtampft und wiederum zu Pulver zermahlen, worauf ſie als entöltes Kakaopulver

Bonbonsfabrikation.

in den Handel gelangen. — Nachdem wir mit dem Kakao und der Schokolade fertig ſind, wollen wir auch in die Bonbonsfabrik einen Blick werfen, in welcher gleichfalls die mannigfaltigſten Maſchinen und Geräte, bedient von Hunderten fleißiger Arbeiter und Arbeiterinnen, in Thätigkeit ſind.

Beſonders intereſſant iſt die Herſtellung der feineren Bonbons, der Deſſert- und Schokoladenbonbons, von denen jedes Stück in ſeiner Art ein kleines techniſches Kunſtwerk darſtellt. Der Laie muß ſtaunen, wie ſinnreich

die verſchiedenen Manipulationen erdacht ſind, und wie kunſtvoll alles ineinander greift. Zuckerköche, Fruchtſaftbereiter, Modelleure und Maler ſind hier beſchäftigt, um unter Mitwirkung von Feuer und Kälte, unter Benutzung zahlreicher phyſikaliſcher und chemiſcher Operationen in ihren verſchiedenen Arbeitsſtätten, in Verdunſtungs- und Kryſtalliſationsräumen jene eleganten Süßigkeiten zu erzeugen, die dann in Hunderttauſenden völlig gleicher Exemplare durch die ganze Welt gehen. In allen Einzelheiten iſt die Bereitung gleich ſorgfältig und ſauber, und wahrhaft erſtaunlich iſt die durch lange Uebung erlangte Sicherheit und Geſchwindigkeit, mit der alle Arbeiten verrichtet werden.

Man zeigt uns die Herſtellung der Fondants, der Likörbonbons, der Frucht-, Deſſert- und Zierbonbons und wie die Arten alle heißen; ſehr beliebt ſind auch die Brauſelimonadebonbons, die in der heißen Zeit einen außerordentlich erfriſchenden Trank liefern. Beſonders kunſtvoll iſt die Verfertigungsweiſe der Schokoladenbonbons mit ihren verſchiedenen „Mänteln“ von Schokolade um einen Fondant- oder Likörkryſtallkern. Wir verfolgen das Schnüren der Knall- und Zierbonbons, die Fabrikation der Gummibonbons und der ſogenannten Kieſelſteine aus Zucker. Die Pfefferminzküchelchen werden von Maſchinen wie Geldmünzen geprägt. Weiterhin ſehen wir die verſchiedenen Arten von Morſellen, der Zuckerwaren mit Honigzuſatz, und die ſogenannten engliſchen Fruchtbonbons und Drops entſtehen, auch eine große Waffelbäckerei iſt in regem Betrieb.

Behufs der Herſtellung von Karamelbonbons werden gewaltige Mengen Zucker in durch Dampf erhitzten Apparaten gelöſt und fertig gekocht, um dann die verſchiedenen Würzen zugeſetzt zu erhalten. Zum Erkalten gießt man die Maſſe auf großen Marmorplatten aus; modellierte

Walzen geben ihr die verſchiedenen Formen, und zuletzt gelangen die fertigen Bonbons in einen großen Lagerraum, wo das Verpacken in Gläſer und Blechbüchſen für den Verſand ſtattfindet. Die ſogenannten Seidenbonbons mit ihren verſchiedenartigen Füllungen erhalten

Biskuitverpackung.

durch eine beſondere Behandlung das Ausſehen, als ob ſie mit prächtig ſchimmerndem Atlas umſponnen wären.

Ein ganzes Stockwerk nimmt der Biskuitraum ein, wo in großen Miſchmaſchinen das zentnerweiſe herangebrachte Mehl mit den erforderlichen Ingredienzien, Milch, Eier, Butter und Geſchmacksgewürzen, vermengt wird. Der Teig wird auf Walzenſtühlen ausgewalzt und gelangt dann in die Formmaſchinen, welche die einzelnen Stücke ſelbſtthätig auf Backbleche ſetzen. Dieſe werden in

einen riesigen Backofen geschoben, den sie mittels eines Kettengetriebes langsam passieren, um am jenseitigen Ende fertig gebacken herauszukommen. Von den Backblechen kommen die Biskuits in große Rohrkörbe; gleich nach dem Erkalten findet ihre Verpackung statt.

Früchteaufbereitung.

Auch bei der Herstellung der gebrannten Mandeln schauen wir noch zu, um dann in die ausgedehnten Kellergewölbe hinabzusteigen, wo die Bereitung der Früchtekonserven sich vollzieht. Von weißgekleideten Köchen werden hier in glänzenden Kupferkesseln mit Dampfröhrensystemen die Früchte verarbeitet, je nachdem die verschiedenen Sorten im Laufe von Sommer und Herbst reifen und in Wagenladungen herangebracht werden. Man macht sie entweder als ganze Früchte in Gläsern, Büchsen und Töpfen ein oder verkocht sie zu Gelees und Marmelade, ebenso wer-

den gewaltige Quantitäten in Form von Fruchtſäften konſerviert, um für die verſchiedenen gefüllten Bonbons und Fruchtdeſſerte den Hauptſtoff abzugeben.

Verſchiedene Fabrikationszweige ſind in vorſtehender Ueberſicht ganz unberührt geblieben; das Geſagte wird ja bereits genügen, um von der Großartigkeit und Reichhaltigkeit des Betriebes eine annähernde Vorſtellung zu verſchaffen. Zum Schluß ſei nur noch kurz erwähnt, daß die Fabrik auch eine eigene Holzſchneiderei und Kiſtenfabrik eingerichtet hat, worin die zahlloſen Verpackungen für den täglichen Bedarf hergeſtellt werden; ferner iſt eine Kartonnagefabrik mit den neueſten Maſchinen zur Herſtellung zierlicher Schächtelchen und reizender Bonbonnieren, eine eigene Klempnerei und Doſenfabrik und eine trefflich eingerichtete Druckerei für die Herſtellung der Etiketten, Plakate u. ſ. w. vorhanden. Sämtliche Fabrikräume ſind durch Dampf heizbar, durch Ventilationsmaſchinen gelüftet und elektriſch beleuchtet.

Rühmend ſei endlich noch der Fürſorge für das leibliche und geiſtige Wohl der Angeſtellten gedacht. Die Firma hat für eine größere Anzahl von Beamten und Arbeitern in gutgelegenen Häuſern Wohnungen von je zwei bis vier Zimmern eingerichtet. Ausgedehnte Erholungsräume ſtehen allen Angeſtellten zur Verfügung, ebenſo eine Speiſeanſtalt, die gegen billiges Entgelt vollſtändigen Mittags- und Abendtiſch, ſowie Erfriſchungen liefert. Ferner genügende Badeeinrichtungen, eine reichhaltige Bibliothek mit Leſezimmer, einem Billard- und einem Vortragsſaal.

Bei der Beſichtigung dieſer Rieſenfabrik erhält man den Eindruck, daß darin für die ganze Welt gearbeitet wird, in ſtaunenswertem Umfange und mit der höchſten Vervollkommnung, welche die fortgeſchrittene Technik unſerer Zeit ermöglicht.

Mannigfaltiges.

Ein Blick hinter die Kulissen eines Pariser Heiratsbureaus. — Alfons Leroy war vierundzwanzig Jahre alt und wohlbestallter Comptoirist in einem Pariser Ledergeschäft. Glänzend war sein Gehalt ja gerade nicht, aber er konnte davon leben, und im übrigen wartete er auf eine Chance, die, wie er hoffte, der Himmel ihm bescheren würde: auf ein glückliches Lotterielos, einen unerhörten Gewinn beim Rennen, eine Erbschaft oder — eine reiche Heirat.

Kürzlich hatte ihm sein Freund Felix Renaud im Café zugeraunt: „Ich weiß nicht, Alfons, warum du nicht einmal bei der Mutter Rénouard in der Rue de la Rambuteau anklopfst. Du wärst der rechte Mann dazu, dein Glück dort zu versuchen. Du bist jung, unternehmungslustig, ein hübscher und fixer Kerl —"

Das letztere Wort hatte eingeschlagen. Alfons drehte die Spitzen seines kleinen dunkelblonden Schnurrbarts und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel.

„Aber Felix," sagte er, „warum benutzest du da nicht selber die Adresse? Sollte es nicht wieder auf einen Schwindel hinauslaufen? Diese Heiratscomptoirs und Vermittelungsagenten —"

Felix lächelte und deutete auf seine wohlentwickelte Glatze. „Für mich ist in dieser Richtung nichts mehr zu hoffen, seit ich den leidigen Haarschwund habe. Aber die Rénouard soll gut sein, sie hat großartige Verbindungen und zeigt fortwährend Mitgiften von 200,000 bis 500,000 Franken und mehr an. Es

muß etwas daran sein, sie würde sonst nicht in allen Blättern annoncieren. Du kennst doch den kleinen Gewürzkrämer Michon in unserer Straße? Man sagt mir, er habe bei der Rénouard eine nette junge Witwe geangelt mit 100,000 Franken bar."

Die Freunde trennten sich; aber Alfons konnte in der Nacht kaum schlafen, und am nächsten Abend schlich er um die Rue de Rambuteau herum und rekognoszierte das Terrain. Eine reiche Heirat ist doch das bequemste Mittel, um rasch emporzukommen. Den ironischen Blick und das sardonische Lächeln des „Freundes" hatte Alfons, der nicht der Hellste war, nicht verstanden, und am nächsten Montag, da er seinen Ausgehtag hatte, klingelte er richtig bei der Mutter Rénouard, natürlich in der Dämmerstunde. Die Kunden und Kundinnen der Mutter Rénouard kommen alle in den Abendstunden.

Ein würdiger alter Diener erscheint und weist den Besucher in den Wartesalon für Herren. Eine Viertelstunde vergeht, endlich läutet eine silberhelle kleine Glocke. Der Diener erscheint wieder und führt Alfons in ein Gemach, in dem ein mattes Halbdunkel herrscht. Eine weißhaarige Dame mit vornehm sein sollenden Allüren sitzt an einem pultartigen Tische, der viele Fächer hat.

„Mein Herr — Sie wünschen?"

Alfons stammelt etwas von wenig Gelegenheit und geringer Bekanntschaft, er möchte sich einen eigenen Herd gründen und —

Ein leises, kaum wahrnehmbares Lächeln huscht über das wohlwollende Antlitz der Mutter Rénouard. Sie geht als praktische Frau sofort auf das Ziel los.

„Wieviel Mitgift wünschen Sie etwa?"

Alfons murmelt etwas von 150,000 Franken.

„Damit kann ich im Augenblick nicht dienen, aber 200,000 — das giebt es. Eine Waise allerdings, sehr hübsch und einfach, ohne Anhang."

Der Angelhaken sitzt. „O Madame," stottert der Bewerber, „das ist es ja gerade —"

Madame unterbricht ihn. „Sie kennen die Bedingungen?"

Nein, Alfons ist noch nie in einem solchen Institut gewesen.

„Nun, zehn Franken Konsultationsgebühren, das ist alles."

Alfons opfert bereitwillig das Goldstück auf dem Altar der Hoffnung.

„Nächsten Montag, mein Herr, hoffe ich Sie wiederzusehen. Ich werde Ihnen dann das Fräulein vorstellen."

* * *

Die Woche vergeht so langsam, wenn man den Kopf voll von Erwartungen und Plänen hat! Der Sonntag, sonst der langersehnte Ruhetag für unseren Alfons, ist diesmal unausstehlich. Endlich ist Montag abend da, sechs Uhr, die verabredete Zeit. Alfons klingelt und wird in den Salon geführt. Wieder eine, diesmal tödlich lange Viertelstunde. Der würdige alte Diener erscheint endlich.

„Frau Rénouard ist heute nicht zu sprechen; aber es ist alles bereit. Haben Sie schon für den heutigen Tag die Gebühr gezahlt?"

„Für heute? Nein! Das vorige Mal —"

Der Diener sieht ihn ein ganz klein wenig höhnisch an. „Jede Sitzung hat ihre Gebühr. Darf ich bitten, mein Herr?"

Er überreichte ihm eine gestempelte Quittung, und Alfons holt seufzend das übliche Goldstück hervor.

„So," meint der Alte gravitätisch, „ich führe Sie jetzt in den intimen Salon. Sie werden dort bald ein Ausguckfensterchen finden und von ihm aus, selber ungesehen, das Fräulein beobachten können."

Alfons steht einen Augenblick später in einem fein dekorierten Zimmer. Die Möbel sehen zwar alle etwas nach dem Trödel aus, aber in seiner Aufregung merkt er nichts davon. Er befindet sich gerade vor dem wichtigsten Moment seines Lebens. Noch wenige Minuten, und sie wird sich ihm präsentieren, seine zukünftige Lebensgenossin. Wird sie seinen Wünschen entsprechen? Ein häßliches oder gleichgültiges Gesicht? Nein, das könnte er nicht ertragen, auch für 200,000 Franken nicht!

Die nächste Minute wird die Antwort auf alle diese Fragen bringen. Gespannter Erwartung voll preßt er sein Gesicht gegen die Scheibe des Ausguckfensterchens.

Jetzt — sie erscheint in einem etwas tiefer gelegenen, matt rosa beleuchteten Zimmer, schwarz gekleidet und einfach, eine hohe, schlanke Gestalt, die doch der Fülle nicht entbehrt. Kein Schmuck ziert sie, nur eine dunkelrote Rose prangt an der Stelle einer Brosche. Sie wendet ihm ihr Profil zu. Wie reizend ist sie! Ein bezaubernd schönes Mädchen! Langsam durchmißt sie mehrmals das Gemach, dann verschwindet sie.

Alfons! Mensch! Was hast du für ein Glück! Er stößt einen tiefen Seufzer der Sehnsucht aus — da erscheint auch schon der alte würdige Diener.

„Sie haben gesehen, mein Herr — was kann ich der Madame Rénouard berichten?"

„Ich bin entzückt — eine herrliche Erscheinung und ein liebliches Gesicht — meinen heißen Dank!"

Der Diener räuspert sich respektvoll. „Heute in acht Tagen," bemerkt er, „ist die Gegenprobe. Versäumen Sie nicht, sich rechtzeitig, noch etwas vor sechs Uhr, einzufinden."

„Die Gegenprobe — wie soll ich das verstehen?" fragt der unschuldige Alfons.

„Aber natürlich — am nächsten Montag werden Sie dort unten auf und ab schreiten, und das Fräulein wird Sie von hier aus beobachten. Wenn Sie dem Fräulein gefallen, dann ist alles in Ordnung."

Alfons hört etwas verwirrt diese Auseinandersetzung an und empfiehlt sich. Was für ein Glück ihm doch blüht! Natürlich wird er keine Sekunde zu spät kommen.

Er geht ins Café, wo ihn Felix lauernd beobachtet und von ungefähr fragt: „Na, warst du schon bei der Rénouard? Du bist so nachdenklich heute und lächelst so heimlich, du Schwerenöter! Gewiß, es geht mit dir etwas vor, du siehst so schwärmerisch aus."

„Ach, Spaß!" erwidert Alfons und holt tief Atem. „Ich dachte eben an ganz etwas anderes. Nein, bei der Rénouard war ich noch nicht, aber nächstens, es eilt ja nicht."

Felix läßt ihn grinsend stehen. —

Diese Woche vergeht noch langsamer als die vorige. Alfons befindet sich wie in einem Traum und versieht seinen Posten

noch kümmerlicher als früher. Mißbilligend sieht der Chef auf ihn und schüttelt das Haupt. Bei der nächsten Gelegenheit wird er den Träumer entlassen, der keinen Geschäftssinn hat. Aber Alfons merkt nichts von dem Ungewitter, das sich über ihm zusammenzieht, sein Geist schwebt in höheren Regionen, er bekümmert sich jetzt nur um die Antwort auf die wichtige Frage: Wie kann ich mich am vorteilhaftesten meiner Zukünftigen vorstellen? Er probiert allerlei Positionen vor dem Spiegel, läuft alle Tage zum Friseur, läßt seinen guten Anzug aufbügeln und studiert ein geniales Lächeln ein.

Parfümiert, frisiert, rasiert eilt er am Montag zu Mutter Rénouard. Der würdige Diener läßt sich die vorgeschriebene Gebühr zahlen und schiebt ihn in das Probegemach. Dort wandelt er aufgespreizt wie ein Pfau umher und nimmt schließlich am Lehnstuhl eine vorher eingelernte Pose ein, in der er sich, so denkt er, am besten ausnimmt. Er weiß ja, sie blickt in diesem denkwürdigen Augenblick auf ihn herab.

Der würdige Diener, der im Flur vor der Thür stehen geblieben ist, hüstelt und zieht ihn endlich heraus. Alfons wäre sonst noch eine Stunde geblieben.

„Frau Rénouard wird Sie morgen abend empfangen."

Natürlich, morgen fällt die Entscheidung. —

Er hat sich für diesen wichtigen Augenblick etwas Mut angetrunken, vor seinen Augen schwimmt alles hin und her. Was wird sie sagen?

Der würdige Diener nimmt ihm auch diesmal die „Gebühr" ab; es ist die vierte. Vierzig Franken! Der Spaß ist gar nicht so billig, wie es zuerst aussah. Die silberhelle Glocke erklingt. Er verneigt sich vor der Mutter Rénouard, die in ihrem Fauteuil am Pulte thront und ihn mit gefalteter Stirn, mit ernstem und strengem Antlitz empfängt.

„Mein Herr," sagt sie, „es thut mir leid. Das Fräulein hat sich trotz meiner Fürsprache und Empfehlung ungünstig über Sie ausgesprochen. Sie ist nicht zu bewegen und reflektiert nicht auf eine Verbindung mit Ihnen. Vielleicht versuchen Sie es später noch einmal, ich werde Ihnen Nachricht zukommen lassen. Eine junge Erbin mit 400,000 Franken ist in Sicht."

Alfons steht wie niedergedonnert da, aus allen seinen Himmeln gestürzt, und starrt wortlos und fassungslos auf die Agentin.

Madame Rénouard klingelt und sagt würdevoll: „Jean, helfen Sie dem Herrn in seinen Paletot. Ich empfehle mich Ihnen."

— — — — — — — — — — — — — —

Alfons meidet jetzt die Rue de Rambuteau und läßt sich vor seinem Freunde Felix nicht mehr sehen. Mutter Rénouard betreibt ihr Geschäft mit glänzendem Erfolge weiter. Nach wie vor spaziert das zu diesem Zweck auf eine Stunde täglich engagierte schöne Fräulein vor einem von denen auf und ab, die bekanntlich „nicht alle werden". Hy.

Neue Erfindungen: I. Das Pianola. — Heutzutage giebt es in jeder halbwegs wohlhabenden Familie der Städtebewohner ein Piano, denn die Musikleidenschaft ist allenthalben größer als jemals vorher. Leider bringt es nicht jeder der Millionen Musikbeflissenen trotz langjähriger Studien zu einer genügenden Fertigkeit, um mit seinem Spiele der zuhörenden Menschheit Freude zu machen. Diesem Uebelstande will ein Erfinder im unmusikalischesten Lande der Erde, in England, wo man aber die Musik um so heftiger liebt, durch die Konstruktion eines Instrumentes ein Ende machen, das er „Pianola" genannt hat, und mit Hilfe dessen jedermann ohne Ausnahme ein Klaviervirtuose werden und die schwierigsten Stücke in vollendeter Weise vortragen kann. Das Pianola ist nämlich ein mechanisches Werk, im Aeußeren einem Harmonium ähnlich. Es wird mit dem geöffneten Klavier verbunden, dann setzt man einen aufgerollten, durchlochten Streifen von festem Papier ein, der nach Art der Pappscheiben und Pappstreifen für die zahlreichen schon bekannten mechanischen Musikwerke das betreffende Musikstück enthält, und setzt durch Treten der Pedale das Pianola in Bewegung. Der Papierstreifen läuft über Stifte, diese öffnen Klappen, die mit Bälgen in Verbindung stehen. Die ausströmende Luft wirkt auf eine Anzahl Hämmer, und diese endlich bearbeiten kunstgerecht die Tasten des Klaviers. Gewisse Vorrichtungen gestatten, die Stärke des Anschlags zu modifizieren, vom leisesten Piano bis

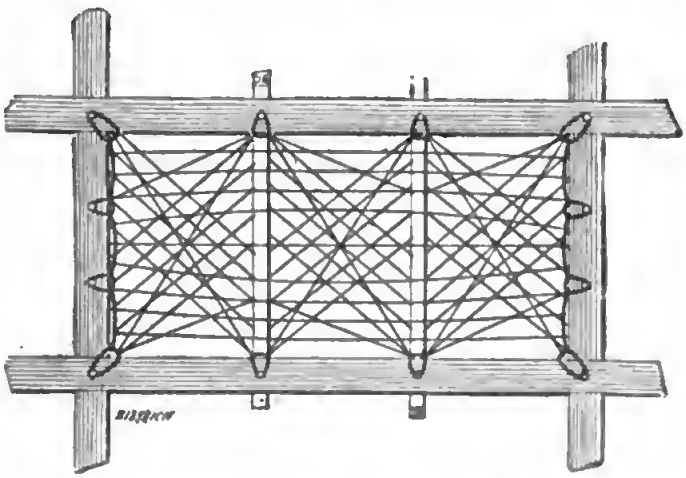
zum Fortiſſimo. Die Wirkung iſt der eines von kunſtgeübter Hand geſpielten Pianos ſehr ähnlich, die Menge, ſowie die Länge der Muſikſtücke unbeſchränkt. Ein einzelner Menſch kann mittels

Das Pianola.

des Pianola auch vierhändige Stücke auf dem Klavier ſpielen, was ſonderbar klingt, aber ganz natürlich iſt, da die Menge der angeſchlagenen Taſten ja nur von der Zahl der Oeffnungen im Notenſtreifen abhängt. Hervorragende Muſiker haben ſich bereits

über das Pianola sehr anerkennend ausgesprochen, doch kann die Hoffnung des Erfinders, daß es fortan keine Pianos, die schlecht oder gar nicht gespielt werden, mehr geben werde, erst in Erfüllung gehen, wenn der gegenwärtig noch sehr hohe Preis des Pianola (etwa 1400 Mark) so weit ermäßigt ist, um auch schwächeren Börsen die Anschaffung zu ermöglichen. O. H.

II. Verbesserungen der Monierbauweise. — Das sogenannte Moniersystem ist eine neuerdings immer mehr mit bestem Erfolge zur Anwendung gelangende Bauweise, wobei die einzelnen Baukörper aus einem Eisengerippe mit Zementumhül-



Konstruktion eines Fussbodens nach dem System Matrai.

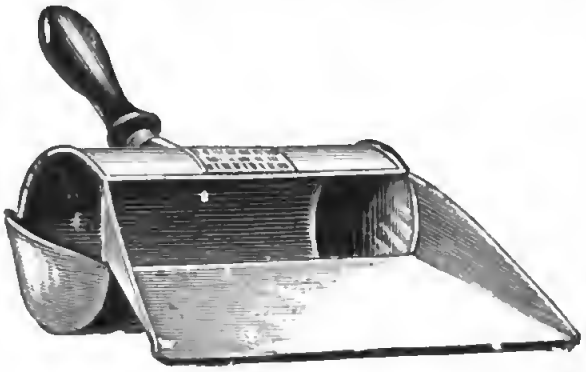
lung bestehen. Man bildet aus 5 bis 25 Millimeter starkem Rundeisen ein weitmaschiges Gerippe und formt es, mit Zement umhüllt, zu ebenen und gekrümmten Platten, zu Füllkörpern, Trag- und Hohlkörpern, die sowohl den inneren wie den äußeren Druck aufnehmen. Grundsätzlich ist dabei das Eisen in solcher Lage und Stärke in den Zementkörper einzubetten, daß es die Zugspannungen aufzunehmen vermag, während dem druckfesten Zement die Druckspannungen zugewiesen werden. Man stellt gegenwärtig nach dem Moniersystem unter anderem her: Brücken und Wölbungen; Durchlässe, Tunnel, Kanäle und Röhren; Kappengewölbe in Fabriken und Speichern unter gleichzeitiger glutsicherer Ummantelung aller freibleibenden Eisenteile und Säulen; Platten zu Fußböden und Trottoirs; Wände, Futtermauern und Treppen.

Digitized by Google

Neuerdings ſind nun verſchiedene Verbeſſerungen und Abänderungen der Monierbauweiſe zur Anwendung gelangt, von denen hier die Methoden von Hennequin, Coignet, Cottancin und Matrai namhaft gemacht ſeien. In beſonders umfangreicher Weiſe wurde davon bei der Herſtellung der Bauten für die letzte Pariſer Weltausſtellung Gebrauch gemacht, deren Errichtung binnen ſo kurzer Zeit ſonſt wohl kaum möglich geweſen ſein würde. Dort wurde zum Beiſpiel der vielgenannte Rieſenglobus nach dem Syſtem von Matrai, Profeſſor am Budapeſter Polytechnikum, hergeſtellt, das ſich vorzüglich bewährt hat. Seine Eigentümlichkeit beſteht darin, daß an Stelle der ſtarren Eiſenſtäbe biegſame Drähte treten, welche eine Art von Gitterwerk bilden zwiſchen den feſten Teilen des Zimmerwerkes. Bei der Herſtellung eines Fußbodens oder einer Zimmerdecke werden beiſpielsweiſe dieſe Drähte in der aus unſerer Abbildung erſichtlichen Art angebracht; die einen ſenkrecht zum Balkenwerk, die anderen quer, alle aber, ohne ſtraff angeſpannt zu ſein. Ihre Anzahl und Stärke richtet ſich nach der zu tragenden Belaſtung. Der Vorteil beſteht darin, daß bei dieſer Anordnung die Spannung ſtets genau die gleiche in allen Teilen des Gitterwerkes iſt, und die Schwere der Belaſtung, welche ein ſolches Gerippe nach der Umhüllung mit Zement zu tragen vermag, iſt eine ganz überraſchend hohe. Fr. R.

III. Kehrichtſchaufel mit Staubfänger. — Das Aufſegen des Staubes und Schmutzes, der ſich in Wohnräumen anſammelt, gehört an jedem Morgen zu den regelmäßigen Arbeiten in einem geordneten Hausweſen. Es iſt nun, wie jeder Hausfrau bekannt, ſehr läſtig und unangenehm, daß der beim Aufſegen des Kehrichts auf eine gewöhnliche Schaufel ſich entwickelnde Staub im Zimmer wieder auffliegt, ſelbſt wenn das Fegen noch ſo behutſam erfolgt. Dadurch wird nicht nur die Zimmerluft verſchlechtert, ſondern auch die Möbel u. ſ. w. leiden darunter. Vom hygieiniſchen wie auch vom praktiſchen Standpunkte aus verdient daher ein neuer Apparat, der dieſe Uebelſtände beſeitigt, warme Empfehlung. Die abgebildete neue Kehrichtſchaufel aus ſtarkem Weißblech, mit ſchwarzpoliertem Holzgriff verſehen, iſt hinten um ein Drittel verdeckt. Hierdurch

wird der aufwirbelnde Staub sofort aufgefangen und wieder heruntergedrückt, so daß er also auf oder richtiger in der Schaufel bleiben muß. Außerdem besitzt der Apparat am hinteren Ende eine starke Vertiefung, in die man den Kehricht gleich hineinfegen kann, ohne daß er von der Schaufel wieder herunterfällt. Dadurch spart man wesentlich an Zeit; man braucht die Schaufel nicht fortwährend auszuleeren, sondern kann bequem sämtliche Zimmer hintereinander auffegen. E. M.



Kehrichtschaufel mit Staubfänger.

Die Liebesprobe. — In einer Nürnberger Chronik vom Jahre 1487 findet sich folgende ergötzliche Geschichte. Eine junge Frau, welche ihren Mann mit allen erdenklichen Kosenamen umschmeichelte, versicherte denselben täglich und stündlich ihrer unwandelbaren und treuen Liebe, und wie sie, wenn es von ihr gefordert würde, gern und freudig für ihn sterben wolle. In die letztere Versicherung setzte der Mann einigen Zweifel, und er beschloß, sich durch eine Probe zu vergewissern, ob der Opfermut seiner Frau wirklich zu diesem Heroismus hinanreiche.

Nach einigen Tagen stellte sich der Mann verdrießlich, und als die Frau ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit fragte, gab er ausweichende Antworten, gestand dann endlich auf weiteres Drängen, wie ein böser Traum die Ursache seiner Betrübnis wäre. Den Traum selbst wollte er aber durchaus nicht mitteilen, und erst nach langem Bitten, Schmeicheln und Flehen erzählte er, der Todesengel sei ihm im Traume erschienen und habe ihm angekündigt, daß er an dem und dem Tage in der Nacht um zwölf Uhr sterben müßte; das werde ihm aus besonderer Gnade geoffenbart, damit er sein Haus bestellen könne. Diese Traumerscheinung sei ihm in der Samstagnacht geworden, und Samstagsträume gingen ja bekanntlich immer in Erfüllung. Wenn er sich nun

auch vor dem Tode gerade nicht fürchte, so hätte er doch recht gern noch einige Jahre gelebt, um den alten Onkel zu beerben, welches Erbteil aber, wenn er vor dem Onkel zur Ewigkeit abberufen würde, für seine Familie verloren gehe. Wohl habe der Engel gesagt, er könne vor diesem frühen Tode nur dann bewahrt bleiben, wenn ein anderer Mensch bereit sei, für ihn zu sterben; aber ein solcher Mensch sei wohl nicht zu finden, und so müsse er morgen in der Nacht um zwölf Uhr sterben, denn dann komme der Todesengel, um ihn abzuholen.

Die junge Frau war sofort bereit, das rettende Opfer zu bringen, und unter Küssen und Liebkosen versicherte sie ihrem Mann, gern für ihn sterben zu wollen. Der Mann wollte zwar dieses Opfer durchaus nicht annehmen, aber sie ließ mit Bitten nicht nach, bis er einwilligte. Das Pärchen vereinbarte dann, daß morgen abend die Frau in ihres Mannes Bett, und dieser in der Nebenkammer sich zum Schlafe niederlegen sollte.

Wie vereinbart, so geschah es. Geduldig legte sich die Frau in das Bett des sicheren Todes, nachdem sie unter einem Thränenstrome Abschied von ihrem Manne genommen hatte, aber — einschlafen konnte sie nicht; es war doch auch gar zu traurig, gesunden Leibs und Seele, noch so jung und lebensfroh schon sterben müssen.

Mitternacht war da. Da erhob sich in der Kammer der Mann leise von seinem Lager, zog das weiße Bettlaken über sein Haupt, steckte die Füße in Pantoffeln und schlürfte so auf das Bett seines todesmutigen Weibchens los. Die Frau sieht den Todesengel nahen, sie schwitzt vor Angst fast Blut, und wie der Fürchterliche die Arme nach ihr ausstreckt, schreit sie schnell und laut: „Ach, lieber Tod, du irrst dich! Ich bin ja die Frau! Mein Mann liegt dort in der Kammer!“ C. T.

Alles in Feld und Wald lebende Getier ist mit einem eigenartigen, scharf ausgeprägten Erkennungsvermögen ausgerüstet, wonach es den wirklich mordenden Raubfeind von dem weniger gefährlichen Feind mit großer Sicherheit unterscheidet. Gewahrt ein Tier seinen mordenden Erbfeind, so gerät es in eine namenlose Angst, Furcht und Bestürzung, auch wenn es diesen noch nie vorher gesehen hat. Stößt zum Beispiel ein Hase oder

ein Reh auf einen des Weges kommenden Menschen, so werden beide Tiere allerdings die Flucht ergreifen, doch geschieht dieses weniger aus Angst und Furcht, als aus angeborener Scheu. Anders gestaltet sich der Vorgang, wenn das Reh einen Fuchs erblickt, oder wenn das Bellen eines Hundes an das Ohr des Hasen schlägt. Beide Tiere geraten in eine hochgradige Bestürzung und Angst, die sich durch das Zittern des Leibes, den beschleunigten Atem und das Aufreißen der Augen am deutlichsten abspiegelt. Denn der Fuchs ist der mordende Erbfeind von Hase und Reh, während bekanntlich „viele Hunde des Hasen Tod" sind.

Auch das unter dem Schutz des Menschen stehende Pferd, selbst wenn es noch nie zuvor einen Bären gesehen hat, erkennt sofort in „Meister Petz" seinen blutdürstigsten Raubfeind. Trifft ein Pferd mit einem an der Kette geführten, unschädlichen braunen Bären auf einer Straße zusammen, so scheut es entsetzt auf, um sofort heftig zitternd in Angstschweiß auszubrechen. Das Pferd befindet sich in einer entsetzlichen Furcht, die sich im Aufblähen der Nüstern, dem Schnaufen nach Luft, den starren Blicken und anderen Zeichen einer tiefen Erregung äußert.

Das geduldige und sanfte Lamm, das noch nie einen Wolf gesehen, erhebt ein schauerliches Angstgeschrei, wenn es jenen heulen hört, um dann blindlings davonzurennen.

Diese berechtigte Angst ist nicht nur allein bei den Säugetieren, sondern auch bei allen Sing-, Wild- und Geflügelvögeln in noch schärferem Maße ausgeprägt. Die Furcht und Angst der auf dem Felde hausenden Vögel oder der im Hause gehaltenen Geflügelvögel ist um so begründeter, da sie dem scharf äugenden Räuber meist schutzlos gegenüberstehen.

Ein Bild dieser entsetzlichen Angst sehen wir in den Rebhühnern, die Winter und Sommer von den mordenden Feinden, den geflügelten Räubern, wie Habicht und Bussard, verfolgt werden.

Eine Kette Rebhühner zieht an einer Wegegrenze äsend entlang, wobei sie von Zeit zu Zeit ein lautes „Tschirrie — girhäk — girhäk" ertönen läßt. Urplötzlich erstirbt dieser Lockruf, um in einem unverständlichen, leisen Zischlaut zu enden,

denn ein Habicht, ein mordender Feind, erſcheint in Sicht. In ängſtlicher Befangenheit ſchmiegen ſich die Rebhühner platt gedrückt zur Erde oder in die weiche Schneedecke ein, um ſtundenlang in dieſer Stellung zu bleiben. Kein Laut ertönt, und ebenſowenig wagt ein Huhn in die naheſtehende, Schutz und Deckung gewährende Strauchhecke einzufliegen, wohl wiſſend, daß dieſer kurze Flug ſein Leben koſtet.

Erſt wenn der Räuber abzieht und außer Sicht iſt, erheben ſich die Rebhühner aus der erdrückenden Beängſtigung, um im ſchnellen Fluge einer Strauchhecke zuzufliegen.

Auf dieſen Aufflug hat der liſtige, nur ſcheinbar abgezogene Räuber im Hinterhalt liegend gewartet, der nun mit verdoppelter Geſchwindigkeit auf die Hühner einfällt. Die wiederum verfolgten Rebhühner ſtoßen ängſtliche Klagetöne aus, die ſchaurig über die Ebene hallen. Je näher der nach Blut lechzende Räuber heranrückt, deſto ängſtlicher und verzweifelter ertönt der Ruf nach Hilfe. Einige dieſer Hühner ſind glücklich in ein Gebüſch eingefallen, während einige ſchwächere Tiere abgeſprengt wurden.

In wilden Stößen fällt der Räuber auf eines der Rebhühner ein, das nunmehr den Tod vor Augen ſieht und ein durchdringendes Angſt- und Todesgeſchrei ausſtößt. Dieſer vom Rebhuhn ausgeſtoßene Todesſchrei iſt ſo ſchaurig-ängſtlicher Art, daß ſelbſt ein Laie, der ihn zum erſtenmal vernimmt, dieſen als den Schrei eines zu Tode gequälten Huhnes erkennt.

Je mehr das geängſtigte Huhn aufſchreit, deſto mordgieriger ſtößt der Räuber auf ſein Opfer. Zwei bis drei Stöße genügen; dann ertönt das abgebrochene Röcheln des geſchlagenen Huhnes. Der Räuber hat ſein Opfer ergriffen und ſchlägt dieſem die ſcharfe Waffe in den Leib, um ſich an dem rauchend-warmen Blute zu berauſchen und darauf das arme Rebhuhn zu zerfleiſchen.

Ein intereſſantes Bild im Empfinden und Uebertragen der Angſt und Furcht bietet zuweilen das im Hofraume oder Garten Futter ſuchende oder gackernde Hühnervolk. Eine Hühnermutter, die mit ihren kleinen Küchlein im Hofe einen ſcharrenden und glucksenden Spaziergang unternimmt, läßt plötzlich ein langgezogenes „Göööged“ ertönen. Dieſer Warnungsruf wirkt wie

ein elektrischer Schlag auf das Hühnervolk. Sämtliche Hühner springen auf und blinzeln nach den Wolken, wo ein Habicht sein Spiel treibt. Auch der Räuber hat das Hühnervolk eräugt und nähert sich demselben in beschleunigter Flugart.

Ob dieser Wahrnehmung fährt den Hühnern ein gewaltiger Schreck in die Glieder. Sie taumeln wie betrunken umher, erheben ein Zetergeschrei, als sitze ihnen der Räuber schon im Nacken, und rennen blindlings umher, ohne den nahen, offenen Stall zu finden.

Pfeilschnell schießt der gefürchtete Räuber hernieder. Zur selben Sekunde ertönt ein von allen Hühnern ausgestoßenes Schreck- und Angstgezeter, vermischt mit dem Todesschrei des geschlagenen Küchleins, und ebenso schnell ist der Räuber mit seiner Beute verschwunden.

Ueber dem Hühnervolke waltet Todesstille und Todesruhe. Kein Huhn wagt zu schreien, kein Hahn kräht, denn auf allen lastet wie ein Alp die entsetzliche Furcht. Dieses Furchtgefühl wird aber nicht allein von den alten Vögeln empfunden, sondern wird schon den kleinen Nestlingen in der Jugend eingeprägt. Dieses Einprägen der Scheu oder Furcht, sowohl vor Tieren wie Menschen, ist ein Problem, das auf einem physisch-seelischen Handeln beruht, dessen Bedeutung nur der zur Gattung gehörende Vogel versteht.

Nähert man sich einem Vogelnest, etwa einem Dohlenhorst, in dem sich Nestlinge befinden, so kann man diese, in Abwesenheit der Eltern, zwar nicht nur aus dem Neste nehmen, sondern sie auch recht schön füttern, ohne daß sie die geringste Furcht empfinden. Diese Furchtlosigkeit verschwindet jedoch sofort, wenn die Alten in Sicht kommen und am Nestorte die fremde Gestalt erblicken.

Unter ängstlichem Flattern umkreisen sie den Horst, wobei fortwährend krächzende Warnungsrufe ertönen, deren Ausführung die kleinen Nestlinge auch sofort befolgen. Denn während die Nestlinge noch wenige Minuten vorher das von Menschenhand gereichte Futter mit Heißhunger verzehrten, ducken sie sich jetzt sofort nieder, ziehen den Hals ein, schließen die Augen und verschmähen jedes weitere Futter. Solange der Warnungsruf

der Eltern ertönt, so lange verbleiben sie in der größten Schweigsamkeit. Entfernt sich die Person vom Neste, so wird die junge Brut durch ein hell klingendes Gekrächze davon in Kenntnis gesetzt, worauf sie auch sofort den Schnabel aufreißen und sich in ungestümer Weise von den alten Dohlen füttern lassen.

Wie und auf welche Weise dieses Fürchten den jungen Vögeln eingeprägt wird, und wie sie es verstehen lernen, ist ein Geheimnis der Natur.. C. Sch.

Die Brüder des Kaisers von China. — An Prinzen hat das „Reich der blumigen Mitte" durchaus keinen Mangel, denn es giebt dort nicht weniger als ungefähr 6000 anerkannte Prinzen verschiedener Grade. Neben den Vatersbrüdern des regierenden Kaisers Kuangßü stehen unter jener Schar von bezopften Fürstlichkeiten seine drei jüngeren Brüder im Range obenan. Der älteste von ihnen ist der achtzehnjährige Prinz Tschun, dann folgt der sechzehnjährige Prinz Tsaihsün und der dreizehnjährige Prinz Tsaitao. Sie statteten kürzlich in Begleitung des Herzogs Schuntscheng, des Generals z. D. Yintschang und Changyenmaos der deutschen Gesandtschaft zu Peking einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit die interessante photographische Aufnahme gemacht wurde, die unsere Illustration wiedergiebt. In der vordersten Reihe stehen darauf von links nach rechts: Tsaitao, Schuntscheng, Tschun, Tsaihsün, Changyenmao (etwas zurück) und Legationssekretär v. Bohlen; in der mittleren: Yintschang, Feldmarschall Graf v. Waldersee, Gesandter Dr. Mumm v. Schwarzenstein, Legationsrat Freiherr von der Goltz und Leutnant Freiherr von der Goltz. In der hinteren Reihe: Dolmetsch Krebs, Leutnant v. Rauch, Hauptmann Wilberg, Dolmetsch Dr. Merklinghaus und Legationssekretär v. Bergen. Besonderes Interesse erregte bei allen Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft der Prinz Tschun, dessen artige Manieren und sicheres, jedoch durchaus bescheidenes Auftreten in Verbindung mit seinem lebhaften Wesen den besten Eindruck machten. Sollte dieser Prinz, wie es hieß, mit der Führung der Entschuldigungsgesandtschaft beauftragt werden, die nach erfolgter Wiederherstellung der friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China nach Berlin gehen soll, so würde die Dynastie des himmlischen Reiches bei

Die drei jüngeren Brüder des Kaisers von China mit ihren Begleitern bei einem Besuche in der deutschen Gesandtschaft zu Peking.

Digitized by Google

dieſem wichtigen Anlaß von einem Prinzen vertreten ſein, der beſſer als irgend ein anderes Mitglied des Hofes für die mannigfachen ſympathiſchen Eigenſchaften zeugen könnte, die den vornehmen Mandſchu und den gebildeten Chineſen überhaupt auszeichnen. Fr. R.

Ein tüchtiger Geſchäftsmann. — In dem amerikaniſchen Staate Dakota, in einem kleinen, hinterwäldleriſchen Städtchen, brach eines Tages in dem Laden eines Leinwandhändlers Feuer aus. Die Feuersbrunſt wurde gelöſcht, und das war ein Glück, denn die ganze Stadt, die aus Holz gebaut war, wäre ſonſt vielleicht dem Feuer zum Opfer gefallen. Schließlich entdeckte man, daß der Ladenbeſitzer das Feuer ſelbſt angelegt habe. Man verhaftete ihn, und er geſtand, daß er in der That zum Brandſtifter geworden ſei, um die Verſicherungsſumme herauszuſchlagen. Die Nachricht von dieſem Geſtändnis drang in die Oeffentlichkeit, und die Hinterwäldler verſtanden keinen Spaß. Sie ſtürmten das Gefängnis, holten den Brandſtifter heraus und hingen ihn an einen Laternenpfahl. Die Polizei kam aber noch im letzten Augenblick hinzu, ſchnitt den Gehängten ab, trug ihn nach dem Gefängnis zurück, und es gelang, den Brandſtifter wieder ins Leben zurückzurufen. Man machte ihm den Prozeß, und er wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Als er ſeine Strafe abgebüßt hatte, kehrte er nach der Stadt, die ſich unterdes großartig entwickelt hatte, zurück. Aber er kam nicht beſchämt, erdrückt von dem Gefühl der Schande und beſcheiden nach ſeinem Heimatsorte zurück, ſondern er zog auf einem Triumphwagen ein, der prachtvoll dekoriert war und auf dem eine ſtarke Muſikbande paukte und blies. Ganz oben an der Spitze des Wagens war eine Stange befeſtigt, und hier ſah man auf purpurnem Hintergrunde einen Halskragen angeheftet. Unter dieſem aber prangte die Inſchrift: „Der Lebensretterkragen, aus vierfacher Leinwand gearbeitet. Ich trug ihn, als ich gelyncht und gehängt wurde; er rettete mir mein Leben. Wer klug iſt, kauft die Faſſon ‚Lebensretter‘.“

So zog der ſmarte Geſchäftsmann durch die ganze Stadt, und als er einige Stunden ſpäter ſein Leinwandgeſchäft wieder eröffnete, hatte die Art ſeiner Reklame ſeinen braven Mitbürgern

so imponiert, daß sie ständige Kunden des Zuchthäuslers wurden, und er ein glänzendes Geschäft machte. A. O. Kl.

Die Booksbeutelei. — Unter der Bezeichnung „Booksbeutel" und „Booksbeutelei" verstand man und versteht man vielfach noch hie und da, besonders in Norddeutschland, das starre, eigensinnige Festhalten an mehr oder weniger unsinnigen Sitten und Gebräuchen, die im Verlaufe der Zeit nach den Begriffen verständiger Menschen zu Lächerlichkeiten geworden sind. Aus „Book", dem alten niederdeutschen Worte für „Buch", ist der sonderbare Ausdruck entstanden. In alter Zeit pflegten nämlich die Damen, wenn sie Sonntags in die Kirche gingen, ihr Gebet- und Gesangbuch in einem Beutelchen oder Handtäschchen mitzubringen.

Zuerst waren diese Beutelchen nur aus einfachem, meist schwarzgrauem Stoffe angefertigt; dann aber ließ plötzlich in einer großen norddeutschen See- und Handelsstadt eine neuerungssüchtige Dame sich einen solchen Beutel aus dem feinsten und teuersten schwarzen Sammet machen und ihn noch dazu mit schwerem grauen Atlas ausfüttern. Es erregte viel Aufsehen, als sie damit in der Kirche erschien, und die rasche Folge davon war, daß notwendigerweise nunmehr auch die anderen Damen solche seidengefütterte Sammetbeutel haben mußten, wie es ja gewöhnlich bei neuen Moden so der Fall ist.

Die erfindungsreiche Dame freute sich zuerst darüber, dann aber versuchte sie wiederum ihre Mitbürgerinnen in Bezug auf den „Booksbeutel" zu übertrumpfen. Sie war die Witwe eines reichen Kaufmannes und besaß viele Gold- und Silbersachen, sowie auch Juwelenschmuck. Leider aber entstammte sie keinem Patriziergeschlechte, sondern war nur eine einfache Bürgerstochter, und ihr seliger Ehemann hatte nicht zu den Senatoren oder anderen Stadtgewaltigen gehört. Es gab damals Aufwandsgesetze, welche es den Frauen und Töchtern der Bürger untersagten, sich auf übermäßige Art mit Juwelen und dergleichen Kleinodien zu behängen. Solcher Beschränkung waren die weiblichen Angehörigen der Patrizier nicht oder doch nicht in demselben Grade unterworfen.

Die eitle Kaufmannswitwe wußte sich jedoch zu helfen. War

es ihr verboten, sich selbst mit allen ihren Juwelen zu schmücken, so bezog sie doch das strenge Aufwandsgesetz nicht auch auf ihren Buchbeutel. Diesen ließ sie also auf zierliche und geschmackvolle Art mit reicher Perlen-, Edelstein- und Goldstickerei versehen und übertrumpfte damit richtig abermals alle anderen Damen, welche darüber in begreifliche hohe Aufregung gerieten. Diejenigen, welche die nötigen Mittel dazu besaßen oder aufzutreiben wußten, beschlossen, das Beispiel der Witwe zu befolgen; alle die aber, welche darauf Verzicht leisten mußten, vergingen fast vor Neid und Verdruß.

Auch die drei Töchter des regierenden Herrn Bürgermeisters kamen ganz außer sich über das neueste wichtige Modeereignis aus der Kirche nach Hause.

„Na, was fehlt euch denn eigentlich?" fragte der gestrenge Papa.

„Wir müssen notwendig neue Booksbeutel haben, Vater!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Was?" rief er. „Vor kurzem erst habt ihr schöne atlasgefütterte Sammetbeutel erhalten, und jetzt —"

„Die genügen nicht mehr! Es müssen goldgestickte, mit Perlen und Edelgestein verzierte Beutel sein."

„Ei der Tausend! Was mögen denn wohl solche Beutel kosten?"

„Erschrick nur nicht darüber, Papa! Die Dame, welche mit der neuen Mode den Anfang gemacht hat, sagt, daß ihr neuer Booksbeutel über tausend Thaler wert sei."

„Das ist ja unerhört! Ihr verlangt doch wohl nicht, daß ich solche teure Booksbeutel auch für euch beschaffe?"

„Ich muß jedenfalls einen haben," sagte die älteste Tochter.

„Ich auch," versicherte die zweite.

„Ich nicht weniger!" rief die dritte und jüngste.

Dabei begannen sie alle drei herzbrechend zu schluchzen.

„Nun, beruhigt euch nur," sagte der gestrenge Herr gerührt. „Ich will's versuchen, eure Gemüter von der Sorge zu befreien. Als Bürgermeister und als Vater halte ich das für meine ernste Pflicht."

„Du beabsichtigst, uns solche kostbare Booksbeutel zu schenken?" fragten hoffnungsfroh die drei.

Lächelnd schüttelte er den Kopf und sprach: „Nein, gewiß nicht. Ich meine es anders. Sorgen will ich dafür, daß schleunigst zu dem für unsere gute Stadt gültigen Kleideraufwandsgesetz ein Nachtragsverbot erlassen werde, welches sich auf derartige mit Gold, Perlen und Edelsteinen verzierte Booksbeutel bezieht. Sammetbeutel einfacher Art sollen nach wie vor erlaubt sein; darüber hinaus aber soll kein Booksbeutelluxus von unseren Damen getrieben werden. Verstanden? Also getröstet euch nur kurze Zeit, meine Lieben!"

Der Bürgermeister berief zu einer schleunigen außerordentlichen Sitzung die Senatoren und die anderen Ratsmitglieder. Einstimmig billigten die weisen Herren — für welche ja, da sie selbst verheiratet und mit Töchtern gesegnet, auch gleiche Sparsamkeitsrücksichten in Frage kamen — den vernünftigen Antrag, und der Beschluß wurde zum Gesetz, daß fortan kein übertriebener Luxus mit Booksbeuteln getrieben werden dürfe. Die reiche Witwe mußte zu ihrem größten Verdrusse die Perlen-, Edelstein- und Goldstickerei von ihrem Booksbeutel wieder abtrennen lassen, und diese sonderbare Art von Booksbeutelei hatte damit ein Ende. F. L.

Richard III. im Manöver. — Im Jahre 1767 fand in der Nähe von London ein großes Truppenmanöver vor König Georg III. und dessen zahlreichem glänzenden Gefolge statt. Viele tausend Londoner eilten zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen hinaus zu diesem militärischen Schauspiel, unter ihnen auch David Garrick, der berühmte Schauspieler und Theaterdirektor, der zu solchem Behufe einen alten störrigen Reitklepper bestiegen hatte. Er gelangte glücklich damit in die Nähe des Königs, wurde auch von diesem bemerkt, und seine respektvolle Verneigung durch ein herablassendes leichtes Kopfnicken huldvoll erwidert. Da donnerten plötzlich die sämtlichen Kanonen einer nahebei postierten Feldbatterie eine Salve. Garricks Pferd wurde darüber scheu, machte einen Sprung, bäumte sich und warf seinen Reiter ab ins weiche Heidekraut, worauf es querfeldein davonlief, aber rasch von einigen Dragonern eingefangen wurde. Ein größeres Publikum hatte Garrick noch bei keiner Darstellung gehabt. Hunderttausend und mehr Menschen brachen bei seinem etwas komisch aussehen-

den Mißgeſchick in ſchallendes Gelächter aus. Der Künſtler aber erhob ſich, nahm mit raſcher Geiſtesgegenwart die Haltung Richards III. an und rief, wie er ſo oft gerufen auf der Bühne in der Scene, welche die Schlacht bei Bosworth darſtellt: „Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!“

Da klatſchten die Leute begeiſtert in die Hände und ſchrieen: „Bravo! Hoch lebe Garrick!“

Georg III. ſagte in gnädiger Laune lächelnd: „Laßt ihn nicht wieder auf den alten furchtſamen Gaul ſteigen! Es wäre ſchade um ihn und auch um Englands theatraliſche herrliche Kunſt, wenn er etwa bei einem zweiten derartigen Purzelbaum den Hals brechen müßte. Bringt ihm eines von meinen gut zugerittenen däniſchen Pferden.“

Dem Befehle des Königs wurde alsbald Folge geleiſtet, und dem berühmten Künſtler ein prächtig aufgezäumter Schimmel, ein durchaus zuverläſſiges Tier, zugeführt, eine für Garrick ſehr ſchmeichelhafte Auszeichnung, welcher er denn auch alle Ehre zu machen ſich bemühte. Richard III. brauchte an dieſem ſchönen Manövertage nicht zum zweitenmal nach einem Pferde zu rufen. F. L.

Zeichen der Ziviliſation. — Warum unſeren ſchwarzen Menſchenbrüdern gerade der Frack, der Cylinder und der Regenſchirm als höchſte Zeichen der Ziviliſation erſcheinen, iſt ein Geheimnis, das noch kein Ethnograph und kein Pſychologe ergründet hat. Aber es bleibt eine Thatſache: der Schwarze erſtrebt, kaum daß er mit der europäiſchen Ziviliſation in Berührung gekommen iſt, nichts ſo heiß, als den Beſitz dieſer Gegenſtände, die ihn nach ſeiner Meinung ſofort zu einem Gentleman machen. Auf den Inſeln der Südſee laſſen ſich die Schwarzen von den Miſſionaren oft nur bekehren, um einen dieſer „Fetiſche“ zu erlangen. Für einen alten Frack oder Cylinder ſind ſie im ſtande, monatelang einen von den Miſſionaren kaum zu zügelnden frommen Eifer zu entwickeln. Unſere höchſt originelle Photographie zeigt einen Eingeborenen des engliſchen Teils der Salomonsinſeln, der ſeine menſchenfreſſeriſchen Sitten aufgegeben hat, um Chriſt zu werden. Es iſt ihm gelungen: er beſitzt einen Frack, einen Cylinder und einen Regenſchirm. Angethan damit, die Bibel in

der Hand, begiebt er ſich jetzt zurück ins Innere der Wälder. Er will als Miſſionar unter ſeinen Genoſſen wirken und kommt ſich höchſt majeſtätiſch und ehrfurchtgebietend vor. Aber ach, die

Ein ſchwarzer Miſſionar.

engliſchen Miſſionare kennen den Ausgang. Wenn die äußeren „Zeichen der Ziviliſation" dahin ſind, dann pflegt meiſt auch das bißchen angelernte Chriſtentum verloren gegangen zu ſein, und der „ſchwarze Miſſionar" verzehrt wieder im Kampfe er-

ſchlagene Feinde mit demſelben Behagen wie ſeine unbefrackten Genoſſen. Auch auf den Salomonsinſeln liegt das Lächerliche und das Furchtbare dicht bei einander, wie überall auf der Erde. F. Z.

Ein ſeltſames Korreſpondenzmittel. — Im Beſitze eines Raritätenſammlers in Paris, der bedeutende Summen ausgiebt, um beſonders intereſſante Banknoten aus aller Herren Länder zu erhalten, befindet ſich eine engliſche Fünfpfundnote, an welche ſich folgende Geſchichte knüpft. Dieſe Note wurde 1823 auf einem Handelscomptoir zu Liverpool in Zahlung gegeben, und der Beſitzer der Firma, der ſie in Empfang nahm, bemerkte, als er die Note gegen das Licht hielt, um ihre Echtheit zu prüfen, einige blaßrote Zeichen auf derſelben, welche ſich bei näherer Unterſuchung als halbverwiſchte Buchſtaben herausſtellten, welche zwiſchen die gedruckten Zeilen und auf das weißgebliebene Papier geſchrieben waren. Nach unſäglicher Mühe gelang es, folgendes zu entziffern: „Wenn dieſe Note in die Hände von John Dean in Carliſle kommen ſollte, ſo mag er aus dieſen Zeilen entnehmen, daß ſein Bruder in Algier in Sklaverei ſchmachtet.“ — Genanntem Dean wurde Mitteilung von dieſer Entdeckung gemacht, und er rief ſofort die Hilfe der Regierung an, um ſeinen Bruder befreien zu helfen, der bereits ſeit zehn Jahren für verſchollen galt, als ſein ſonderbarer Brief endlich an die richtige Adreſſe kam. Es glückte ſeinem Bruder mit Hilfe der engliſchen Behörden, ihn gegen Erlegung eines Löſegelds frei zu machen und nach England zurückzubringen. E. K.

Geſchäftliches Unglück einer großen Sängerin. — Adeline Patti, die gefeierte Diva, wurde einmal in Paris eingeladen, in dem Salon eines vornehmen Hauſes bei Gelegenheit einer Abendgeſellſchaft einige Arien vorzutragen, und erntete an jenem Abend ungeheuren Beifall. Am folgenden Morgen erhielt die Sängerin von ſeiten des Gaſtgebers ein Etui mit einem Paar prachtvoller Brillantohrringe zugeſchickt, deren Wert ſich auf mindeſtens 6000 Franken belief. Das Geſchenk gefiel ihr wohl recht gut, allein ſie beging die große Ungeſchicklichkeit, dem ſplendiden Geber ein Dankbillet zu ſchreiben, welches ſie mit einem kleinen Poſtſkriptum endigte, worin ſie erwähnte, der geehrte Herr habe wohl vergeſſen, ihr die kleine Summe von

3000 Franken zu übersenden, den gewöhnlichen Preis, wenn sie in einer Gesellschaft singe. Der Herr wußte die Unbescheidenheit der Sängerin in der klügsten Weise zu strafen; er ging zu seinem Juwelier und kaufte ein Paar andere Ohrringe zum Preise von etwa 300 Franken, fügte die von der Sängerin beanspruchte Geldsumme hinzu und übergab alles zusammen seinem Sekretär, der sich zur Patti verfügte, es als einen Irrtum seinerseits bezeichnete, ihr die Brillantohrringe übergeben zu haben, diese seien für eine andere Dame bestimmt gewesen; das ihr von seinem Herrn zugedachte Geschenk sei hier dem Honorar beigefügt. Die Diva begriff zu spät ihren Fehler und übergab sehr verlegen dem Sekretär die schönen Brillanten.

Ein anderes Mal wurde sie zugleich in ihrer Eigenliebe verletzt. Eine russische Fürstin gab eine glänzende Soiree, wobei die Patti singen sollte. Diese sagte zu, bedang sich jedoch den Preis von 5000 Franken dafür, worauf die Fürstin auch einging. Da meinte die Sängerin, dies sei am Ende zu wenig verlangt, und so schrieb sie am Tage vor der Soiree ein Billet an die Fürstin, worin sie ihr meldete, sie sei leider etwas unwohl geworden und werde nicht singen können. Sie war fest davon überzeugt, die Fürstin werde sofort zu ihr eilen und ihr mit inständigen Bitten 6000 Franken bieten, damit sie nur singe, worauf sie nachgeben wollte. Aber die Sache kam anders. Die Fürstin fuhr nicht zur Patti, sondern zu einer anderen Sängerin, Madame Carvalho, der sie ihr Leid klagte und sie bat, die Stelle Adelinas auszufüllen. Madame Carvalho war dazu bereit, obgleich die Zeit der Vorbereitung sehr kurz war. Sie bat jedoch, ihr nun auch den gleichen Preis zu bewilligen, und fügte mit feinem Lächeln hinzu: „Wären Sie zuerst zu mir gekommen, so hätten Sie es viel wohlfeiler gehabt.“ — Als nun die Patti sah, daß die Fürstin nicht kam, wurde ihr bange. Sie schrieb schnell, sie habe sich wieder erholt und wolle am Abend singen. Darauf erhielt sie indessen die Antwort, die Fürstin habe nun bereits Madame Carvalho engagiert; wolle sie aber kommen, so werde sie sehr willkommen sein, indessen nur als Gast. Jetzt weinte die Sängerin vor Zorn und gekränkter

Digitized by Google

Eitelkeit. Sie war außer ſich; Madame Carvalho ſang aber ſo ſchön, daß niemand in der Geſellſchaft die Patti vermißte. E. K.

Die Hundeheilmethode. — Bei Buffon († 1788) leſen wir darüber folgendes: „Der jungen Hunde pflegen ſich viele Leute ſtatt äußerer Arzneimittel zu bedienen. Menſchen, die mit einer Kolik von Erkältung geplagt werden, wiſſen, durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes auf den Leib, ſich bald von dieſem ſchmerzhaften Uebel zu befreien, weil ſie durch ſanfte natürliche Wärme dieſer gefälligen Tierchen allmählich die Folgen einer plötzlichen Erkältung am ſicherſten vertreiben." Und ferner: „Es hat Podagriſten gegeben, welche durch das Lecken junger ſchmeichelnder Hunde von ihren Schmerzen befreit worden. Das ſchlimmſte hierbei war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uebel gemeiniglich ſelbſt erbten und ihre Dienſtfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Wenigſtens führt Herr v. Linné einen gewiſſen Herrn Aſchelin in Schweden an, der auf ſolche Art und mit ſo ſchlimmem Erfolg für den Hund von ſeinem Podagra befreit worden." Und ähnliche Mittel gab es damals noch viele. J. D.

Auch eine Werbung. — Die Frauen finden ſich bekanntlich von der männlichen Kraft beſonders angezogen. Im Mittelalter war jedoch die Kraft von etwas derber Aeußerung derſelben nicht zu trennen. Bekannt iſt's, daß Kriemhilde offen geſteht, wie Siegfried ſie weidlich durchgebläut habe, und ein ähnliches Beiſpiel hat die Geſchichte von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, aufbewahrt. Als ſie noch ſehr jung war, warb Wilhelm um ihre Hand. Sie erklärte jedoch kurz und bündig, ſie würde einen Menſchen wie ihn nicht heiraten. Wilhelm, auf das empfindlichſte beleidigt, jung und unternehmend wie er war, lauerte ihr auf, da ſie aus der Kirche kam, zerrte ſie an ihren langen Zöpfen hin und her, gab ihr Fauſtſchläge und Fußtritte und ritt dann eilig davon. Mathilde kam beſchämt und weinend zu ihrem Vater und erklärte demſelben, ſie wolle nie einen anderen Mann heiraten als eben den Wilhelm, der ſie ſo wacker durchgebläut hatte. Th.

Die getäuſchten Erben. — Kurz vor ſeinem Tode bat der reiche alte Lord Beresford alle ſeine Verwandten, die ſchon längſt auf die Erbſchaft warteten, zu ſich, und als alle mit mehr oder

weniger betrübten Gesichtern sein Bett umstanden, klingelte er, und sein Kammerdiener führte einen Notar herein, den der Alte seinen Verwandten als seinen Testamentsvollstrecker vorstellte. Dann forderte er den Advokaten auf, ein Schriftstück aufzusetzen, in dem alle Anwesenden erhärteten, daß sie den Erblasser für geistig vollständig normal und zurechnungsfähig hielten. Nachdem alle Verwandten unter dieses Schriftstück ihre Unterschrift gesetzt hatten, wurden sie mit einem dankbaren Händedruck entlassen. — Wenige Tage darauf starb der Alte. Nach dem Begräbnis durchsuchten die Erben den Schreibtisch des Verstorbenen und fanden ein Testament aus dem Jahre 1875, worin der Testator sein ganzes großes Vermögen einer öffentlichen Irrenanstalt vermacht hatte. Hatten sich die Erben vor Auffindung des Testaments, als alle noch zweifelhaft waren, wer von ihnen den größten Bissen der fetten Erbschaft erschnappen würde, gegenseitig mit mißtrauischen Blicken beobachtet, so herrschte jetzt, als ihnen alles entrissen werden sollte, eine seltene Einmütigkeit. Alle Beteiligten, ohne Ausnahme, waren jetzt der festen Ueberzeugung, daß, war der Alte bei seinem Tode auch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte gewesen, er doch im Jahre 1875, als das Testament abgefaßt worden war, sicherlich verrückt gewesen sei, wie nur ein Mensch sein konnte. Diese Behauptung machten sie auch vor Gericht geltend und sparten keine Kosten, um Zeugen aus dem Jahre 1875, die diese Behauptung bekräftigen sollten, herbeizuschaffen. Der Tag der Verhandlung kam heran. In geschlossener Kolonne mit zwei der berühmtesten und teuersten Advokaten von ganz London an der Spitze und mehreren Zeugen als schweres Geschütz in der Mitte rückten die Verwandten an. Aber kaum hatte der Vorsitzende des Gerichts die Verhandlung eröffnet, als der Testamentsvollstrecker, der seiner Zeit die Erklärung der Verwandten zu Protokoll genommen hatte, sich erhob und ein Testament vorlegte, das an demselben Tage eine halbe Stunde vor der Scene am Sterbebette des Alten verfaßt und unterzeichnet worden war und genau denselben Wortlaut hatte wie das aus dem Jahre 1875, nur mit dem Zusatz, daß dieses Testament erst vorgelegt werden sollte, wenn man versuchen würde, das aus dem Jahre 1875

für ungültig erklären zu lassen. Der Alte hatte die Gesinnung seiner Verwandten im voraus genau erkannt, und diese brauchten nun zu den Kosten, die sie sich gemacht hatten, auch für Spott nicht zu sorgen. S. S.

Ein verhängnisvoller Irrtum. — Die Erbitterung Napoleons auf den Herzog von Enghien, den er bekanntlich in Ettenheim aufheben und in Vincennes erschießen ließ, erhöhte erst der Umstand, daß ihm das Gerücht zu Ohren gekommen war, Dumouriez, der Feind Frankreichs, weile bei ihm. Daß beide ein heimliches Komplott gegen ihn schmiedeten, glaubte er sicher annehmen zu dürfen. Desto bestimmter lautete deshalb sein Befehl, sich unverzüglich des Herzogs und Dumouriez zu bemächtigen. Er war aber getäuscht worden, man hatte wegen der Aehnlichkeit der Aussprache einen anderen für Dumouriez gehalten. Denn nicht dieser, sondern der General Thumery hielt sich beim Herzog von Enghien auf. Der Befehl wurde aber trotzdem in seiner ganzen Furchtbarkeit vollzogen. D.

Der dekorierte Hanswurst. — Viktor Emanuel II., der erste König von Italien, wollte einst dem Schauspieler Antonio Petito, der ihm als Komiker sehr gut gefallen hatte, einen Orden verleihen.

Der Hofmarschall machte Gegenvorstellungen. „Majestät werden doch nicht einen Hanswurst dekorieren wollen! Bedenken doch Eure Majestät das Aufsehen, das eine derartige Auszeichnung erregen wird!“

„Aufsehen?“ sagte der König, sah seinen ordengeschmückten Beamten lächelnd an und strich seinen gewaltigen Schnurrbart. „Warum soll das Aufsehen erregen? Ist doch der Antonio Petito nicht der erste Hanswurst, dem ich einen Orden gebe!“ D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

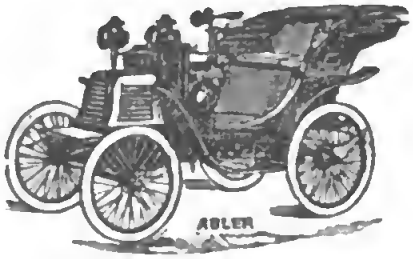
Adler Fahrräder

Adler Motorwagen

und

Schnell-Schreibmaschinen

in vollendetster Ausführung!



Adler Fahrradwerke

vorm. **Heinrich Kleyer**

Frankfurt a/M.

Vielfach prämiiert mit „höchsten“ Auszeichnungen.

Patentiert in allen Kulturstaaten.

Unmittelbar sichtbare Schrift.

Grösste Leistungsfähigkeit.

Stärkste Durchschlagskraft.

für ungültig erklären zu lassen. Der Alte hatte die Gesinnung seiner Verwandten im voraus genau erkannt, und diese brauchten nun zu den Kosten, die sie sich gemacht hatten, auch für Spott nicht zu sorgen. W. St.

Ein verhängnisvoller Irrtum. — Die Erbitterung Napoleons auf den Herzog von Enghien, den er bekanntlich in Ettenheim aufheben und in Vincennes erschießen ließ, erhöhte erst der Umstand, daß ihm das Gerücht zu Ohren gekommen war, Dumouriez, der Feind Frankreichs, weile bei ihm. Daß beide ein heimliches Komplott gegen ihn schmiedeten, glaubte er sicher annehmen zu dürfen. Desto bestimmter lautete deshalb sein Befehl, sich unverzüglich des Herzogs und Dumouriez' zu bemächtigen. Er war aber getäuscht worden, man hatte wegen der Aehnlichkeit der Aussprache einen anderen für Dumouriez gehalten. Denn nicht dieser, sondern der General Thumery hielt sich beim Herzog von Enghien auf. Der Befehl wurde aber trotzdem in seiner ganzen Furchtbarkeit vollzogen. D.

Der dekorierte Hanswurst. — Viktor Emanuel II., der erste König von Italien, wollte einst dem Schauspieler Antonio Petito, der ihm als Komiker sehr gut gefallen hatte, einen Orden verleihen.

Der Hofmarschall machte Gegenvorstellungen. „Majestät werden doch nicht einen Hanswurst dekorieren wollen! Bedenken doch Eure Majestät das Aufsehen, das eine derartige Auszeichnung erregen wird!"

„Aufsehen?" sagte der König, sah seinen ordengeschmückten Beamten lächelnd an und strich seinen gewaltigen Schnurrbart. „Warum soll das Aufsehen erregen? Ist doch der Antonio Petito nicht der erste Hanswurst, dem ich einen Orden gebe!" D.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

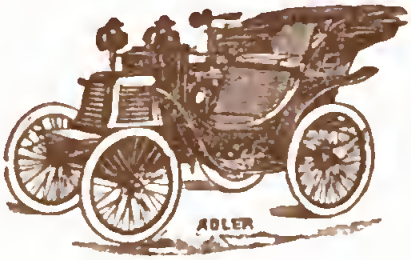
Adler Fahrräder

Adler Motorwagen

und

Schnell-Schreibmaschinen

in vollendetster Ausführung!



Adler Fahrradwerke

vorm. **Heinrich Kleyer**

Frankfurt a/M.

Vielfach prämiiert mit „höchsten“ Auszeichnungen.

Patentiert in allen Kulturstaaten.

Unmittelbar sichtbare Schrift.

Grösste Leistungsfähigkeit.

Stärkste Durchschlagskraft.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

à 10 ₰

Maggi

zum Würzen ist und bleibt das beste, billigste u. ausgiebigste Mittel, um jeder schwachen Suppe, Saucen und Gemüsen mit wenigen Tropfen augenblicklich einen äusserst feinen, kräftigen Wohlgeschmack zu geben. Es hat sich seit Jahren bewährt und wird von **keinem** alten und neuen Produkte übertroffen. In Fläschchen schon von 25 Pfg. an. Ebenso vorzüglich sind

MAGGI'S Bouillon-Kapseln, welche, mit allerbestem Fleischextrakt hergestellt und feinste Gelatine, Gemüseauszüge und das nötige Kochsalz bereits enthaltend, — durch einfaches Uebergiessen mit kochendem Wasser —, augenblicklich eine Portion kräftiger Fleischbrühe für 6 Pfg. oder extra starker Kraftbrühe für 8 Pfg. ergeben.

● **Zu haben in allen Delikatess- und Kolonialwaren-Geschäften.** ●

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.

Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend.

Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: **Häusliche Werkstatt.**

XXI. Band.

Reich illustriert. In moderner Ausstattung. Elegant gebunden M. 6.75.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1531

Von Autoritäten der Kinderheilk
empfohlen. Im Gebrauch der gröss
lands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung
für gesunde und darmkranke **Kinder**

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

Filmed by Preservation 1992